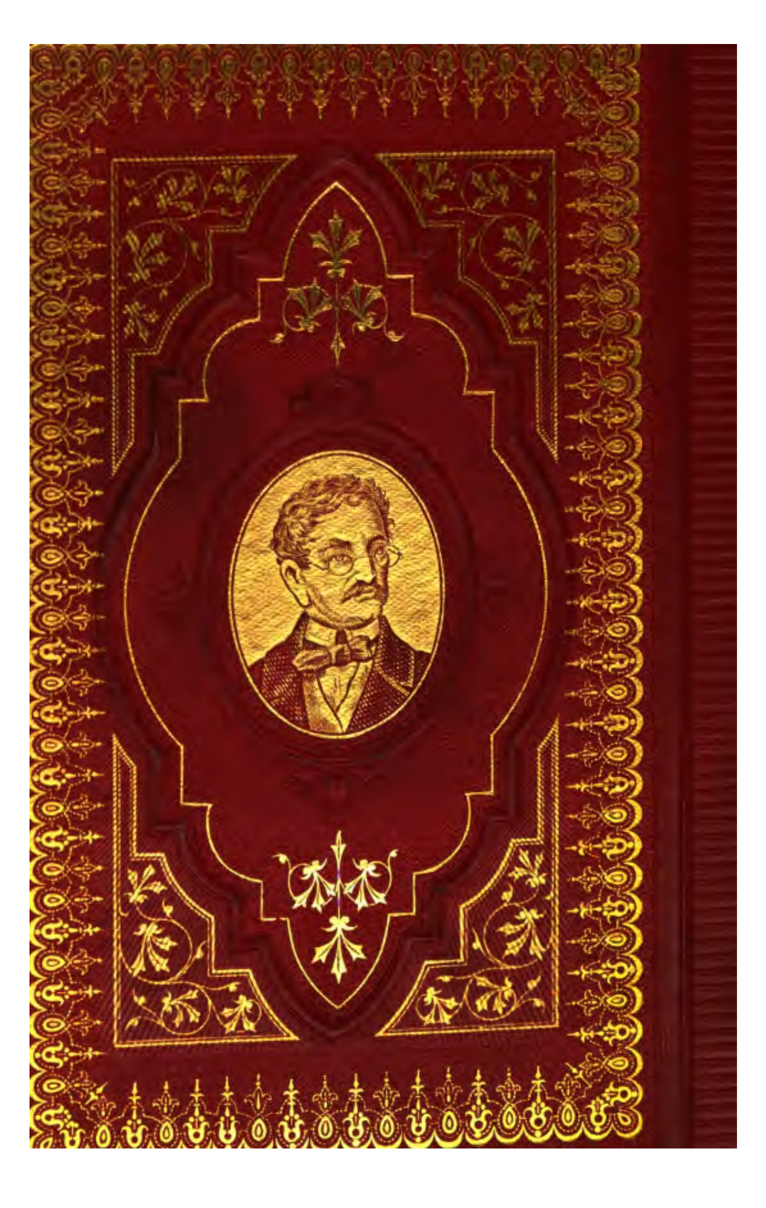
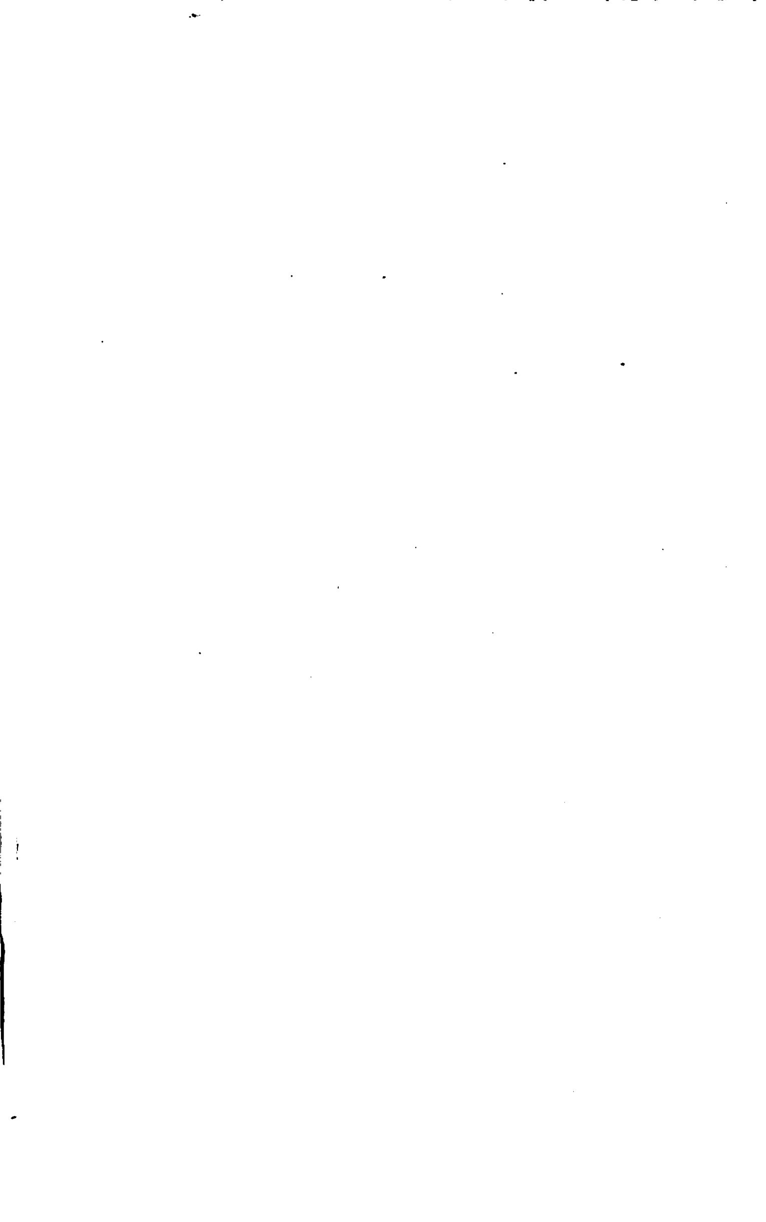





DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe

in zehn Bänden.



Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Neunte Auflage.

Siebentes Band.

Brünn und Wien.

Verlag von Fr. Karafiat.

1876.



Ernster und heiterer
Conversationssaal.

Die innern Menschen,
oder:
Der öffentliche Gerichtshof im Menschen.

„Dem Menschen wird es sehr leicht, Andere zu beurtheilen, hingegen sehr schwer, sich in ihre Lage zu versetzen, ohne welche Versetzung gleichwohl keine richtige Beurtheilung möglich ist."
Jean Paul in „Titan".

In jedem Menschen stecken alle andern Menschen und nicht nur die Menschheit. In jedem Menschen steckt ein Doctor, ein Advokat, ein Beichtvater, ein Polizei-Agent, ein Oberstküchenmeister, ein Architekt, ein General, ein Nachtwächter, ein Haiduk, ein Recensent, ein Criminalrichter, ein Uhrmacher, ein Minister, eine Köchin, ein Rabbiner, ein Diplomat, ein Taschenspieler und noch Mehrere und Andere.

Geht der Mensch vor einem im Bau begriffenen Hause vorbei, so ist er Architekt: „Ich hätte das Ding so gebaut!" — Besucht er einen Kranken, so ist er Arzt: „Folgen Sie mir und nehmen Sie das und das." — Erzählt man ihm einen Prozeß, sagt er: „Wenn ich Ihr Advokat wäre, so hätt' ich das gethan!" — Erzählt man von

einem Diebstahl, sagt er: „Ich als Polizeidirector würde das ganz anders anfangen!“ — Liest er eine verlorene Schlacht, so sagt er: „Ich bin zwar kein General, aber wenn ich gesehen hätte, daß die Cavallerie von dort kommt, hätte ich die Infanterie von dort kommen lassen!“ — Erzählt man ihm von den Dresdner Conferenzen, so sagt er: „Ich hätt' mit dem Manteuffel anders geredet!“ — Fährt er über den Semmering, so sagt er: „Ich als Ingenieur würde die Bahn durch den Adlitzgraben über den Kogel dort und den Hügel da und bei jener Schlucht dort u. s. w. gebaut haben!“ — Hört er von den Finanzen, so sagt er: „Das ist Alles nichts, ich würde ein ganz neues Geld einführen, Gold und Silber ist ja nur Einbildung u. s. w.“ Kurz, jeder Mensch ist in sich überzeugt, es wäre Alles, was er wäre, besser als alle Andere, die das sind, was er wäre, aber nicht ist.

Aus dieser Ueberzeugung im Menschen kommt es, daß der Mensch beständig in sich ein öffentliches Gerichtsverfahren hat, daß er über Alles urtheilt, Alles beurtheilt und verurtheilt und zugleich executirt, denn in ihm sitzt ja Alles! Der Mensch ist bei diesem seinem öffentlichen Gerichtsverfahren in sich zugleich Staatsanwalt, Ankläger, Präsident, Geschworner, Zeuge, Richter und Vollstrecker.

Jeder Theil im Menschen hat sein eigenes Verlangen: der Mensch ist aus lauter innern und äußern Theilen zusammengesetzt, die stets ihr eigenes Verlangen haben: das Verlangen des Magens heißt Hunger, das Verlangen der Leber heißt Durst, das Verlangen der Hand heißt

Habsucht, das Verlangen des Ohres heißt Neugier das Verlangen des Auges heißt Schaulust, das Verlangen der Sinne heißt Wollust, das Verlangen der Füße heißt Müßiggang, das Verlangen des Geistes heißt Freiheit, das Verlangen des Herzens heißt Liebe, das Verlangen des Gemüthes heißt Sehnsucht und das Verlangen der Seele heißt Unsterblichkeit!

Aber die Milz und die Galle und die Nieren haben auch ihr Verlangen, und ihr Verlangen heißt: Schwarzsehen, Anklagen, Verurtheilen! Und endlich das Verlangen der Muskelkraft heißt: Steine auf die Menschen werfen!

Aber der Mensch im Innern, der innere Mensch, soll den andern Menschen vom Aeußern nicht anklagen und nicht richten, ohne im Innern des Angeklagten alle Acten genau durchgelesen zu haben, und soll nicht urtheilen, bis er im tiefsten Innern des Angeklagten ergründet hat und erforscht alle Motive und Grundursachen, und bis vor ihm aufgedeckt liegt die angeschuldigte That, von dem Augenblicke an, wo sie Gedanke war bis zu dem Augenblicke, wo sie zur That in dem innern Menschen wurde; und verurtheilen soll der innere Mensch nicht, bis er sich selbst vollkommen und ganz und mit Kopf und Herz und mit Nerv und Muskel in die Lage des Angeklagten gesetzt hat!

Da ist ein Schuldiger, der zu schmählicher Strafe, zum schändlichen Tode verurtheilt ist; begnügt Euch mit der Strafe des Himmels, mit der Gerechtigkeit der Gesetze, mit der Execution des Nachrichters, aber richtet in

Eurem Herzen nicht nach, seid keine innern Nachrichter, bis Ihr durchschaut habt das ganze Actenheft von Minuten und Secunden, die sein Verhängniß ihm geflochten hat; bis Ihr durchschaut habt das Labyrinth der Schicksale, in welches ihn das Schicksal gestoßen vom ersten Odem seiner Geburt bis zum Momente der That; bis Ihr gesehen und gehört habt all' sein Kämpfen, Ringen, Sträuben und sich Mühen gegen den Entschluß, bis Schmerz, Unglück, Weh, Zufall, Geschick, Blut, Bosheit, Reizung, Noth, Verzweiflung, Vergessenheit, Betäubung sich seine Seele so lange wie einen Ball zugeworfen haben, bis sie dem Fall nicht mehr entgehen konnte, dem gräßlichen! Darum richte nicht, Du innerer Mensch, sondern setze Dich in die Lage des Gerichteten, und dann —: Ecce homo! —

Da ist ein Selbstmörder! Der Himmel wird sich der schuldigen Seele verschließen, die Kirche versagt ihm die geweihte Erde, der Himmel gehorcht dem Ewigen, die Kirche ist die Vollstreckerin des Himmels, aber Du innerer Mensch, richte nicht, beurtheile nicht, verurtheile nicht den Unglücklichen, der den Strich unter seine Lebensrechnung setzte, bevor Gott den Abschluß befahl, bis Du Dich in die Stelle des Unglücklichen gesetzt, bis Du alle Uebergänge durchgegangen bist, über welche er von der Liebe zum Leben bis zum Wegwerfen desselben ging, und wie er von Schritt zu Schritt ging mit blutenden Händen, mit wundgerissenen Füßen, mit geschundenen Gliedmaßen, mit zerschlitztem Herzen, mit zerknittertem Geiste, wie sein

Lebensgang vielleicht nur ein Gang unter Hagelschlossen, unter niederströmenden Pfeilen, unter schwülen Gewittern war, wie jeder Tag ihm neue Nattern ans Herz warf, wie jede Stunde an die scharfen Ecken seines Seins anschlug, bis es Funken gab, wie jede Minute eine Hoffnung, einen Wunsch aus seinem Leben zog und sie zertrat, wie jede Secunde mit fressendem Höllenstein an seinem zartesten Gefühle ätzte, wie sein ganzes Dasein nichts war, als ein Herabfahren von einem Stachelbaume, der alle seine Stacheln in die Höhe richtete; wie endlich Verzweiflung, diese hin- und herfahrende Lauferspinne über seine Seele hin- und herlief, bis diese Seele den Gedanken, über den sie nächtlich gebrütet, in willkürloser Ueberwältigung zur That macht! Darum richte nicht, Du innerer Mensch, bis Du Dich in die Lage dieses Unglücklichen gesetzt, und dann —: Ecce homo! —

Da sind Menschen und Thaten, über die das Gesetz oder die öffentliche Meinung und die mächtige, heilige Herkömmlichkeit der Dinge abgeurtheilt hat. Wohl! die öffentliche Meinung ist unangreifbar, weil sie ungreifbar ist, das Herkömmliche ist heilig, weil wir nicht wissen, woher es kommt, aber der innere Mensch sondere sich ab von der öffentlichen Meinung, der innere Mensch ist nicht herkömmlich, der innere Mensch ist eine heimliche Meinung und ein heimliches Gericht, und nichts Herkömmliches; darum richte der innere Mensch nicht mit der öffentlichen Meinung, er richte nicht, er beurtheile nicht, er verurtheile nicht, nicht den Schein,

nicht den Gedanken, nicht das Wort, nicht den Aufschrei der Andern, der Angeklagten, der sich vor ihm Preisgebenden, bis er ganz in ihre Lage sich denkt, bis er in die innersten Falten ihres Herzens geblickt, bis er kennt all' die Regengüsse und Pfeilregen und Staubfälle und Wolkenbrüche und Dachtraufen, unter welchen diese Menschen weggingen mit gebeugtem Haupt, mit gekrümmtem Leib, mit zerschütterter Brust, mit wundem Herzen; bis er zusammengerechnet hat die Summe aller Verletzungen, die jene Herzen erlitten, alle Stiche, die Bosheit ihnen beigebracht, alle Risse, die Verrath in sie gerissen, alle Wunden, die Unwerth ihnen schlug, alle Quetschungen, die sie im Drucke der Zeit erlitten, allen Hohn, den sie von Fühllosigkeit erduldeten, alles Weh, das Rohheit über sie ausgoß, alle Bitterniß, in welche Undank sie untertauchte, alle die tausend und tausend Nadelstiche von der Aetznadel der Unwürdigkeit, unter welcher sie Jahre lang still hielten, ohne zu zucken, die stillen Schmerzen all', die in diesem Herzen standen, und die der Himmel nicht einmal in Thränen auflöste, all' das Jahre lange Zerren und Zupfen des fühllosen Egoismus an den feinsten und zartesten blosgelegten Nerven dieser Herzen, dann, innerer Mensch, dann richte nicht, sondern setze Dich in die Lage dieses Menschen und —: Ecce homo!

Du innerer Mensch, Du heimliches Gericht im heimlichen Menschen, Du schwarzverlarvte Vehme in dem Brustverließ des Menschen, richte nicht, urtheile nicht, verurtheile nicht, richte das Thun und Lassen jener Menschen nicht, von dessen Herzen Du drei Späne gehauen, ohne sie

zu hören, damit der ceremonielle Hohn Deines entseelten Urtheils sich nicht kehre gegen Deine eigene Brust, und Dich einmal selbst vorlade vor das Gericht in Dir selbst, und Dir zurufe: Ich richte Dich, wie Du gerichtet, ohne Dich an die Stelle des Angeklagten gesetzt zu haben, ohne seine Leiden, seine Schmerzen, seine Kämpfe, die Reihe von Schändlichkeiten und Kränkungen und Verletzungen und Aufstachlungen und Verrätherejen und Unwürdigkeiten, die er erlitt, als Entlastungszeugen vorzuladen und anzuhören, ohne ihm die größte Rechtswohlthat: die Ergründung seines Seelenzustandes angedeihen zu lassen, — so wie Du gerichtet, so werde gerichtet, dann —: Ecce homo!

Du innerer Mensch, richte nicht über das Thun und Lassen der Andern, parfümire Dich nicht mit Prüderie, salbe Dich nicht mit Verschämtheit, mische Dich nicht darein mit Deinem Urtheile, wenn neben Dir ein Mensch in dem Augenblick, wo seine Menschlichkeit von schnöder Unbill, von schwarzer Entartung angepackt wird mit glühender Zange, wenn Gemeinheit und Unnatur so lange in einem Herzen herumwühlen, bis sie den tiefversteckten Zorn, den langzurückgehaltenen, den blutrothen Zorn mit Gewalt herausgejagt aus seiner Höhle, und er Gebrauch macht von seinen gottgeschenkten Krallen! Richte nicht und werfe Deinen Stab nicht inzwischen, wenn der Mensch, der tiefgereizte, heraustritt aus sich selber und mit sich selber ringt, wenn er Luft machen will dem Herzen, in welchem unendlich lang und still mißhandelte, wundgepeitschte Gefühle und Empfindungen wie Cyklopen bei dem lang angeblasenen Feuer endlich

anfangen zu hämmern und zu schmieden und das Zertrümmerungswerk zu beginnen; wenn so der Mensch mit sich und seinem Ingrimme öffentlich auf einen Niederwurf geht, halte Dich fern, innerer Mensch, moralisire nicht, bis Du in einem solchen Herzen gewohnt hast, setze Dich in die Lage dieses Herzens, und dann —: Ecce homo!

Du innerer Mensch, beurtheile weder die Gefühle, noch den Charakter, noch die Ausbrüche anderer Menschen, bis Du Dich in ihre Lage, in ihren Charakter, in ihr Fühlen, in ihr Blut, in ihre Liebe, in ihren Haß, in ihre Nerven, in ihre Kraft, in ihre physische und geistige Beschaffenheit, in den ganzen Gang ihrer Empfindungen und in den ganzen Cyklus dessen eingelebt hast, was sie gestritten, gelitten, erlebt, erstrebt, geduldet und verschuldet haben!

Du innerer Mensch, legst bei Deinem Urtheil den Maßstab an Dich an! Ungerechter! Hast Du dieselben Nerven, die der Andere hat? Hast Du dasselbe Blut? Hast Du dieselbe Urkraft des Denkens und Fühlens? Hast Du schon dieselben Kämpfe und Siege und Niederlagen erlitten, wie dieser Andere? Ist Dein Herz von denselben Gefühlen durchzittert worden? Hat Dein Auge dieselbe Thräne durchschnitten? Ist Deine Brust von demselben Erdbeben erschüttert worden? Sind Deine Adern mit demselben heißen Feuer durchspritzt worden? Ist Deine Seele durch die Spitzruthengasse solcher Erfahrungen gelaufen? Ist Dein Ich auch so gejagt, gehetzt worden von der ganzen Meute des Verraths, der Gemeinheit, der Niedrigkeit, des Undanks? Hast Du es auch stets und immer wieder von Neuem

versucht, die aufgeregten, gepeitschten, endlich empörten Sklaven: die Leidenschaften, die Wilden und Schwarzen in jeder Menschenseele, mit kaltem Geist zu bändigen, und ist es denn Dir stets gelungen? Warst Du auch innerer Friedensrichter in Dir selbst, wenn auf einmal Bosheit und Sünde alle eingeschlafenen Processe und alle mit geschlossenen Augen liegenden Kämpfe und Krämpfe in Deinem Innersten aufrüttelten und zum Angriff reizten?

Du innerer Mensch, richte in der kalten Zone Deines Verstandes nicht darüber, daß in der heißen Zone der Leidenschaft riesigere Geschöpfe, stachligere Pflanzen, wilderes Wachsthum gedeihen!

Du innerer Mensch, wohl ist es bequem, auf dem Maulthiere seines Phlegma, von den Fackeln des Verstandes beleuchtet, über die Höhen und Gipfel anderer Herzen hinzuziehen und sich seines sicheren Lebenspfades zu rühmen, während diese Höhen von Gewitterstürmen umtobt, von Stürmen zerrissen, von Zerklüftungen durchschnitten, nur dazu da zu sein scheinen, daß das Licht einer Fackel sie grell beleuchte, und er ausrufen möchte: wie schrecklich! —

Du innerer Mensch, der Du stets den Kopf als Steuermann willst, und nie das Herz oder das Blut, richte nicht, bis Du mit diesem Steuermann auch gefahren bist auf dem Meere des Lebens, durch Sturm und Klippen, durch Riesenwellen und Brandung, durch Windesgeheul und Wogenschaum, so lange vergebens kämpfend gegen Orkan und Donner und aufgebäumtes Element, bis der Kopf endlich das Steuerruder sinken läßt und stumm zuschaut!

Du innerer Mensch, warum hast Du blos ein Sehrohr für das, was Dü siehst und lesest von einem Menschen, warum hast Du blos ein Hörrohr für das, was Du hörst und was man Dir sagt von einem Menschen, warum hast Du für ihn nicht auch ein Fühlrohr, ein Stethoskop, das Du anlegst an den andern inneren Menschen, an sein Herz, um herauszufühlen den Umlauf seines Blutes, das Klopfen seiner Adern, die Verengerung und Erweiterung seiner Herzader, die Eiterungen seines tiefen Wehes, die Verblutungen seiner Aorte?!

Darum, innerer Mensch, richte nicht, urtheile nicht, verurtheile nicht, und wenn der ausbrechende Zorn einmal offene Tafel hält und zu Gerichte sitzt, wie Attila am freien Markte, und die Schuldigen züchtigt aus gottabgestammtem eigenem Richteramt, und er Euch einladet zum Zuschauen, dann schaut zu, aber urtheilt nicht, bis Ihr Euch an die Stelle des Tafelgebers setzt, bis Euch wie ihm die Schlechtigkeit Bittersalz in die Schüssel des Lebens geschüttet, bis Euch wie ihm Schlechtigkeit den Trank der Mahlzeit vergällt, bis Euch wie ihm Schlechtigkeit die Gänge der Tafel zerworfen, verwirrt und zerrüttet, bis Euch wie ihm Schlechtigkeit das Glas bis zum Ueberfließen gefüllt, bis Euch wie ihm Schlechtigkeit jeden Brosamen vergiftet, dann stellt Euch Euch selbst gegenüber, schaut dann Euren inneren Menschen an, und dann —: Ecce homo!

Der Brautschleier.

Festgedicht zur Vermählung Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph
mit Ihrer k. Hoheit der Herzogin Elisabeth in Baiern.

Es saßen vier Elfen, ich weiß es nicht wo,
Sie saßen am Webstuhl so heiter und froh;
Es saßen vier Elfen, ich weiß es nicht wann,
Und webten am Webstuhl und lachten sich an;
Es saßen vier Elfen, ich weiß nicht wie lang,
Und webten am Webstuhl bei süßem Gesang.

Es stiegen vier Englein vom Himmel herab,
Mit silbernen Flügeln und güldenem Stab;
Es traten vier Englein zum Webstuhl ganz sacht
Und sah'n das Geweb' an, voll Zartheit und Pracht,
Es fragten vier Englein, in Huld und in Zier:
„Ihr vier Elfen schöne, was webt ihr denn hier?"

Die vier Elfen sprachen verschämt und halblaut:
„Wir weben den Schleier der lieblichsten Braut,
Ihr vier Englein scheint aus dem Himmel entschwebt,
Zu rathen uns, was in den Schleier man webt
Der herrlichsten Braut, die im Erdenthal lebt;
Die herrlichste Braut auf der Erde ist's werth,
Von Englein und Elfen zu werden beschert!"

Da nah'n die vier Englein zum Webstuhl heran,
Und Jegliches stellt zu den Elfen sich dann,
Da fragte ein Englein mit himmlischer Ruh':
„Du jüngste der Elfen, was denkest jetzt Du?"

„Ich denke,“ versetzte das Elfchen so fein,
„Ein Sternlein am Himmel möcht' Abends ich sein!
Wie schön wär's, zu schiffen durch Licht und durch Raum,
Der Erde zu schenken den gülbenen Saum!
Wie schön wär's, dem Menschen, wenn's Herze ihm bricht,
Zu füllen das Auge mit Hoffnung und Licht!
Zu hauchen in' Busen vom Jenseits den Keim,
Zu trinken von Wimpern die Thränen geheim!
Zu steh'n wie ein Blümlein am Busen der Nacht!
Zu wachen beim Gram, bei dem Keiner sonst wacht!
Zu wachen mit Müttern am Bettchen vom Kind!
Zu leiten den Schiffer durch Dunkel und Wind!
Die Erste zu sein, wenn die Wolke zerreißt,
Die Nachts einen sonnigen Morgen verheißt!
Und weil nun ein Sternlein so Holdes thut kund,
D'rum denk' ich an's Sternlein zu jeglicher Stund'!“

Da sagte der Engel: „So webe, mein Kind,
Ein Sternlein hinein in den Schleier geschwind';
Denn gleich einem Stern diese Braut einher zieht,
Im Aug' auch ein liebliches Sternlein ihr blüht;
Ein Sternlein auch wohnt ihr im Herzen fürwahr,
Ein Sternlein auch hellet den Busen ihr klar,
D'rum webe, du Elfe, ein Sternlein auch ein,
Sie wird ja ein Sternlein am Thronhimmel sein!“

Zur zweiten der Elfen ein Englein tritt zu:
„Du zweite der Elfen, was denkest jetzt Du?“

„Ich denke,“ versetzte das Elfchen so fein,
„Ein Veilchen im Frühling möcht' gerne ich sein!
Wie schön wär's, dem Bräutigam Frühling mit Lust
Als erstes der Blümchen zu schmücken die Brust!

Wie schön wär's, als sinniges Blümlein im Moos
Gesuchet zu werden vom herrlichsten Loos,
Wie schön wär's, durch Hauchen den Duft in die Flur
Dem glänzenden Ritter zu zeigen die Spur!
Wie schön wär's, als Veilchen zu fragen, verwirrt:
Mein hoher Herr, weißt Du, wie's Veilchen denn wird?
Vom Himmel blau ein Tröpfchen Thau
Fällt bei des Mondes Schein in's dunkle Moos hinein,
Es soll auf Erden ein Blümchen werden,
Zwischen Himmel und Erd', vom Himmel es begehrt:
„Stell' mich nicht zur Schau! Birg mich in der Au, gib mir
ein Kleidchen blau,
Mit einem Bischen Duft für meine nächste Luft,
So ganz am stillen Ort, so blüh' ich gerne fort! —
Der Himmel gewährte dem Veilchen sein Kleid,
D'rum denk' ich an's Veilchen zu jeglicher Zeit!"

D'rauf sagte der Engel: „So webe, mein Kind,
Ein Veilchen hinein in den Schleier geschwind!
Denn gleich einem Veilchen ist hold diese Braut,
Vom Himmel auf Erden herniedergethaut,
Und gleich Einem Veilchen, so duftig und zart,
So hat sie die Reinheit des Thaues bewahrt.
D'rum hat ein erhabener Sinn es gepflückt,
D'rum jetzund das Veilchen die Kaiserkron' schmückt!"

Zur dritten der Elfen ein Engel tritt zu:
„Du dritte der Elfen, was denkest jetzt Du?"

„Ich denke," versetzte das Elfchen so fein,
„Ich möchte am liebsten ein Lorbeerzweig sein!
Wie schön wär's, zu schmücken ein ritterlich Haupt,
Das früh sich die Schläfe mit Ruhm hat umlaubt!

Wie schön wär's, zu schmücken ihm Harnisch und Schild
Als Rahmen zu dienen dem sprechenden Bild!
Wie schön wär's, als Sinnbild von Ruhm und von Ehr'
Dem Vaterland sprechen vom siegreichen Heer!
Wie schön, mit Veteranen in Schlachten ergraut,
Am Altar des Ruhmes zu werden getraut!
Wie schön wär's, dem Dichter, vom Glücke verwais't,
Als Blatt zu verkünden, was Nachwelt verheißt!
Wie schön wär's, zu ruhen bei Kronengeschmeid'!
D'rum denk' ich an Lorbeer zu jeglicher Zeit!"

D'rauf sagte der Engel: „So webe, mein Kind,
Hinein in den Schleier den Lorbeer geschwind,
Denn der diesen Schleier wird lösen vom Haar,
Dem grünet der Lorbeer ums Haupt schon fürwahr,
Er bringt ihn mit Scepter und Fürstentalar,
Als Bruder der Myrthe ihr mit zum Altar.
Der Lorbeer gebühret dem rosigen Blut,
Der Lorbeer gebühret dem freudigen Muth,
Der Lorbeer gebührt der entscheidenden That,
Im Felde der Thaten, im sinnenden Rath,
Der Lorbeer, die Pflanze aus feurigem Saft,
Schmückt würdig die Krone, das Schwert und den Schaft
Dess', der aus Getrümmer und Wahnsinnes Haft
Sein Reich als Erretter empor hat gerafft
Durch einigen Sinn und vereinigte Kraft!"

Zur vierten der Elfen der Engel tritt zu:
„Du vierte der Elfen, was denkest jetzt Du?"

„Ich denke," versetzte das Elfchen so fein,
„Ich möcht' nach Gewitter ein Regenbogen sein!
Wie schön wär's, auf finstere, wolkige Wand
Zu malen die Hoffnung mit farbiger Hand,

Wie schön wär's, nach Blitz und nach Donnergeroll
Der Welt zu verkünden, daß Gott nicht mehr groll'?
Wie schön wär's, zu melden ganz strahlend vor Freud',
Daß Gott allen Menschen ihr Fehlen verzeiht.
D'rum denk' ich, das Eine, das Eine allein:
Wie schön wär's, zu künden durch Licht und durch Schein,
Daß Alles vergeben, vergessen soll sein!"

Da sagte der Engel: „So webe, mein Kind,
Den Bogen der Iris in' Schleier geschwind,
Und hinein, mit zarter Hand,
Der Verzeihung Unterpfand,
Regenbogen, Gnadenband,
Ausgespannt von Gottes Hand
Ueber neu verjüngtes Land!
Regenbogen Gottes meint:
Wolke hat genug geweint!
Regenbogen Gottes schreibt:
Wolke geht, doch Sonne bleibt!
Regenbogen Gottes sagt:
Erde hat genug geklagt!
Regenbogen Gottes spricht:
Ewig zürnen kann ich nicht!
D'rum, Else, d'rum web' in den bräutlichen Schleier,
Bestimmt für die Stunde der heiligen Feier,
Den Bogen der Gnade in lieblichem Feuer!
Wer liebt, fühlt im Busen die Götter erwachen,
Wer liebet, ist glücklich, will glücklich auch machen,
Wer heim führt die Blume, so lange ersehnt,
Deff' Herz für das Glück aller Menschen sich dehnt!
D'rum webt nur den Bogen der Traumphantasie
Und webt in den Bogen das Wort voll Magie,
Das Wort, das viel schwerer, als Geist und Genie,
Das Wort, das viel schöner, als Sangmelodie,

Ein Wort, vor dem Engel selbst beugen das Knie,
Ein Wort, das der Himmel den Herrschern verlieh,
Ein Wort, das von Gottes Wort treue Copie,
Den Demant der Worte, das Wort: „Amnestie!"

Die vier Elfen hörten's und webten es fein,
Die vier Englein sagten's und lächelten d'rein,
Die vier Elfen schafften den Schleier ganz schnell,
Die vier Engelein nahmen ihn mit sich zur Stell'.
Vier Englein, vier Elfen, sie faßten ihn an
Und trugen durch weißblauen Himmel ihn dann;
Die Englein, sie beten den Segen dabei,
Die Elfen, sie singen die Brautmelodei.
Es hüllten das liebliche Antlitz darein
Vier Engel, vier Elfen im sonnigen Schein;
Es gingen zur Kirch' ungesehen auch mit
Vier Engel, vier Elfen, als Hochzeitgebitt'.
Es nahmen den Schleier, nach Kirch' und Altar,
Vier Engel, vier Elfen ihr zart aus dem Haar,
Es legten den Schleier, so zart und so los',
Vier Engel, vier Elfen der Hohen in'n Schooß,
Es schwebten dann wieder in Lüfte empor
Vier Englein, vier Elfen und sangen im Chor:

„Nun zum Fest der Huldigungen
Strömt alle Welt herein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!"

Eheheiligkeit.

Es gibt kein heiligeres, das Herz mit einer süßeren und stilleren Seligkeit füllendes Wort, als das Wort: Ehe! Wehe dem Leser, dem nicht jetzt schon dieses Wort ins Herz hineintönt und mit leiser Ahnung jener Seligkeit darin zitternd fort- und nachklingt! Die Ehe ist das Rosenfest der Liebe, der große Vereinigungstag der Seelen, das Ineinanderwehen zweier Vesta-Flammen auf dem Altare der reinsten Tugend. Nach dem süßen Vortraum der Liebe, in dem wir die Zeit wie an einer Blumenuhr, nur an Blütenkelchen und Rosendolden messen, und das Allspiel des Universums wie eine Flötenuhr uns umklingt, nach diesem Vorhimmel voll Frühgold und Morgenrosen, tritt der Jüngling in die heilige Stiftshütte der Ehe, und der wahre Himmel mit seinem nie sterbenden Blau und seiner unendlichen Tiefe, mit seinen nie erbleichenden Sternen und seinem ewigen Sphärenklange lenkt sich herab auf sein Haupt, und leuchtet mit seinen hellen und warmen Strahlen weit in sein Leben hinein.

Da umfaßt der Jüngling sie, die Einzige, die er lange mit zartem Flügelschmelz in scheuer Achtung auf den Fittigen seines Herzens getragen, die er mit lockenden,

bebenden, leisgehauchten Liebesklängen nachzog und nachsang, in den stillen Blumenaugen ihrer Jungfräulichkeit, und im stillen keuschen Schauen sich ergötzt an dem Spiel ihrer Augen, in denen die Votivtafeln der Unschuld und der Reinheit unter der Feuerkaskade ihrer Blicke in süßen Zügen schwammen; da umfaßt er sie in der Polhöhe seines Glückes, und ein lauter, belebender Auferstehungshauch weht warm und frisch über die eingesunkenen Leichen- und Leidenshügel seiner langen, stummen Liebe hin, und wie am großen Gräberfeste steigen alle seine Hoffnungen und Wünsche heraus aus ihren Todtenhüllen und flechten ihm den Immergrünkranz himmlischer Ehewonnen um die glückumflogene Schläfe.

Wehe und wehe aber den Jünglingen, denen die Liebe nichts ist, als eine Spielmarke der Zeit, nichts als das Vorgebirge der Genußhoffnung, denen die Hallelujaden reiner Sympathie wie die feszennischen Lieder heißkochender Sinne erklingen, denen die Ehe nichts ist, als ein gesellschaftliches vierhändiges Spielstück, nichts, als wie das Paar oder Unpaar der Leidenschaft! Diese erblicken in dem reinsten Spiegel des reinsten Mädchenblickes nur ihr eigenes Selbst, diesen an sich selbst nagenden Lustteufel und Scorpion; diese hören in dem zarten Schlagen der mit heiligem Dunkel überbauten Jungfräulichkeit nur das Pochen und Hämmern ihres in sich getragenen Bohr- und Todtenwurms der Gier, und das leise, nur den Blumenfingern der Reinheit verspürbare Pulsiren jungfräulicher Liebe ist ihnen blos der Auctionshammer der sich losschlagenden Sinnlichkeit! Wehe! und dreimal wehe euch! ihr werdet vorgefordert

werden und Rechenschaft geben müssen dort über jeden trüben Anhauch, mit dem ihr den Spiegel eines reinen Weibergemüthes beflecket; über jeden Staubfaden weiblicher Blüte, den ihr mit euren Giftblicken angeweht; über jede Sünde, die ihr in der geheimsten Herzensfalte gegen den heiligen Geist der Tugend begannet; über die heimlichste Thräne, über die leiseste schmerzliche Mundverzuckung der von euch verlockten, betrogenen und in ihrer Zartheit und Wehrlosigkeit tief in sich verfallenen und niedergebeugten Weiblichkeit.

Ihr edlen und unentweihten Jünglinge aber, in deren nie befleckter Herzensschale der Goldtropfen keuscher Liebe zitternd hängt — der Gegenstand eurer Liebe schwebe nun blos, wie die geheime Vorahnung eines bessern Seins vor der blauen Ferndecke eurer Seele, oder er blühe schon im Leben wie das Blümchen Augentrost (Euphrasia) vor eurem trunkenen Blick — glaubt mir, ihr zieht an euren Gefühlsfäden und Liebesseilen euren Himmel und den wahren, eure Seligkeit und die unendliche nach euch. Sahet ihr einst das verschlossene Paradies liegen in den Augen eurer Geliebten und Braut, so liegt jetzt in den Blicken eures keuschen, euch anvermählten Weibes das offene Paradies mit seinem immer blütetreibenden Frühlinge und mit der deutlichen Offenbarung eures steten Glückes. Hörtet ihr sonst in ihren Liebkosungen die Frühglocken des anbrechenden Wonnemorgens, die leisen, ins Herz hineinklingenden Vortöne und Präludien zusammenschmelzender Accorde, so hört ihr jetzt in den zärtlichen Tönen

eurer Seelenhälfte die Psalmenklänge des Friedens und der unsterblichen Liebe, das „Sanctus“ der weihevollsten und gottgesegnetsten Eintracht und Seligkeit!

Darum, o darum haltet fest an dem Glauben an die reine Jungfrau, diese Glaubenslehre macht euer künftiges Heil! Eine nur weihet euch, und diese Eine sei euer Polarstern, dem ihr immer und ewig nachzieht. O gleichet nicht dem Meere, das aus offenem Busen jeden Sonnenblick, jeden Sternenschein zurückwirft und bei jedem Blitzstrahl buhlerisch aufleuchtet, sondern dem Demantstern, der im eigenen Glanze lange leuchtet, der Muschel, die nur einen Tropfen aufnimmt und ihn in seliger Stille zur köstlichen Perle befördert.

Der schönste Edelstein.

Vergebt, daß ich vor eines Possenspiels Gestalten
Vor Euch erschein', mit ernstbeschwingtem Wort;
Doch vor der Laune buntbewegtem Walten,
Ist manchmal ernste Regung am rechten Ort;
Und gerade, wenn das Herz die Flügelthüren
Weit geöffnet hat für frohen Scherz,
Da schlüpft ein Wort, geschaffen, um zu rühren,
Dem Bettler gleich sich unbemerkt in's Herz,
Und schleicht, wie mit dem Scherze in Verbindung,
Sich glücklich durch bis zu dem Winkel der Empfindung!

— Und so sei auch dies Wort zu Euch gekommen,
Und also gönnt ihm auch ein Plätzchen klein; —
Noch steht es an der Thür', — ein Bischen ist's beklommen,
Doch sieht es off'nes Herz — und — husch! da ist's herein!

— Im gold'nen Saale sitzen sie, die Fürstensöhne,
Umgeben von des Purpurs blendendreicher Pracht,
Geschmückt mit Allem, was das Leben kröne,
Mit Allem, was das Dasein herrlich macht;
Und bei der Krone, die im Marmorsaale
Aus tausend Edelsteinen ihre Strahlen blitzt,
Entspinnt ein Wettstreit sich mit einem Male:
„Welch' ein Juwel den höchsten Werth besitzt!“
In welchem Edelsteine der schönste aller Kerne,
In welchem Edelsteine die reinste Flamme ruht,
Welch' ein Juwel am nächsten steht dem Sterne,
In welchem Stein die schimmervollste Gluth? —

Und Einer von den Fürsten sagt im stolzen Tone:
„Der Demant ist der König im Juwelenreich!
Ihm gleicht kein anderer Stein der Fürstenkrone,
Und kein Juwel kommt ihm an Glanz und Klarheit gleich!
Ist nur der Diamant in Gluth und Fluth zu schauen."

— Der Zweite spricht: „Ich aber geb' dem Feuer
Den Vorrang, der da wohnt im Rubin;
Er gleicht dem zartgewebten Rosenschleier,
Den Phöbus' Finger durch das Frühroth zieh'n!
Rubinenglanz, er gleichet dem Erröthen,
Der aus dem Schnee von Mädchenantlitz bringt,
Und ein Gedank' an Falschheit kann ihn tödten,
Daß an der Hand er blaß wird und zerspringt,
Und weil Gedanke nur von Schuld ihn macht erbleichen,
D'rum kann kein and'rer Edelstein an Werth ihm gleichen."

— Der Dritte spricht: „Smaragd allein ist meine Wonne,
Im Strahle vom Smaragd liegt Wunderkraft,
Weil er dem Aug', das wund vom Licht der Sonne,
Durch seines Schmelzes Milde süße Labung schafft;
Wie nach dem großen Schöpfungswort: „Es werde!"
Das Feld, die Flur, der Plan, die Au', der Hag,
Der Berg, das Thal, die ganze junge Erde
Im grünen Jägerkleide vor uns lag,
So kann nur aus Smaragdes grünen Flammen,
Ein grünes Heer von Frühlingsstrahlen stammen!" —

Dann kommt an die Andern auch die Reihe,
Granat, Saphir, Opal erhalten auch ihr Lob,
Als sich mit einem Lächeln stiller Herzensweihe
Der Jüngste von den Fürsten mild erhob:

Ihr habt den Edelsteinen allen hier gehuldigt,
Und schwer ist unter ihnen der Vergleich,
Ich aber zeige, wenn Ihr mich entschuldigt,
Den allerschönsten Edelstein doch Euch!
Und wollt Ihr ein Paar Schritte mit mir gehen,
So sollt Ihr meinen Edelstein gleich sehen!" —

Und gerne folgen alsogleich die Andern,
Er führt vom Thore in die Vorstadt sie hinaus,
Wo sie erwartend, stille mit ihm wandern,
Bis an ein kaum vollendet, groß geräumig' Haus;
Noch hat's kein Dach, es stehen kahl die Mauern,
Die Thüren und die Fenster sind der Flügel frei,
Doch wird's, man sieht's, nicht gar so lang mehr dauern,
Daß das Gebäude gänzlich fertig sei.
Und an des Hauses annoch unbeschritt'ne Schwelle
Liegt rohgemeißelt und viereckig da ein Stein,
Daneben liegt ein Hammer, gleich dabei die Kelle,
Und Mörtel bringt man in den Trog herein;
Der Fürst bleibt stehen, bückt sich milde nieder
Und spricht: „Dies Haus da, vielgeliebte Brüder,
Nächst Gott ist's meinem Schutze anvertraut;
Für Sieche und für Kranke ist's erbaut.
Hier soll der Arme die Genesung finden,
Wenn ihm die Lebenskräfte langsam schwinden,
Hier soll den Lechzenden man laben,
Hier soll am Bett' des Schlummerlosen, Schwachen
Ein freundlich' Auge mitternächtlich wachen;
Hier soll, der so allein steht und verlassen,
Mit neuer Zuversicht die Retterhand erfassen,
Hier soll der müde Wanderer in der letzten Stunde
Ein Friedenswort vernehmen aus geweihtem Munde,
Und diesen Quader leg' ich jetzt als Grundstein ein
Und sag' Euch frei: Das ist mein schönster Edelstein!"

Da blickten sich gerührt und ohn' Bedenken
Die Fürsten all', den Grundstein einzusenken,
Und gaben still dann Erde auch hinauf,
Und manches Frauen-Thränlein tropft darauf,
Und manche fromme Zähre auf den Grundstein rann,
Als sie das Kreuz auch schlugen mit dem Hammer dann
Und still fortmau'rten und beteten dabei,
Daß es in Gottes Huld befohlen sei!
Und es schien, als ob aus dem frommen Hammerschlag
Ein Echo des Gebets zum edlen Fürsten drang:
„Was Du versenkst in stiller Erdennacht,
Das schaut das Aug', das in dem Himmel wacht;
Weil Du gemauert hast an Gottes-Stein,
Wird eine feste Mauer Gott Dir sein,
Und mit dem Haus, das Du gar der Erd' vertraut,
Hast auf den Himmel Du gar fromm gebaut!
Und trittst Du einstens in den Himmel ein,
Soll dieser einfach schlichte Mauerstein
Dir eine Stufe mehr zur ew'gen Gnade sein!" —

Frauenwürde.

Weibliche Unschuld und Reinheit im höchsten Sinne ist das Höchste und Heiligste auf Erden. Hier ist die Stufe, über welche Gott zum Menschen herabsteigt; eine Jungfrau ist als solche nothwendig zugleich ein Engel in Menschengestalt, worüber man das Wörterbuch aller Dichter und Verliebten nachsehe. Kinder nämlich (das heißt Dichter) und Narren (das heißt Verliebte) reden nach einem alten Sprichworte stets die Wahrheit. Eben darum konnte der ewige Gottmensch auch nur von einer reinen Jungfrau geboren werden, — wie es alle vorchristlichen Sagenlehren ahnen, in denen von der Menschwerdung eines Gottes die Rede ist, — und wer dies Stück der Glaubenslehre umgeht, vernichtet damit zugleich die Gottheit des Christus.

Eben darum ist der höchste Gipfel des Schönen in der zarten Gestalt des unschuldigen Weibes — die Mutter ist nur schön, in so fern sie sich selbst als solche noch Jungfräulichkeit erhalten konnte — und der höchste Sieg der Kunst in der medicäischen Venus und der Madonna, — darum ist Schönheit und Jungfräulichkeit eigentlich einerlei im tiefsten Urgrund. Darum leuchtet der Himmel mit allen seinen Sternen aus dem reinen Blicke der Jungfrau, die

nichts davon weiß, daß ihr unbefangen die Erde betrachtendes Auge den Himmel rückstrahlt durch Offenbarungswunder. Darum vermag die edle Herrin den wildesten Ritter zu sänftigen, und darum ist die Tugend, Wahrheit und Schönheit in allen tugendhaften Sprachen weiblichen Geschlechtes.

Wer dies Heiligthum des Jungfrauenherzens nicht ehrt und anbetet, ist auch kein Mensch, und wer diesen reinen Spiegel des Himmels beflecken kann mit der Lust der Erde, der begeht die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist!

Wehe euch neumodischen Weiberhassern, die ihr im reinen Spiegel des weiblichen Herzens nur den eigenen Teufel erblickt, da er doch jedem guten Menschen ein Engelbild zustrahlt. Glaubt und sagt nicht, daß diese Reinheit des Weibes jetzt etwa seltener sei als je; suchet sie nur zu allen Zeiten, und ihr werdet sie stets finden, wo sie am wenigsten gesucht wird.

Eine Zeit und ein Volk, wo man die Frauen nicht ehrt, ist eben darum eine schlechte Zeit und ein gesunkenes Volk, und einst wird das jüngste Gericht von dem gesunkenen Männervolke des Zeitalters Vergeltung fordern für all' die unzähligen still und heimlich geflossenen Thränen und erstickten Seufzer der verkannten, zertrümmerten und niedergedrückten Weiblichkeit!

Der Liebe und des Ruhmes Kranz.

Vergebt, Ihr Herr'n, der Dichter selbst, aus dessen Händen
Ich diese kleine Dichtung hier erhielt,
Rieth mir, mich an die Frauenwelt zu wenden
Mit seinem schlichten Phantasie-Gebild;
Er meint, das Frauenherz nur kann entscheiden,
Ob er erfaßt, wie dieses wundersame Ding
Empfindet, schlägt und pocht im Suchen und im Meiden;
Und wann und wie es Lieb' am liebsten je empfing;
Wie Lieb' muß nahen, und wie Lieb' muß kommen,
Wie Lieb' muß sprechen, und wie Lieb' muß fleh'n,
Wenn sie als Lieb' im Herzen sei willkommen,
Wenn Gegenlieb' soll Lieb' entgegen geh'n! —
Ihr werdet mit uns Beiden doch nicht rechten,
Am Ende schlägt es doch in Euer Reich,
Denn wenn die Frauen Kränz' und Körbe flechten,
So flechten Beide sie ja nur — für Euch —!
D'rum lauscht und schaut die Frauen an zuweilen
Mit Eurem Kenneraug', so sehr geübt;
Und scheinen sie der Dichtung Sinn zu theilen,
Dann applaudirt nur, wenn es Euch beliebt.

* * *

Am Rhein, da wo die Welle an des Ufers Saum
Sich bricht und murmelt wie im Morgentraum,
Da lebt' ein Mädchen, wundersamlich hold,
Von Elfenhand das blonde Haar gerollt,

Das Aug' gefüllt mit Abendhimmels Blau,
Ein Zauberschloß des Mädchens Gliederbau,
Des Mädchens Blick, so klar, so lieb, so traut,
Dem Sterne gleich, der sich im Rhein beschaut,
Des Mädchens Wort, so süß, so fromm, so hell,
Gleich Glockenton aus stiller Priesterzell';
Des Mädchens Gang, so flink, so leicht bewegt,
Der Blüte gleich, die sich im Weste regt,
Des Mädchens Herz, ein unbeschrieben Blatt,
Auf das noch Lieb' kein Wort gezeichnet hat,
Das wie im stillen Thal ein stiller See
Bewacht nicht wird vom tiefen Liebesweh.
Im selben Ort lebt auch ein Brüderpaar,
Die liebten Beide sie, so tief als wahr,
Doch ihre Liebe nicht, und nicht ihr Schmerz
Erregten ihr das ruhig stille Herz;
Und als sie jahrelang geworben vergebens in Lieb',
Als kalt und fühllos stets die Jungfrau blieb,
Da litt es Beide nicht länger im Heimathshaus,
Es trieb sie fort, und es trieb sie hinaus
Mit Qual und Thränen, und mit Weh und Ach,
Verlassen Herd sie, Haus und Heimathdach,
Und zu versüßen, was das Leben Bitt'res bot,
Erwählen sie die Kunst zum Herzkleinod!
Denn Kunst ist ja das süße Himmelsbrot,
Das Gott bei Leid und Weh dem Leben bot;
Es ist die Kunst der klare Götterhauch,
Der küßt die Blumen wach am Dornenstrauch
Es ist die Kunst ein süßer Tropfen Thau,
Der niederfällt vom nächt'gen Himmelsblau,
Der in des Herzens kranke Muschel fällt
Und da zur Perle wird für alle Welt;
Es ist die Kunst ein Auferstehungsruf,
Der niedertönt von dem, der uns erschuf.

Der aus dem Herzensgrab' erstehen heißt
Zum ew'gen Leben den verklärten Geist!
Und wer der Kunst sich wirft in off'nen Arm,
Genes't von Lebensleid und Liebesharm!
Wer Kunst geliebt, wer treu ihr immer blieb,
Dem schenkt die Kunst auch sicher Gegenlieb'!
Die Brüder widmen sich der Kunst, die lang verkannt,
Der Kunst, die einst geirrt von Land zu Land,
Die Kunst, die Herzen rührt und süß belebt,
Die Ideale in das kahle Leben webt,
Die oft durch Thränen schweres Herz macht leicht,
Die oft dem Gram den Kelch der Tröstung reicht,
Die auf der leichtbewegten Linnenwand
Die Menschen und die Welt hat festgebannt;
Die auf der flücht'gen Well' des Augenblicks
Herauf beschwört die Stürme des Geschicks,
Die in der Hand des Lebens Spiegel trägt,
Die Herzen läutert, Herzen süß bewegt,
Die mit dem Dolch von Rauschgold und Papier
Tyrannen stürzt und schwingt das Siegspanier,
Die Kunst, die ihre Bilder schreibt in Sand,
Die Kunst, die kein Examen je bestand,
Die Kunst, die das Katheder nicht erfand,
Die Kunst, die, weil sie nie ein Lai' verstand,
In jedem Lehrling ihren Meister fand,
Die Kunst, die, wie der Busch im Wüstenland,
Im ew'gen Feuer steht, von selbst entbrannt,
Die Kunst, die von der Stunde ödem Strand
Hinaus Euch schifft in ein ergötzlich Insel-Land,
Für welche Nachwelt keine Kränze wand,
Die man belohnet mit dem Schall der Hand,
Die vielverdiente Kunst, die Schauspielkunst genannt!

* * *

In einer großen Stadt im deutschen Land
Erwählten beide Brüder diesen Künstlerstand;
Und durch Beruf, Genie, durch hohe Lust,
Den lohen Götterfunken in der Brust,
Erstiegen sie die Stufe höchster Kunst,
Und ihnen ward der Musen und der Menschen Gunst;
Durch alle Gauen hin flog der Tragöden Ruhm,
Der Bühnenkunst ein glänzendes Palladium.
Von fern und nahe kam der Fremden Schaar,
Bewund'rung zollend diesem Künstlerpaar,
Und auch vom fernen Rhein, von ihrem Heimathsort
Zog es das Mädchen, das einst sie liebten, fort,
War's Neugier, war es mehr? Sie war's sich kaum bewußt,
Es drängte sie ein namenlos' Gefühl der Brust,
Daß sie an Vaters Hand bald ankam an dem Ziel;
Und g'rad' an diesem Tag war Trauerspiel,
In welchem sich das weltberühmte Brüderpaar
Den höchsten Lorbeer kränzte um das Haar;
Und Abends bei des Hauses hellem Schein,
Voran auf allererster Bank der Reih'n,
Da saß, erglüht in holder Lieblichkeit,
Das Mädchen harrend an des Vaters Seit';
Das Stück beginnt, der Vorhang geht empor,
Das Mädchen sitzet da, ganz Aug' und Ohr,.
Der Dichtung Sinn bestricket ihr Gemüth,
Zu hohem Roth ihr Antlitz ist erglüht;
Und ein Gefühl, gemischt aus Scham und Lust,
Beschleicht mit Wehmuthsfühlung ihre Brust,
Da tritt der eine Bruder auf die Bühn',
Ein lauter Jubelruf begrüßet ihn,
Und mit Begeisterung beginnt sein Spiel,
Sobald sein Auge auf die Sitze fiel,
Und er erblickt die Theu'rste auf der Welt,
Die er als heilig stets im Herzen hält;

Da schießt's wie Feuerstrom ihm durch das Blut,
Sein Wesen hoch aufflammt in Himmelsgluth,
Begeist'rung zuckt ihn durch wie Blitzesstrahl,
Er fühlt die Götternähe allzumal,
Und, angespornt von ihrer Gegenwart,
Sein Spiel zur höchsten Künstlerblume ward,
Es reißet seine Red' und sein beflügelt Wort
Unwiderstehlich die entzückte Menge fort,
Der höchste Geist belebt sein Kunstgebild,
Von Götterahnung ist sein Herz erfüllt,
Zu Thränen reißt er hin, zu süßem Schmerz,
Mit Wehmuthsschauer füllt sich jedes Herz,
Und wie er malt der Liebe Lust und Qual,
Erdröhnt vom Jubelschall der ganze Saal;
Und wie darauf die Bühne er verläßt,
Da schallt ihm nach ein jauchzend Jubelfest,
Von allen Seiten sind ihm nachgesandt
Der Blumen viel aus schöner Frauenhand,
Und einen gluthenvollen Siegesblick
Wirft er im Abgeh'n lächelnd noch zurück
Auf die Geliebte, die da saß und sann und sann,
Kaum wissend, daß die Thrän' vom Auge rann.
Da tritt der zweite Bruder auf die Bühn' heraus;
Auch ihn empfängt des Hauses jauchzender Applaus,
Und er beginnt sein Spiel mit Meisterschaft,
Die Rede strömt vom Mund' mit Weih' und Kraft;
Da fällt in das Parterre hinab sein Blick,
Er sieht die Theu're da, er fährt zurück,
Er wirft den Blick hinunter noch einmal,
Da zuckt's ihm durch das Herz wie Blitzesstrahl,
Es schießt ihm plötzlich heiß durch Mark und Blut,
Es faßt ihn an wie wilde Fiebergluth,
Vor seinem Aug' es blendend schwirrt und flirrt,
Die Rede stockt, er scheint verzagt, verwirrt,

Vergessen hat er, was er sagen muß,
Zerrissen ist der Rede stolzer Fluß,
Er stockt, er lallt, er weiß nicht, was er spricht,
Die Menge horcht und stutzt, versteht ihn nicht,
Er bebt und zittert, steht dann starr und stumpf,
Ein Murmeln gehet durch die Menge dumpf,
Und unter lautem Pochen wankt er bebend ab,
Ein matter Blick nur fällt auf sie hinab.
Nicht weiter wird gespielt, das Stück ist aus,
Im lauten Unwill' geht das Volk nach Haus;
Das Mädchen doch verläßt das Haus noch nicht,
Sie gehet auf die Bühn' mit blassem Angesicht,
Und als gefunden sie das Brüderpaar,
Nimmt sie der Kränze zwei aus ihrem Haar,
Und zu dem Einen spricht sie züchtiglich:
„Der eine Kranz allhier, der ist für Dich!
Du zeigtest heut' Dich mir im Künstlerglanz,
Dir ziemt mit Recht dafür des Ruhmes Kranz!

„Denn glücklich, wem in seines Lebens Tagen
Die Stirne schmückt des Ruhmes grüner Preis:
Vom Himmel wird in einem gold'nen Wagen
Des Lorbeers ewig unverwelklich' Reis
Auf Westwindwolken erdwärts hingetragen,
Auf hoher Götter Rathschluß und Geheiß,
Auf wessen Haupt der Lorbeer fällt hernieder,
Dem küßten Götter wach die Augenlider!

„Dem küßten Götter wach die Augenlider,
Dem küßten Götter wach das taube Ohr,
Daß er vernimmt die unvernomm'nen Lieder
Der Nachwelt laut, die sich sein Lob erkor;
Daß er erblickt das glänzende Gefieder
Der Ewigkeit am lichten Himmelsthor;

Daß aus der Zukunft dichtverhüllter Ferne
Ihm leuchten seines Ruhmes gold'ne Sterne!

„Ihm leuchten seines Ruhmes gold'ne Sterne,
Er wird zum Licht sich selbst auf seinem Pfad;
Zum Lebensbaum pflanzt er sich selbst die Kerne,
Die Blüten schon genießet er als Saat;
Auf irdisch' Glück verzichtet er hier gerne,
Und Lieb' lebt nicht in seinem Herzensrath,
So soll der Kranz des Ruhmes Dich beglücken,
Wer Lorbeer sucht, will keine Rose pflücken!"

Darauf nimmt sie den zweiten Kranz und spricht
Zum Andern mit erglühtem Angesicht:
„Es ist die Lieb' ein sonderbar und eigensinnig Ding,
Ist heute Löw' und morgen Schmetterling:
Wenn man sie ruft, so kommt sie sicher nie,
Ruft man sie nicht, kommt sie, man weiß nicht wie;
Wo sie das Herz beglückt, davon sie schnell enteilt,
Wo sie die Herzen bricht, sie treu und fest verweilt,
Wer ihr entläuft, dem jagt sie nach mit Hast,
Wer auf sie sucht, bei dem hat sie nicht Rast;
Sie ist ein Kind, doch nimmt man's auf den Schooß
Und liebkos't es, so wird es riesengroß;
Sie ist auch blind, doch sündigt man ein Bischen d'rauf,
So schließt sie plötzlich tausend Augen auf.
Von was lebt Lieb'? Von wunderbarer Kost!
Die Thrän' ist ihr des Augenapfels süßer Most;
Ein Schwur, ein Seufzer, ein beschrieben Blatt,
Ein Bischen Haargewind, das macht sie satt.
Und woran stirbt die Lieb'? Sie stirbt an Hungersnoth,
Wenn Treue fehlt, denn Treue ist der Liebe Brot;
Sie stirbt gerad' wie ein Mimosenblatt,
Man faßt sie unzart an, sie welkt dahin, wird matt;

Sie stirbt so wie die Eisblum', die am Fenster sprießt,
Ein bloßer Hauch, ein rauher Wind, und sie zerfließt.
Und mit was spricht die Lieb'? Mit Liebes-ABC,
Beginnt mit einem Ach und schließt mit einem Weh!
Wen aber liebt die Liebe allzumeist?
Der ihr zumeist das zarte Herz zerreißt,
Der für die Wunden, die sie schlägt,
Kein Wunder-Mittel bei sich trägt,
Der nicht mit einem dürren Lorbeerblatt
Geheilt das Weh der Liebe hat,
Dem Liebe selbst so Alles ist,
Daß er darob auf Kunst und Ruhm vergißt!
Denn Ruhm will in Gesellschaft sein,
Doch Liebe geht für sich allein,
Denn Ruhm lebt nur in Red' und Wort,
Doch Liebe lebt nur schweigsam fort,
Denn Ruhm der Nachwelt nur entgegenharrt,
Doch Liebes-Welt heißt: Gegenwart!
Und weil Dir Lieb' war mehr als Ruhm und Glanz
So reich' ich liebend Dir den Liebes-Kranz!"

Scherz und Ernst über Leben und Kunst.

Ja, dieses Leben ist mehr denn ein bloßes Pflanzendasein, mehr als eine bloße Vorschule des Todes, mehr als ein bloßes Kerkerathmen, mehr als ein bedeutungsloses und unverstandenes Ding! das sagt uns jede gestirnte Nacht, das sagt uns die Süßigkeit verstohlen vergossener Thränen, das sagt uns die tiefe Sehnsucht nach etwas, das nicht im Leben ist, und das nicht gestillt wird, nicht von dem Goldglanze des Glückes, nicht von den Luftblasen der Ehre, selbst nicht von den Seligkeiten zärtlicher und erwiederter Liebe; das sagt uns der fortbebende Laut entfernter harmonischer Töne, Alles, Alles das sagt uns, daß ein tieferer, heiligerer Sinn des Lebens weiße Blätter fülle, daß es ein sinn- und bedeutungsreiches Räthsel ist, dessen Auflösung wir erst am Leichensteine zu lesen bekommen!

Die Frauen hassen nichts mehr, als Vorreden, lieben nichts mehr, als Nachreden, lassen sich gerne Vieles einreden, aber selten etwas ausreden.

Alles lernen die Frauen, nur die deutsche Sprache nicht leicht. Daher kommt es auch, daß sie Vieles unrichtig auffassen und ausführen. So wird zum Beispiel oft das ungewisse „Mädchen" zur „Frau" (die), ohne daß sie so thut, als ob sie jetzt blos weiblich wäre. So behandeln sie

oft die abstracten Hauptwörter: „die Treue", „die Sparsamkeit", „die Mutterpflicht" ꝛc. blos als Nebenwörter; sie leiden die eigenen männlichen Namen in der vielfachen Zahl; sie verwechseln das Geschlechtswort „das" mit dem Bindewort „daß"; sie vertauschen leicht das Nennwort „Mann" mit dem unbestimmten „man", oft auch mit dem Sammelnamen „Männer"; von den persönlichen Fürwörtern kennen sie nur die erste und dritte Person „ich" und „er". In den Zahlwörtern nehmen sie oft eine Null für eine Zahl, und das Zahlen für eine Null; in den Ordnungszahlen sind sie ganz fremd, gewöhnlich ist ihnen der Erste der Beste. Mit den Zeitwörtern gehen sie gar falsch um, die längstvergangene Zeit nehmen sie in der gegenwärtigen, zum Beispiel „ich bin 18 Jahre alt", statt „ich war gewesen" ꝛc. — Oft sagen sie in der anzeigenden Art, was sie doch in der verbindenden denken, zum Beispiel „ich könnte heirathen", statt „o, daß ich heirathen könnte!" ꝛc. Von den Hülfswörtern fordern sie von ihren Geliebten nur das „Haben"; zu „Sein" braucht er gar nichts. Von den Umstandswörtern kennen sie blos das „gegen" und „wider" ꝛc. ꝛc. Man sieht also, wohin es führt, daß das weibliche Geschlecht die Sprache nur oberflächlich versteht.

Es gibt weibliche Wesen, die nichts als Seele sind, aber ohne es sein zu wollen. Ihr Körper ist so zu sagen nur der ätherische, durchsichtige, klare Spiritus, in welchen der Schöpfer die Seele zur Erhaltung in der verwesenden Erdenluft gesetzt, und die wir in diesem krystallreinen Elemente

fast beschauen können. Ja, wir sehen die Seele eines solchen zarten klaren Wesens auf der Antlitzfläche sich sonnen, wir folgen ihrem Spiele in den durchlaufenden Lineamenten des lebendigen Mienenspiels, und wir tauchen bis auf den Grund dieser wasserhellen Seele durch die runde, geschliffene, glanzfeuchte Taucherglocke ihres freien, offenen und klaren Auges. Ein solches Wesen ist ein wahres Blümchen Augentrost (**Euphrasia**), und ihr Kennzeichen ist, daß wir uns stets heliotropenartig zu ihr hinneigen, um sie regellos anzuschauen, aber es ist nicht das vampyrartige, gierige Einsaugen der Blicke, es ist nicht das Drehen der geöffneten Passions- und Leidenschaftsblume nach der glühenden Sonne seines Wunsches, es ist das Erschließen der zarten Nachtviole dem keuschen Mondlichte, dem milden Sternenschein; wir sehen sie an, wie wir das Sternenblatt betrachten, wie wir im Dunkeln nach dem Schein eines fernen Lichtes schauen, wie wir mit den Augen ausruhen auf einer herrlichen Landschaft, die, in reizenden Massen vom Mondlicht umgossen, sich vor uns aufthut.

Es ist sonderbar, daß das Mädchen mit den kleinsten zierlichsten Füßchen als Weib den größten drückendsten Pantoffel hat, und die scharfsichtigsten, thätigsten Jünglinge die kurzsichtigsten und leidendsten Ehemänner werden.

Schriftstellerinnen haben die Eitelkeit, daß sie ihrem Namen immer das „geborne von" hinzusetzen. Ei, in der Literatur sind die rechten Musensöhne alle gleich wohl und gleich hoch (am Parnaß) geboren. Wollen

sie aber nun schon das „geboren“ durchaus beibehalten, so sollten sie wenigstens „geboren zu“ und nicht „von“ schreiben, zum Beispiel „geboren zu Trauerspielen“, „zur Romanschriftstellerin“ ꝛc. ꝛc., so würde man doch wissen, daß sie dazu geboren sind, wenn man es auch aus ihren Schriften nicht ersieht.

Warum hängt das Triumphkleid der Freude nur leicht und locker um uns're Schulter, und das feingewebte, thränennasse Nesseltuch des Schmerzes legt und schmiegt und wickelt sich an und um uns an, fest und unherabreißbar, wie das Nessuskleid der Dejanira?! Ach! jede helle Lebenserscheinung wirft einen dunklen Schatten hinter sich! So wird das Segelschiff unserer Gefühle zugleich von dem Segelhauch der Freude und von dem Haarseile der Wehmuth fortgezogen, und eben mitten in den strotzenden Macbethtafeln der Lust ruft's plötzlich in uns: dorthin schau! und zeigt auf die gestaltlose Geisternähe einer traurigen Empfindung! Aber hat das Geschick nicht dem brennendsten Schmerze wie dem Salamander kühlende Tropfen gegeben? Blüht nicht in jedem Erdenleiden, wie auf der persischen Seenessel, die himmelblaue Blüthe, die Thräne, diese schmerzstillenden Tropfen des himmlischen Vaters? Der höchste Grad von Schmerz bleibt auf dem Siedpunkte der Unerträglichkeit nur einen Augenblick stehen; nach der längsten kummerschweren Erdennacht folgen immer kürzere und kürzere. Die hochgehenden Wogen des Unglücks tragen uns nur höher zum Himmel, und wenn wir alle Wünsche über Bord geworfen, wenn alle ausgesetzten Hoffnungsboote umschlagen,

wenn das ganze Freudenschiff zerschellt, o! dann, ja dann nur drücken wir das rettende Bret desto inniger an uns're Brust, — die Liebe zu Gott!!

Kunst! Künstler! das sind jetzt die Hutschmännchen unserer Zeit, und besonders unserer Theaterwelt! Künstler! Künstlerin! das sind die falschen Schaumünzen, die Recensenten bei ihrer papiernen Krönung an den Janhagel der Kunst mit vollen Händen auswerfen. O! sündiget nicht auf das geduldige Papier los! setzt eine katoptrisch-dioptrische Linse auf und seht, wie leer diese Hülsen sind! Setzt die rechten Gehörtrichter an Euer Ohr und hört, wie hohl es klingt! Von den Dutzenden, die ihr mit dem Namen Künstler belegt, ist es oft kaum der Dreizehnte! Die Toga macht den Römer nicht, das Schwert den Helden nicht, das Schreien und Lärmen den tragischen, Trivialitäten und Gemeinheit den komischen Künstler nicht!

Erst verspricht man sich zur Ehe, dann traut man sich, das ist schlecht; man muß sich erst trauen, dann versprechen. Man verspricht sich, das ist wieder schlecht, man sollte nicht sich, sondern einer dem Andern frohe Tage versprechen.

Das Weib liest Romane, um einen zu spielen, der Mann spielt Romane, um einen zu schreiben.

Schmollen und Brummen.

Er.

Der Ehestand, das ist ein süßer Stand,
Wenn nur das Schmollen gar nicht wäre.
Und wer das Schmollen einst erfand,
Das war kein Ehemann, auf Ehre!
Ist seinem Weibchen man auch noch so hold,
So sitzt sie dennoch oftmals da — und schmollt.

Sie.

Der Ehestand, das ist ein süßer Stand,
Wenn nur das Brummen gar nicht wäre.
Und wer das Brummen einst erfand,
Das war kein Eheweib, auf Ehre!
Wenn man den Mann auch noch so sanft umsummt,
So geht er dennoch oft herum — und brummt.

Er.

Wenn sie des Morgens früh erwacht.
Sag' ich ihr zärtlich guten Morgen.
Da hab' ich's schon nicht recht gemacht,
So muß ich plötzlich wohl besorgen,
Ich sagt's nicht so, wie ich gesollt.
Sie trinket still Kaffee — und schmollt, und schmollt.

Sie.

Wenn zeitlich ich im Negligé
Den Morgenkuß ihm bringe,
Da merk' ich es sogleich, o weh!
Ihn ärgern früh schon alle Dinge,
Er geht herum und „hum't", und „hum't",
Er stopft die Pfeife sich — und brummt, und brummt.

Er.

Ein Glück ist's, wenn das Weibchen weint,
Vorüber geht das wie ein Regen;
Das Schmollen aber, das erscheint
Wie eine Dachtrauf' uns dagegen,
Das murmelt stets, als wär's für Lohn und Sold,
Sie trinket stets Kaffee — und schmollt, und schmollt.

Sie.

Wie freundlich nenn' das Schelten ich,
Ein Blitzstrahl ist es, der bald endet;
Nur Brummen nenn' ich fürchterlich,
Dem Donner gleicht's, der niemals endet;
Nicht laut ist er, nicht still und nicht verstummt,
Er stopft die Pfeife stets — und brummt, und brummt.

Er.

Ich denke oft: Sei doch galant,
Und bild' dir ein, es sei ein' Andere.
Ich kauf' ihr Schmuck und allerhand,
Daß es mit einem Verschen zu ihr wand're,
Vergebens spricht der Vers, und auch das Gold,
Sie schielt die Sachen an — und schmollt, und schmollt.

Sie.

Ich denke oft: es ist ein Mann,
Die sind so stark in schwachen Seiten,
Ich schmeichle diesem, wo ich kann,
Ich red' ihm zu, doch auszureiten,
Ja, mit dem Pferde wird getrillert und gesummt,
Er steigt vom Pferde ab — und brummt, und brummt.

Er.

Sie ist erpicht, stets einen Kreis
Von beaux esprits um sich zu schlingen.
Ich geb' mir Müh' in Angst und Schweiß,
Ihr Dichter, Sänger in das Haus zu bringen,

Sie liest und singt, sie tanzt und tollt,
Der Kreis geht fort — sie schmollt, und schmollt.

Sie.

Redouten machen ihn oft froh,
Das weiß ich schon seit vielen Jahren,
Schnell bring' ich einen Domino,
Er muß mit mir zum Balle fahren:
Wie lustig ist er da, wenn er vermummt,
Er legt die Maske ab — und brummt, und brummt.

Er.

Wie gerne möchte ich das Brummen lassen,
Laß du das Schmollen sein, mein Kind.

Sie.

Es sei, ich will beim Wort dich fassen,
Obschon der Mann stets mehr dabei gewinnt!

Er.

So? mehr? hm! hm! hm! — — —

Sie.

— — — — da brummt er wiederum!

Er.

Verzeih'! Es war gewiß der letzte Brumm!

Beide.

Wohlan, von jetzt soll Schmollen und auch Brummen
Für — heute wenigstens — verstummen.

Abend-Vision.

Die Königin unseres Welttheaters, die Sonne, sank hinter den Gebirgs-Coulissen unter und zog die lange, rothe, purpurne, mit goldenen Wolkenflitterchen besäete Abendroth-Schleppe über den ganzen westlichen Himmel nach. Im Zwischenacte von Tag und Nacht erscholl die Hofkapelle der Natur, der Gesang der Luftbewohner und der Osthimmel steckte schon immer mehr und mehr die schimmernden argandischen Lampen an, über welchen die blaue Decke wie eine schützende Veilchenglocke hing. Der letzte verklingende Ton der Abendglocke bebte wie der Scheidegruß des dahin geschwundenen Tages durch stillwehende Zweige. Ich öffnete das Fenster und sah hinaus in die Unendlichkeit, in den Raum, die Wiege und das Grab aller Wesen. — In dem Oberhause war die Pairskammer der Sterne schon versammelt, — gerade über mir schimmerte das Siebengestirn, die Septemviraltafel dieser leuchtenden Welten; die Natur hielt ihren Athem an, und die heilige Stille lag wie eine Sargdecke auf dem geschlossenen Auge der Welt, — ein warmer Hauch wie der leise Seufzer eines unaussprechbaren Bangens wehte durch die Luft, und zog mich hin in das süße Laubad der Sehnsucht, — namenlose Empfindungen und Schmerzen legten sich wie elastische Brusthütchen warm und geschmeidig an mich an, und die dünnen Schuppen

fielen ab von den Schnittwunden der Liebe, und rothe, glühende Tropfen quollen heiß aus ihnen heraus, und die Eismützen der kühlenden Zeit zerschmolzen an dem Hauche einer glühenden Sehnsucht; und Lyssa's Andenken tauchte wie eine neue, noch unbewohnte Insel der Seligen aus meinem Herzen auf. — Ich glaube sie zu sehen, und die leisesten Conturen wurden mir ansichtig. Der Goldschimmer ihrer Lockenfülle, das Aetherfeuer, das wie ein Freudenfeuer der jubelnden Natur aus den Augenkelchen leuchtete; das Lächeln, das wie ein Engelkind mit den Lippenrosen spielte; das durchsichtige Sultanstuch überirdischer Reize, das ihr Gesicht umwehte; der Rhythmus ihrer Bewegungen; Alles das spielte wie ein Sonnewendefeuer vor meiner trunkenen Phantasie. — Ich sog mit langen gierigen Zügen wie ein Taubstummer an der Süßigkeit der Täuschung, und in mir sprang der Springquell reiner Wonnen, und mein Herz schlug heftig; und Alles um mich zerrann in einen freundlichen Nebel, und in den Augen schwammen mir die zarten Wasserpflänzchen des süßen Wonnemeeres, die Himmelsschlüßlein der Empfindungen, und in diesen lichten Wasserwölkchen brachen sich die Sternenstrahlen, und alle Farben des Regenbogens glänzten und schimmerten in mein Inneres zurück. Ich war aufgelöst in eine einzige Empfindung einer stummen, stillen und doch glücklichen Liebe; — alle Blutegel des Hasses, der Feindlichkeit, des Neides, fielen ab von mir, und aus ihren dreispitzigen Wundritzen floß aus das empörte Blut der Leidenschaften, und das Gift der Lieblosigkeit. — Ich hätte meine Fühlhörner ausdehnen mögen, daß sie die

Unendlichkeit umfaßten, und meine Gehör-Maschinen legen mögen an alle Wesen der Natur, um zu wissen, ob auch ihre Pulse in so klarer Seligkeit klopfen! Ich wollte mich hinbeugen auf Lyssa's Hand, die wie die Hand der Ewigkeit mir aus lichten Wölkchen entgegenstrahlte, und rufen: „O Lyssa, laß in einem Kusse mein ganzes Leben versiegen!“ Da stieß ich die Stirne an die Fensterscheibe; — ich erwachte aus der Täuschung; die Gestalt verschwand. — Die Thränen-Aehre sank von der eigenen Fülle schwer zu Boden, und mein Herz schloß sich zu wie eine Austerschale. — Das Siebengestirn stand noch über mir, und schien mich mit seinen Vexirspiegeln hohnzunecken! — Alle Sterne schienen mit Spott auf mich herabzuschauen, und die Luft dünkte mir schneidend und kalt, wie aus den Eisspalten der Vernichtung hervorgequollen. Durch einen stehenden Nebel wogten die Umrisse einer gigantischen Felsenmasse, und oben auf dem unersteiglichen Gipfel stand Lyssa, spielend mit den Sternen, nahm sie wie Lettern aus dem runden Setzkasten des Himmels und setzte das Wort „Entsagen“ zusammen; ich sank nieder im Schmerzkrampf der Gefühle, und die Goldaderknoten der Hoffnung sprangen in meinem Herzen auseinander, die Erschütterung untergrub die Säulen der Standhaftigkeit; mein Auge erblindete bei dem Fackeltanz der Gestirne, meine Brust zog sich krampfhaft zusammen, und in dem Buche meines Lebens war ein leeres Blatt eingeschlossen. Da fühlte ich mich von einem stehenden Dufte eingeschlossen, und eine Hand faßte mich, die Hand war nicht kalt anzufühlen, aber kein Pulsschlag belebte sie, keine

Blutader rollte in ihr, — der Duft, der mich umgab, stand dicht wie eine Säule, und ich wurde von der unsichtbaren Hand ergriffen und mit ihm weggeführt.

Als ich mich von meiner Stelle wegbewegte, klang's hinter mir, als wenn ein Weltbeben das Universum zum Tode läutete — alle Körper fielen wie Sägespäne hinter mir weg, und die Hand leitete mich starr und bewegungslos über die höchsten Bergrücken; und in der Tiefe unten rauchte die Schädelstätte von Millionen Menschengeschlechtern, und darüber stand eine Bluteisdecke, und ein unendliches Gewinsel zertretener Jahrtausende quoll zu mir herauf; und mir gerann das Blut in den Adern; und ein Schwindel ergriff mich, und ich stürzte hinab in das Gewinsel. — Da fühlte ich mich einen Augenblick schweben auf dem stockenden Blutdampfe, die unsichtbare Hand ergriff mich wieder und zog mich hinauf in die Luft; und unter mir hing an einem schwarzen Kloben das ganze Weltall, wie die gegerbte Haut einer Riesenschlange, ausgedorret und schwarzscheußlich, und auf dem Bauche und Rücken waren die einzelnen Welten wie falbe Punkte und Flecken sichtbar, und der Wind spielte mit der hängenden Haut und dorrte sie immer mehr aus. — Da klang's dumpf, wie das Zuschlagen eines Sargdeckels in mir, und der letzte Funke verglimmte in mir, — da ergriff sie mich, die kalte unsichtbare Hand, und führte mich schnell, wie die Windsbraut, fort durch die wogende Luft, und ein heller Klang floß durch die Wolke, und der letzte Glockenschlag der Zeit erscholl und zerriß den stehenden Duft, der mich eingeschlossen hielt, — über —

unter — neben — und um mich sah ich weiße und schimmernde Sonnenpunkte, und die Punkte wurden immer größer, flossen in ein großes Lichtmeer zusammen, und in diesem Lichtmeer schwammen, in ein ewiges Lächeln getaucht, die verklärten Gesichter aller meiner Freunde und Jugendbekannten wie Wasserlilien; und in jedem ihrer Augen quoll eine zitternde Perle, und in dieser zitternden Perle zitterte das große unendliche Licht und zog mich hinab, — und wie ich mich hinneigte zu den schimmernden Gesichtern, verzogen sie sich in Eines, und ihr Lächeln schwamm zusammen, und ihre Thränen flossen in einander, und das ganze Lichtmeer legte und wickelte sich um mich und stürzte mit mir durch die Unendlichkeit bis an die Pforte der Ewigkeit. Weg flogen die Riegel, — hinter mir verschwand die Fallbrücke der Zeit — das Thor flog auf, und ein Sonnenrad schwang sich im unendlichen Raum — ein nie versiegender Glanz strömte davon aus, und im Mittelpunkte schimmerte der Brennpunkt, und ich erkannte Lyssa. — Aber es war keine Gestalt, es waren keine Formen; es war nur ein wogender Duft, ein Schimmer, und doch erkannte ich Lyssa — ich stürzte nieder neben ihr, — es zischte wie ein Wassertropfen, der auf glühend Eisen fällt, und ich war aufgelöst in einem lichten Aether und spielte im Abglanz Lyssa's; — das große Sonnenrad drehte sich um uns, und wir standen unter der Kaskade ewigen Lichtes in einem Lichttropfen zusammengeschmolzen, und zogen unsterbliche Vereinigung aus dem um uns in Funken zerstäubenden Strahlenfalle. — Da wehte es mich kalt an; ich erwachte aus meiner Vision —

noch stand ich am Fenster, ein kalter Luftzug hat mich erweckt. — Noch hing die blaue Kuppel sternenbesäet über mir — die blasse Mondesscheibe leuchtete wie eine stille Dulderin mir zu, — die Stille sprach mich so wundersam an, — mir ward so wehmüthig, wohl, — eine warme Thräne stieg wie die süße Vorahnung der ewigen Vereinigung mit Lyssa mir ins Auge, ich fühlte mich so leicht und mein Herz so voll banger, süßer Empfindungen, — es drängte mich, einem lebenden Wesen an die Brust zu sinken; mein Mund verzog lächelnd zu einem seligen Weinen sich, und die salzlosen Wassertropfen quollen aus dem umflorten Auge, durch welches das besternte All mir Friede und Hoffnung ins Herz blinkte. Ich sank auf die Knie und lispelte die leisen Worte durch die zarte, fortbebende Luft: „O Lyssa, wenn du mir auch fern bist, wie dort der glänzende Sirius, und die Unendlichkeit sich wie ein Riese zwischen uns legt, hörtest du auch nie den leisen Seufzer meiner Liebe, und muß ich dich, wie die freundlich leuchtende Welt dort oben, von ferne anschauen und kniend anbeten; doch einst, wenn dies Leben, das Vorwort der Ewigkeit, zu Ende geht, wenn aus den Sargritzen lächelnd die Gestorbenen aussteigen, wenn alle Wellen wie Tropfen, und alle Menschen wie Infusionsthierchen in diesen Tropfen in die Hand des großen Vaters zusammenrinnen, dann bin ich in deiner Nähe, und ein Element: unsterbliche Liebe, wird uns umschließen, und zu was sich hier die Seele geneigt, muß sich nach ewigen Gesetzen dort festhalten und in ewiger Seligkeit umarmen!“

Die stille Woche.

Allein mit Dir, mein wundes Herz,
Mit Dir nur ganz allein
Will ich in Andacht und in Schmerz
Die stille Woche sein.

Berathen will ich inniglich
Mit Dir mich im Gebet,
Wenn durch das Weltall feierlich
Die Auferstehung weht;

Erkennen möcht' ich nun zur Stund'
Was innig Dich bewegt,
Was Dich bis auf den tiefsten Grund
Zu Lust und Leid erregt;

Ob eitel Ding und weltlich Gut
An Deine Thüre pocht,
Ob Dir Gelüst nach ird'scher Gluth
Des Blutes Welle kocht.

Ich will mit leisem Vater-Wort
Besprechen Dich allein,
Auf daß Du Dich zu Deinem Hort
Erhebest fromm und rein.

Zu Deinem Hort, der für Dein Heil
Den Kreuzestod erkannt,
Der für Dein ew'ges Seelenheil
Vom Tode auferstand!

O sehe betend Dich nur um,
Wie rings, im vollen Licht,
Natur, ein heilig Kirchenthum,
Von Auferstehung spricht.

Wie sich das Gräschen, neu belebt,
Dem starren Tod entringt,
Und frisch und jung das Haupt erhebt
Und in die Lüfte dringt.

Der Baum, der schon gestorben war,
Verdorrt bis auf sein Haupt,
Er wird nun wieder blütenbar,
An Zweig und Ast belaubt.

Und Blumen stehen priesterlich
Vom Opferduft beschwert,
Und schau'n empor und neigen sich
In Demuth still zur Erd'.

Die Lilie als Sakristan,
Sie hat zu Gottes Preis
Das Meßgewand schon angethan,
So zart und rein und weiß.

Aus jedem Kelche steigt empor
Des Weihrauchs heil'ger Duft
Aus Büschen steigt der Andachts-Chor
Der Lerche in die Luft.

Und Alles auf dem großen Rund,
Vom Menschen bis zur Blum',
Es thut die Auferstehung kund
Zu Gottes Preis und Ruhm.

D'rum wird auch hier mein Erdenstaub,
Des Leibes Wesenschaft,
Der Nacht des Todes hier zum Raub,
Zur finstern Grabeshaft.

So schwingt sich doch zum ew'gen Licht
Die Seele allzumal,
Wenn einst der große Tag anbricht
Mit seinem Gnadenstrahl.

Wer hier den Schöpfer lobt und preist
Und schaut zu Gott hinauf,
Als reine Blume steht sein Geist
Am ew'gen Frühling auf.

Lebende Bilder aus meiner Selbst-Biographie.

Wie süß ist die Erinnerung an die Kindheit! Wie lieblich ist der Gedanke an die Jugendjahre!

Kindheit! Maimorgen-Dämmerung des Daseins! Jugend! Frühlings-Sonnenaufgang des langen Lebenstages! Kindheit, Jugend! reizende, süße Vignette und Titelblatt des Menschenbuches, leichtgeschürzte, flüchtige Vorläufer und Blumenstreuer vor dem schweren Gespann des nachrollenden Alters; selig, wer mit entzückender Erinnerung von Euch reden kann! Selig der, dem Ihr im Gedächtniß dasteht, reichgeschmückt und lichtumflossen, und ihm die Arme öffnet jeglichen Augenblick, wenn er im Lebensstrome aufwärts schwimmt zur Quelle der Jugend! Dreimal selig der, dessen Erinnerung sich das Gedächtniß an Kindheit und Jugend zurückgelegt hat als Nothpfennig für die alten Tage, der die goldnen Schau- und Krönungsmünzen, welche die tanzende Jugend auf seinen Weg gestreut, in der Erinnerung eingesammelt hat, um in späterer Zeit von den einzelnen Stücken ganze Jahre zu vergolden!

Ich, ich hatte keine Kindheit! Ich hatte keine Jugend!

Diese zwei goldnen Einleitungsblätter fehlen in meinem Lebensbuche! Die Kindheit, dieser farbige, buntgemalte Anfangsbuchstabe, ist weggerissen von der langen Zeile meines Daseins!

Ich hatte keine Kindheit, keine Jugend! Nicht Gängelband und nicht Rollwägelchen lehrten mich gehen, sondern ich schlug mir so lange die Nase blutig, bis ich gehen konnte! Ich hatte keinen Namenstag und keinen Geburtstag! Mir wurde kein Bindband, und mir leuchtete kein Kerzchen eines Weihnachtsbaumes! Ich hatte kein Spielzeug und keinen Spielgefährten! Ich hatte nie Ferien und wurde nie spazieren geführt! Mir wurde nie eine Freude gemacht, ich erhielt nie eine Belohnung, ich wurde nie mit irgend einem Sächelchen überrascht, ich erfuhr nie eine Liebkosung! Kein schmeichelnder Ton führte mich zum Schlummer und kein freundlicher Laut rief mich zum Erwachen!

Die zwei leuchtenden Augen des Lebens: Kindheit und Jugend hat mein Schicksal mit einem schwarzen Pflaster bedeckt! Sie existirten nicht für mich mit ihrem Licht und mit ihren Strahlen, nur mit ihrem Brennen und Stechen und tiefen Weh!

Das Flügelkleid des Lebens war für mich eine Zwangsjacke! Ich wurde gefüttert mit Drangsal, großgezogen mit Schlägen, gebadet in ewigen Drohungen, unterrichtet in Entbehrungen, ich bekam Schwimm-Lectionen in Thränen, und Turnunterricht mit dem nie rastenden spanischen Rohr eines Hauslehrers!

Vergebens blättere ich zurück, und blättere ängstlich und suche mit spähendem Auge in dem Kalender meiner Kindheit, da finde ich keinen Tag, der angestrichen wäre mit dem Roth eines Festtags; da ist keine Stunde, die bezeichnet wäre mit irgend einer winzigen Freude, da ist

keine Minute, die überdeckt wäre mit dem dünnsten Goldschlägerblättchen eines kindlich-frohen Augenblickes!

Wenn ich in einsamen Stunden auf- und abschreite und herumwandle in den Ruinen meiner frühesten Lebenstage, da begegnet mir nur eine traurige, weibliche Gestalt, mit niedergedrücktem Gang, mit blaßblauen, in Thränen geübten Augen, mit leidenden, in Duldung ergebenen Zügen, gebückten Hauptes, kränklich und willenlos, mild und in Resignation aufgelöst, und diese Gestalt fuhr mit feuchtkalten, fleischlosen, zarten und weißen Händen über die brennenden, von Thränen überschwemmten Wangen, und sagte nichts, als fast tonlos mit sterbender Stimme: „Sei still, Moritz, es wird schon wieder gut werden!“ Diese Gestalt war meine Mutter! Ach, sie hatte ein Herz voll Liebe, voll inniger, herzlicher Liebe für alle, alle Menschen, und auch für ihre Peiniger, und nun gar für ihre Kinder! Aber dieses Herz war gebrochen, in allen Adern grausam höhnisch zerrissen, an seinen zartesten Fäden zerrissen, und als ich eines Morgens erwachte, trugen sie einen schwarzen Kasten hinaus, und ich sah die liebliche, leidende, zärtliche Gestalt nicht wieder, und keine zarte Hand fuhr mehr über meine thränennassen Wangen, und kein süßer Laut sprach mehr: „Sei still, Moritz!“ Ich hatte keine Mutter mehr, ich sah sie nicht wieder!

Aber doch, doch! Ich sah sie wieder! Dreißig Jahre später! Man wird lächeln! Und doch! Und doch!

Noch steht ein Samstag vor mir, ich sollte große Prüfung aus dem „Talmud“ machen! Die Rabbinen des

Ortes waren eingeladen! Es ging Alles vortrefflich! Die Rabbinen waren außer sich über meine Capacität und prophezeiten, ich werde ein großer Rabbiner werden! Mein Vater hatte den großen philosophischen Grundsatz: „Man muß den Kindern nie zeigen, daß man sie lieb hat!“ Ein Grundsatz, der hie und da noch gang und gebe ist, und wie ein Gifthauch über die zarte Pflanzung der kindlichen Liebe im Herzen des Kindes hinfährt!

Ich war auf eine Belohnung gefaßt und weinte bitterlich. Da kam die blasse Gestalt, die Leidensfrau, meine Mutter, mit einem kleinen, seidenen Tüchlein in der Hand und fuhr mir mit den zarten weißen Händen über das Antlitz und trocknete meine Thränen und sagte: „Sei still, Moritz, es wird schon wieder gut werden!“ und knüpfte mir das seidene Tüchlein um und weinte selbst still dabei.

Nach dreißig Jahren lag ich in München am Nervenfieber darnieder. Meine Collegen, die Journalisten, hatten schon meinen Tod verkündet. Das Hirn glühte in meinem Kopfe, mein Blut floß wie Lava durch die Adern, es hämmerte an meinen Gehirnwänden, die Denkkraft flatterte wie ein vom Sturm zerfetzter Wimpel auf meinem Gedankenschiffe hin und her, und meine Pulse schlugen wie die Planken eines kecken Fahrzeugs auf erzürnten Wellen. Es war Nacht und öde Stille um mich herum, da öffnete sich die Zimmerthüre, und hereintrat oder schwebte vielmehr eine traurige weibliche Gestalt, mit blaßblauen, in Thränen geübten Augen, mit leidenden Zügen, es war meine Mutter! In der

Hand hatte sie dasselbe seidene Tüchlein, und sie nahete sich meinem Bette und fuhr mit den zarten, weißen Händen über mein glühendes Antlitz, und sie band mir das seidene Tüchlein um den Hals und neigte sich nieder und flüsterte: „Sei still, Moritz, es wird schon wieder gut werden!“ Und ein Kuß hauchte meine Stirne an und sie verschwand!

War's ein Traum? Ein Fieberbild? War's mehr? Ich will es nicht entscheiden.

Aber ich fühlte mich innerlich genesen von diesem wundersamen Augenblicke an, und eine Beruhigung, die an Zuversicht grenzte, ging durch mein Wesen, und die Ueberzeugung, daß ich genesen werde, erfüllte mich unerschütterlich. Am andern Morgen kam mein vortrefflicher Arzt, der unschätzbare Herr Medicinalrath von Koch, fühlte mir den Puls, sah mich an und sprach in seiner liebenswürdigen Weise: „Ei, schämen Sie sich, ist das ein Puls für einen Fieberkranken?“

Und von derselben Stunde an war die Krankheit gehoben.

Es ist höchst wunderbar, wie lange oft gewisse Momente und Scenen aus unsern Kinderjahren vergessen liegen in uns, und bei einer unvermutheten Veranlassung plötzlich wie auf den Druck einer geheimen Springfeder herausspringen und vor uns offen da liegen! Wie leicht aufgeritzt ist das Reich der frühesten Erinnerungen!

Ach, darum kann der Mensch gar nicht wissen, welch' ein Heiligthum, welch' eine heilige, göttliche, wunder-

same Mythe und Ueberlieferung die Kindheit ist! Darum soll der Mensch dastehen, vor jedem Kinde, wie vor einem Zauberschreine, in dessen Gesteine und Geschnitze göttliche Offenbarungen liegen, aus dessen Innern eine uns unbekannte, bedeutsame, göttliche Musik ertönt, und der Schlüssel zu diesem Zauberschreine ist Liebe, nichts als Liebe!

Ach, bedenkt Ihr Alle, die Ihr auf der Claviatur des Kinderlebens, und auf der Tastatur der Kinderherzen herumfahrt, bald mit Thalberg'scher Noblesse, bald mit Liszt'scher Genialität, bald mit Meyer'schem Faustrecht und bald mit Hummel'schen Improvisationen; bedenkt, daß die Töne, die Ihr jetzt anschlagt, in diesen Herzen fortvibriren bis ins späte Alter, und daß jeder falsche Ton, jede harte Note einst heraussteigen wird als ein Wesen für sich und von Euch Rechenschaft fordern wird für jeden falschen Griff, für jede gerissene Saite, für jedes Wischen und Schleifen auf dem Forte und Piano des jugendlichen Herzens!

Die Eltern denken nur daran, wie sie jetzt den Kindern erscheinen, und strafen sie jetzt und liebkosen sie später, und verwunden das zarte Herzchen in diesem Augenblicke und verbinden es im nächsten Augenblicke wieder mit der Wundsalbe von Zärtlichkeit und mit dem Giftpflaster von Geschenken und Spielereien; allein sie vergessen, daß die Einschnitte und Verletzungen, die man dem jungen Herzchen macht, tief gehen und tief bleiben, und das Giftpflaster und die Wundsalbe nur auf der Oberfläche bleiben, und in spätern Jahren da zählt das erwachsene Herz seine Narben,

und es erinnert sich nur der Wunden und des Schmerzes und des Instrumentes, das sie machte, aber nicht auch der kühlenden Salbe und des abgefallenen Verbandes!

Die Eltern müssen die Kinder nicht so behandeln, daß sie dieselben blos jetzt als Kinder lieben und ehren, denn ein Kind liebt leicht und schnell, und Alles, was ihm mit Liebe entgegenkommt, — nein, sie müssen sie mit solcher Liebe lieben und umgeben und groß ziehen, daß diese Liebe als ein Einziges, Unversehrtes, an und für sich Bestehendes mit hinüber gehe in das Gedächtniß des kindlichen Herzens bis in ihr spätestes Alter; daß diese Liebe eine Mitgift werde für die Zukunft des Kindes, und daß die Kinder von der Erinnerung an ihre Kindheit nichts mit hinüber nehmen in ihr Alter, als die Liebe, die sie erhielten!

Friedhofskind.

Wahres Ereigniß.

Es war am Allerseelentage,
Als in gar traulich stiller Abendstunde
Manch' Märlein und manch' liebe Schauersage
Ward ringsherum erzählt im engen Freundesbunde
Und auch der Dichter dieser heut'gen Gabe
Erzählte, als die Reihe kam an ihn im Kreise,
Ein klein Ergebniß dann an einem Grabe,
Das er erlebt, erzählt's in einfach klarer Weise.
Der Dichter malte seine Friedhofs-Scene
Ganz ohne Schmuck, doch wahr und innig,
Ich ward gerührt, und eine stille Thräne
Zollt' dem Ereigniß ich, so einfach, sinnig;
Ich bat den Dichter aber, das Erzählte
In des Gedichtes Rahmen einzupassen,
Und wie er oft schon Kindersagen wählte,
Mög' er doch diese auch in Verse fassen.
Der Dichter sprach: „Und liegt denn nicht nach Gottes Plan
Im Kindesleben höchste Gottverklärung?
Ein Sternlein zog drei Königen voran
Zu eines Kindes göttlicher Verehrung!
Ein Kind, es ist ein ungeöffnet Zauberbuch,
In welchem viel geheime Schätze liegen,
Noch unerklärt ist jeder Zug,
Auf dem sich still des Lebens Räthsel wiegen.

Und wie die Blume blühet über Nacht,
Den Sternen heimgestellt ihr Sorgen;
Wie der Gedanke webt im Herzensschacht,
Von stillen Geistern wohl geborgen;
Und wie das Herz mit froher Liebesfracht
Die Nacht durchschifft bis früh am Morgen,
Und wie die Lilien ihres Kleides Pracht
Vom lieben Himmel kindlich borgen,
So wächst, gedeiht ein Kind, ganz wohlgemuth,
Beschützt von Himmels unsichtbarer Huth!
Und immer, wenn ein Kind tritt in die Welt,
Wird ihm ein Sternlein hoch am Himmelszelt,
Und wie alsdann das Kind gedeiht und blüht,
Ob seinem Haupt sein Sternlein glüht,
Und alldieweil das Kind am Leben bleibt,
Sein Sternlein hoch den Kreis umschreibt,
Doch wenn das Kindlein drunten sterben muß,
Senkt sich sein Stern herab zum letzten Kuß,
Die Menschen aber nennen's einen Sternenschuß! —"
Und weil an nichts der Dichter in der Welt
Mit solcher Liebe, als an Kindern hält,
Glaubt er, es mög' sein inniglich Empfinden
Wohl auch in Ihrem Herzen Anklang finden,
Und so erzähl' ich's denn mit seinem Wort,
Wenn Sie's erlauben, Ihnen nun sofort. — —

* * *

Es war am Allerseelentag, in jener Stadt,
Die an dem Isarstrom ihr Bette hat,
Daß ich hinausging mit wehmuthsvollem Sinn
Und leitete den Schritt zum Friedhof hin.
Ein schön'rer Gottesacker ist zur Zeit
Auf Erden kaum, so weit und breit!

Ein wahrer Friedhof ist's, ein Gartenraum,
Da grünt's und blüht's, und Schatten gibt der Baum,
Der Rasen breitet seinen Teppich allerweg
Zu sammtenen Decken aus auf Weg und Steg,
Und in den dunklen Zweigen hangen
So Sehnsucht, Thränen, als Verlangen,
Und aus dem Tiefgrün trauernder Cypressen
Scheint es zu flüstern: nicht vergessen!
Und dichte Lauben, die von Kränzen ganz erfüllt,
Sie halten sinnige Inschrift in Düster gehüllt,
Und Alles flüstert in diesen Räumen uns zu:
„Hier nur ist Friede, und hier nur ist Ruh'! —
Ich ging wohl lange, sinnend, stumm,
Von Grab zu Grab im Friedhofe herum,
Gedrängt voll waren die Räume all,
An jedem Grab von Menschen ein Schwall,
Wo man nur hinsah, allerwärts
Geputzte Gräber und geputzter Schmerz,
Und Lichter und Blumen an jeglichem Stein,
Und bunte Lampen und Kerzenschein.
An jedem Stein, an jedem Kreuzlein, das erhöht,
Ein weinend Aug', ein Mund im Gebet,
Ein Herz, das gebrochen, ein Blick, der gesenkt,
Ein Haupt, das in Wehmuth zur Erde sich senkt.
Ich wanderte still an den Gräbern umher,
Kein einziges, war von Blumen wohl leer,
Kein einz'ges, an dem nicht ein Lämpchen gebrannt,
Um das sich nicht ein Grünzweiglein frisch wand.
Als ich so weiter ging, an die Wand hinschreit',
Allwo die Armuth auch im Tod liegt bei Seit',
Gewahrt' ich ein Schauspiel, das in's Herze mir schnitt,
Und weiter nicht wagt' ich den stockenden Schritt.
An einem ganz verfallenen Grabe, abseits, allein,
Bezeichnet nicht von Hügel, von Stein,

Von einem kleinen Kreuzlein nur geschmückt,
Da saß ein kleiner Knabe, einsam, zerknickt,
Gestützt auf seine kleine, schwache Hand,
Und gräbt mit einem Messer in den Sand,
Und zieht aus der Brust, halb kaum bedeckt,
Ein Stückchen Zweig, das er in die Erde steckt,
Und steht dann auf und geht umher,
Und sieht, ob kein Blümlein zu finden wär',
Und wie er fand ein Stückchen Grün, eine Ros' ohne Stiel
Lief er zurück zu seinem frommen Ziel
Und steckt das Stückchen Rose in die Erd',
Und wirft sich nieder, und weint ungehört.
Dann geht er wieder fort, und sucht auf jedem Schritt,
Und bringt ein Stückchen Grünes immer mit,
Das er still wieder in die Erde setzt
Und wieder es mit hellen Thränen benetzt!
Mir ward das Herz so voll, das Auge lief mir über;
Ich sprach ihn an: „Was machst Du da, mein Lieber?"
Der arme Knabe sah mich an und sprach im kindlichen Ton:
„Die Mutter liegt mir da wohl zwei Jahre schon,
Und alle Gräber sind herausgeputzt und mächtig schön,
Und nur auf meiner Mutter Grab ist nichts zu seh'n;
Wenn ich nur einen kleinen Kreuzer hätt',
Etwas zu kaufen draußen von dem Blumenbret,
Wo sie da draußen verkaufen vor der Thür!"
Dabei quollen ihm die Thränen herfür.
Ich aber sprach: „Da, lieber Junge, da hast Du Geld,
Und kauf' Dir jetzund, was Dir gefällt!"
Der Knabe lief wie ein Blitz von mir fort,
Ich aber war geblieben an Stell' und Ort,
Und sieh', bald kommt der Knabe zurück,
Aus seinen Aeuglein spricht ein traurig Glück,
Er brachte einen großen, grünen Kranz
Und einen Stern aus Holz, der ringsum ganz

Voll rother, grüner Lichter war und Kerzenglanz;
Und kauert sich nieder und schmücket das Grab,
Und windet den Kranz um den hölzernen Stab,
Und wirft sich auf die kleinen Knie nieder,
Und betet und weint und betet wieder,
Und liegt am kleinen Grab bis Abends spät.
Und als im Dunkeln er vom Friedhof geht,
Geb' ich von ferne stets ihm das Geleit
Und merk' das Hüttchen mir, das steht abseit,
Allwo der Knabe, kaum neun Jahre alt,
Verwaist bei Bettlern hat seinen Aufenthalt.
Und andern Tags, noch ganz vom Weh' erfüllt,
Entwerf' ich dem Publikum ein kleines Bild
Der Friedhofsscen', und der Himmel segnet meine Hand,
So daß mein einfach Wort auch weiche Herzen fand.
Denn was ein Dichterherz für Menschenwohl ersann,
Das klingt im Menschenherz stets dichterlohnend an.
Und eine hohe Königswittib, an Geist und Tugend reich,
Die jetzund oben thront im ewigen Himmelsreich,
Sie las, was ich beschrieb, bescheidet mich zu sich,
Begehrt einen Bericht ganz huldiglich
Vom frommen, armen Kind, von seinem tiefen Leid.
Da wird die hohe Frau von Milde ganz verklärt
Und sprach: „Dem armen Kind sei Hilfe schnell gewährt!"
Und in dem Augenblick gab sie sogleich Befehl,
Daß für den Knaben sei gesorgt an Leib und Seel'.
Ich aber ging nach Haus und sprach zu Gott empor:
„Dem Dichter gibst Du nicht des Lebens reichen Flor,
Dem Dichter gibst Du nicht des Lebens ird'sches Gut,
Dem Dichter gibst Du nicht des Glückes hohe Fluth,
Dem Dichter gibst Du nicht der Ehrenzeichen Tand,
Dem Dichter gibst Du nicht den Kranz im eigenen Land,
Dem Dichter gibst Du nicht der E r d e n g r o ß e n G u n s t,
Doch gibst dem Dichter Du die süße Herzenskunst,

Zu rühren mit dem Wort der edlen Menschen Herz,
Zu stimmen Menschensinn zum Mitleid für den Schmerz,
Zu singen hie und da ein tiefgemüthlich Lied,
Das in das trock'ne Aug' die süße Zähre zieht;
Zu schildern inniglich der Menschheit Noth und Leid,
Daß in des Menschen Brust das Mitleid sei bereit!
Daß Du dem Dichter gibst die Lust und auch die Kraft,
Daß er, ein Armer selbst, doch selbst für Arme schafft,
Dafür, o Ewiger, wie klein auch mein Talent,
Dafür hab' Dank und Preis und Segen ohne End'!"

Warum gibt es kein Narrenhaus für verrückte Gedanken, kein Invalidenhaus für alte Gedanken, kein Zuchthaus für gestohlene Gedanken, kein Thierspital für kollerische Gedanken, keinen Actienverein auf ungeborne Gedanken? u. s. w., u. s. w.

Humoristische Vorlesung.

Es ist eine ausgemachte Sache, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, je weniger Geld der Mensch hat, desto mehr Gedanken hat er; wer sich kein Geld machen kann, der macht sich allerlei Gedanken, auf die der Mensch, der Geld hat, mit keinem Gedanken denkt, und wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, Jemanden tief in Gedanken sitzen sehen, so können Sie darauf rechnen, er sitzt nicht tief in Geld!

Die ganze Welt sagt laut, die halbe Welt hat kein Geld, und die halbe Welt weiß still, daß die ganze Welt kein Geld hat!

Warum haben jetzt die Wiener kein Geld? Weil sie die Börse verlegt haben!

Die Börse ist aus einer Gasse auf einen Platz gekommen, und auf diesem Kampfplatze ist eine große Merkwürdigkeit, nämlich: daß, je mehr Leute gefordert werden, je weniger bleiben auf dem Platze.

Früher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war das Unglück: kein Geld haben, eine Familien-trauer, jetzt ist dieses Unglück eine Welt- und Land-trauer, mit dem Unterschiede, bei einer wirklichen Landtrauer dürfen nur die Großen öffentlich schwarz gehen und die Kleinen nicht, bei dieser Kleingeld-Landtrauer gehen die Kleinen öffentlich und die Großen insgeheim schwarz.

Den Punkt Geld, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sollte zwar ein Schriftsteller stets ganz um-gehen, denn der Punkt Geld umgeht den Schriftsteller auch ganz, das ist ihr gegenseitiger Umgang! Allein da die Gedanken da anfangen, wo das Geld aufhört, so ist die Schriftstellerei nichts anders, als eine zurückgetretene und auf das Gehirn übergesetzte Geldbeutelgicht!

Früher hat in den Taschen blos Dämmerung ge-herrscht, man hat doch manchmal einen „Schein" gehabt, allein jetzt herrscht vollkommene Finsterniß da, und zwar eine egyptische Finsterniß! Als die handelnde Welt einst aus Egypten zog, sagt die Weltgeschichte, nahm sie den Egyptiern ihr Silber und Gold mit. Man glaubte damals, sie hätte sich das unrechtmäßig zugeeignet, allein sie hat Alles vorausgesehen, und nahm es blos als Entschädigung für die Dividende, die sie jetzt durch Egypten verliert!

Man macht unserem Jahrhundert den schauderhaften Vorwurf, es gibt keine Gönner mehr, keine Fuggers, welche Gelehrte und Schriftsteller unterstützen; wie ungerecht! Eben das, daß sie ihnen nichts geben, geschieht aus reinem Eifer für die schriftstellerische Gedanken-Beförderung!

Zum Beweis für das Gesagte finden gewisse Künstler, zum Beispiel Tänzer, Sänger und dergleichen noch große Gönner und Unterstützer, weil diese keine Gedanken brauchen, und das Geld ihnen nicht schadet!

Indessen muß ich Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nach alledem doch darauf aufmerksam machen, daß es nicht auch umgekehrt die Folge ist, und daß nicht Jeder, der keine guten Gedanken hat, viel Geld haben muß, sonst laufe ich Gefahr, Sie sagen nach dieser Vorlesung von mir:

„Der Mann muß Geld haben!"

Wenn mich Jemand mit diesem Gedanken besuchen wollte, er würde bald von mir und dem Gedanken mit anderen Gedanken zurückkommen. Geld und Humor passen nicht zusammen, denn Jean Paul sagt:

„Humor ist eine eigene Menschenanschauung!"

Wer aber Geld hat, schaut die Menschen gar nicht an!

Da nun der Geldmangel jetzt so allgemein ist, daß man nicht über den Graben gehen kann, ohne Gefahr zu laufen, von guten Gedanken niedergefahren zu werden, so wäre es an der Zeit, auch im Reiche der Gedanken und Ideen solche industrielle und wohlthätige Anstalten zu errichten, wie es deren in der physischen Welt gibt.

Schlechte Menschen, sittenlose Menschen, zweideutige Menschen sind der Gesellschaft nicht so schädlich, als schlechte Gedanken, sittenlose Gedanken, zweideutige Gedanken, und doch haben wir keine Corrections-Anstalt für solche Gedanken.

Von einem kleinen Kreuzlein nur geschmückt,
Da saß ein kleiner Knabe, einsam, zerknickt,
Gestützt auf seine kleine, schwache Hand,
Und gräbt mit einem Messer in den Sand,
Und zieht aus der Brust, halb kaum bedeckt,
Ein Stückchen Zweig, das er in die Erde steckt,
Und steht dann auf und geht umher,
Und sieht, ob kein Blümlein zu finden wär',
Und wie er fand ein Stückchen Grün, eine Ros' ohne Stiel
Lief er zurück zu seinem frommen Ziel
Und steckt das Stückchen Rose in die Erd',
Und wirft sich nieder, und weint ungehört.
Dann geht er wieder fort, und sucht auf jedem Schritt,
Und bringt ein Stückchen Grünes immer mit,
Das er still wieder in die Erde setzt
Und wieder es mit hellen Thränen benetzt!
Mir ward das Herz so voll, das Auge lief mir über;
Ich sprach ihn an: „Was machst Du da, mein Lieber?"
Der arme Knabe sah mich an und sprach im kindlichen Ton:
„Die Mutter liegt mir da wohl zwei Jahre schon,
Und alle Gräber sind herausgeputzt und mächtig schön,
Und nur auf meiner Mutter Grab ist nichts zu seh'n;
Wenn ich nur einen kleinen Kreuzer hätt',
Etwas zu kaufen draußen von dem Blumenbret,
Wo sie da draußen verkaufen vor der Thür!"
Dabei quollen ihm die Thränen herfür.
Ich aber sprach: „Da, lieber Junge, da hast Du Geld,
Und kauf' Dir jetzund, was Dir gefällt!"
Der Knabe lief wie ein Blitz von mir fort,
Ich aber war geblieben an Stell' und Ort,
Und sieh', bald kommt der Knabe zurück,
Aus seinen Aeuglein spricht ein traurig Glück,
Er brachte einen großen, grünen Kranz
Und einen Stern aus Holz, der ringsum ganz

Voll rother, grüner Lichter war und Kerzenglanz;
Und kauert sich nieder und schmücket das Grab,
Und windet den Kranz um den hölzernen Stab,
Und wirft sich auf die kleinen Knie nieder,
Und betet und weint und betet wieder,
Und liegt am kleinen Grab bis Abends spät.
Und als im Dunkeln er vom Friedhof geht,
Geb' ich von ferne stets ihm das Geleit
Und merk' das Hüttchen mir, das steht abseit,
Allwo der Knabe, kaum neun Jahre alt,
Verwaist bei Bettlern hat seinen Aufenthalt.
Und andern Tags, noch ganz vom Weh' erfüllt,
Entwerf' ich dem Publikum ein kleines Bild
Der Friedhofsscen', und der Himmel segnet meine Hand,
So daß mein einfach Wort auch weiche Herzen fand.
Denn was ein Dichterherz für Menschenwohl ersann,
Das klingt im Menschenherz stets dichterlohnend an.
Und eine hohe Königswittib, an Geist und Tugend reich,
Die jetzund oben thront im ewigen Himmelsreich,
Sie las, was ich beschrieb, bescheidet mich zu sich,
Begehrt einen Bericht ganz huldiglich
Vom frommen, armen Kind, von seinem tiefen Leid.
Da wird die hohe Frau von Milde ganz verklärt
Und sprach: „Dem armen Kind sei Hilfe schnell gewährt!"
Und in dem Augenblick gab sie sogleich Befehl,
Daß für den Knaben sei gesorgt an Leib und Seel'.
Ich aber ging nach Haus und sprach zu Gott empor:
„Dem Dichter gibst Du nicht des Lebens reichen Flor,
Dem Dichter gibst Du nicht des Lebens ird'sches Gut,
Dem Dichter gibst Du nicht des Glückes hohe Fluth,
Dem Dichter gibst Du nicht der Ehrenzeichen Tand,
Dem Dichter gibst Du nicht den Kranz im eigenen Land,
Dem Dichter gibst Du nicht der Erdengroßen Gunst,
Doch gibst dem Dichter Du die süße Herzenskunst,

Zu rühren mit dem Wort der edlen Menschen Herz,
Zu stimmen Menschensinn zum Mitleid für den Schmerz,
Zu singen hie und da ein tiefgemüthlich Lied,
Das in das trock'ne Aug' die süße Zähre zieht;
Zu schildern inniglich der Menschheit Noth und Leid,
Daß in des Menschen Brust das Mitleid sei bereit!
Daß Du dem Dichter gibst die Lust und auch die Kraft,
Daß er, ein Armer selbst, doch selbst für Arme schafft,
Dafür, o Ewiger, wie klein auch mein Talent,
Dafür hab' Dank und Preis und Segen ohne End'!"

Warum gibt es kein Narrenhaus für verrückte Gedanken, kein Invalidenhaus für alte Gedanken, kein Zuchthaus für gestohlene Gedanken, kein Thierspital für kollerische Gedanken, keinen Actienverein auf ungeborne Gedanken? u. s. w., u. s. w.

Humoristische Vorlesung.

Es ist eine ausgemachte Sache, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, je weniger Geld der Mensch hat, desto mehr Gedanken hat er; wer sich kein Geld machen kann, der macht sich allerlei Gedanken, auf die der Mensch, der Geld hat, mit keinem Gedanken denkt, und wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, Jemanden tief in Gedanken sitzen sehen, so können Sie darauf rechnen, er sitzt nicht tief in Geld!

Die ganze Welt sagt laut, die halbe Welt hat kein Geld, und die halbe Welt weiß still, daß die ganze Welt kein Geld hat!

Warum haben jetzt die Wiener kein Geld? Weil sie die Börse verlegt haben!

Die Börse ist aus einer Gasse auf einen Platz gekommen, und auf diesem Kampfplatze ist eine große Merkwürdigkeit, nämlich: daß, je mehr Leute gefordert werden, je weniger bleiben auf dem Platze.

Früher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war das Unglück: kein Geld haben, eine Familientrauer, jetzt ist dieses Unglück eine Welt- und Landtrauer, mit dem Unterschiede, bei einer wirklichen Landtrauer dürfen nur die Großen öffentlich schwarz gehen und die Kleinen nicht, bei dieser Kleingeld-Landtrauer gehen die Kleinen öffentlich und die Großen insgeheim schwarz.

Den Punkt Geld, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sollte zwar ein Schriftsteller stets ganz umgehen, denn der Punkt Geld umgeht den Schriftsteller auch ganz, das ist ihr gegenseitiger Umgang! Allein da die Gedanken da anfangen, wo das Geld aufhört, so ist die Schriftstellerei nichts anders, als eine zurückgetretene und auf das Gehirn übergesetzte Geldbeutelgicht!

Früher hat in den Taschen blos Dämmerung geherrscht, man hat doch manchmal einen „Schein“ gehabt, allein jetzt herrscht vollkommene Finsterniß da, und zwar eine egyptische Finsterniß! Als die handelnde Welt einst aus Egypten zog, sagt die Weltgeschichte, nahm sie den Egyptiern ihr Silber und Gold mit. Man glaubte damals, sie hätte sich das unrechtmäßig zugeeignet, allein sie hat Alles vorausgesehen, und nahm es blos als Entschädigung für die Dividende, die sie jetzt durch Egypten verliert!

Man macht unserem Jahrhundert den schauderhaften Vorwurf, es gibt keine Gönner mehr, keine Fuggers, welche Gelehrte und Schriftsteller unterstützen; wie ungerecht! Eben das, daß sie ihnen nichts geben, geschieht aus reinem Eifer für die schriftstellerische Gedanken-Beförderung!

Zum Beweis für das Gesagte finden gewisse Künstler, zum Beispiel Tänzer, Sänger und dergleichen noch große Gönner und Unterstützer, weil diese keine Gedanken brauchen, und das Geld ihnen nicht schadet!

Indessen muß ich Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nach alledem doch darauf aufmerksam machen, daß es nicht auch umgekehrt die Folge ist, und daß nicht Jeder, der keine guten Gedanken hat, viel Geld haben muß, sonst laufe ich Gefahr, Sie sagen nach dieser Vorlesung von mir:

„Der Mann muß Geld haben!“

Wenn mich Jemand mit diesem Gedanken besuchen wollte, er würde bald von mir und dem Gedanken mit anderen Gedanken zurückkommen. Geld und Humor passen nicht zusammen, denn Jean Paul sagt:

„Humor ist eine eigene Menschenanschauung!“

Wer aber Geld hat, schaut die Menschen gar nicht an!

Da nun der Geldmangel jetzt so allgemein ist, daß man nicht über den Graben gehen kann, ohne Gefahr zu laufen, von guten Gedanken niedergefahren zu werden, so wäre es an der Zeit, auch im Reiche der Gedanken und Ideen solche industrielle und wohlthätige Anstalten zu errichten, wie es deren in der physischen Welt gibt.

Schlechte Menschen, sittenlose Menschen, zweideutige Menschen sind der Gesellschaft nicht so schädlich, als schlechte Gedanken, sittenlose Gedanken, zweideutige Gedanken, und doch haben wir keine Corrections-Anstalt für solche Gedanken.

Der Mensch beurtheilt den Menschen nach seinen Handlungen, die sind oft erzwungen; der Mensch muß den Menschen nach seinen Gedanken beurtheilen. Eigentlich müßte der Mensch den Andern nur nach dem beurtheilen, was er aus dem Schlafe spricht.

Wenn wir von Cäsar und Napoleon, von Shakespeare und Goethe ein Verzeichniß aller ihrer Träume hätten, wir würden ihren Charakter aus diesen Träumen richtiger erkennen, als aus ihren Thaten und Schriften!

Mit den Gedanken ist schwer umzugehen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, und es geht den Schriftstellern mit den Gedanken, wie den Männern mit ihren Frauen; es kostet weniger, zehn Frauen zu ernähren, als eine zu kleiden, und so ist's mit den Gedanken auch, die Schriftsteller fassen eher zehn Gedanken, bis sie einen stylistisch kleiden können.

Worte sind die Kleider der Gedanken, wie wenig Schriftsteller aber wissen ihre Gedanken zu kleiden; sie kleiden einen brunetten Gedanken in ein rothes, und einen blonden Gedanken in ein gelbes Gewand! Kleider machen Leute und Gedanken. Bei dem Frauen-Anzug kann man sagen: je weniger Kleid, desto theurer der Anzug! und bei dem Schriftsteller: je unbedeutender der Gedanke, desto kostbarer der Aufputz.

Der sogenannte blühende Styl der jetzigen Autoren ist nichts, als ein Maskenball.

Man kann versichert sein, hinter der buntesten Maske stecken die ältesten Gedanken.

Diese alten Gedanken kommen als Spanier, Orientalen, Tiroler u. s. w. Wenn man ihnen nur ein Bischen unter die Larve guckt, so sagt man: „Ach, ich kenne Dich schon!"

Frankreichs Propaganda ist mit Recht lächerlich, aber eine fürchterliche Propaganda besitzt es, nämlich die Marchandes de Modes; so ein kleines Heer von Putzhändlerinnen minirt von Paris aus ganz Deutschland und sprengt die ältesten Häuser in die Luft. Ebenso unterminirt der französische Styl der jetzigen Schriftsteller die deutsche Literatur, so daß sie jeden Gedanken mit einem Aufputz aus der rue Vivienne herausputzt.

Man sagt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, der Mensch nimmt nichts mit in den Himmel, als seine Werke. Wenn unsere Schriftsteller alle ihre Werke in den Himmel nehmen, so verdient der Himmel den Himmel. Aber wenn alle Autoren ihre Werke mit in den Himmel nehmen, wo kommen ums Himmelswillen all die „hinterlassenen" Werke her? Man müßte so einem Schriftsteller nachrufen: „Sie haben noch was vergessen! Ihre Werke folgen Ihnen nach!"

Mit den Schriftstellern ist's wie mit den Menschen: nach dem Tode sagt man ihnen nichts Böses nach! —

Unter den Frauen sind die Schlafenden, unter den Narren die Eingesperrten, und unter den Schriftstellern die Gestorbenen am beliebtesten.

Ueberhaupt, weil man von den Todten nur Gutes sagen muß, wünscht man seinem bösesten Feind auch den

Tod nicht! — — „Der Mensch ist ein Schauspieler und das Leben eine Schaubühne."

Diesen Gedanken sollte man auch schon wegen Entkräftung und Altersschwäche in ein Gedanken-Invalidenhaus geben. Allein man kann diesem Gedanken neue Seiten abgewinnen, zum Beispiel der Mensch betrachtet jeden Nebenmenschen als Schauspieler, und applaudirt ihn am liebsten — beim Abgang von der Lebensbühne.

Im wirklichen Theater ist es so: wenn die Heldin unter die Haube kommt, ist das Stück ein Lustspiel, wenn sie unter die Erde kommt, ist es ein Trauerspiel; im Leben ist es anders, wenn die Heldin unter die Haube kommt, da fängt das Trauerspiel an. So ist die Lebensbühne bestellt. Die Liebe ist die Oper; denn was heißt eine Oper? Wenn Sachen so dumm sind, daß man sich schämt, sie zu sprechen, so singt man sie.

Die Liebe singt immer! Die Liebe hat auch das Schicksal wie unsere neuen Opern: bei der ersten Vorstellung laufen alle Menschen zusammen, und sie fällt glücklich durch; die zweite Vorstellung geht glücklich, aber es kümmert sich kein Mensch mehr um sie!

Bei der Liebe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind wie bei einem Gedicht blos drei Sachen schwer: der Anfang, die Fortsetzung und das Ende!

Den Männern geht's mit ihrer Liebe auch wie den Theaterdirectionen: die erste Liebhaberin macht ihnen am meisten zu schaffen, die zweite, dritte und vierte Liebhaberin, die finden sich leicht!

Auch in der Liebe gibt es Gedanken und Ausdrücke, die man in ein Bürgerspital für spießbürgerliche Gedanken sperren sollte, zum Beispiel: „das weibliche Herz ist eine Festung, die mit Sturm eingenommen werden will", ein siecher, matter, hinkender Gedanke und Vergleich!

Wenn man ein weibliches Herz eine Festung nennt, so setzt man voraus, daß schon eine tüchtige Besatzung in demselben liegt!

Eine Festung, je mehr gemauerte Redouten zum Rückenfeuer sie hat, desto länger hält sie sich; unsere weiblichen Herzensfestungen hingegen werden durch die Redouten am meisten überrumpelt. Man bedient sich jetzt der weiblichen Herzen nicht mehr als Festungen zur Vertheidigung, sondern zur Strafe, man schickt manche Männer zur Strafe auf diese Festung.

Die Männer hingegen, wenn sie ein Herz erobern wollen, wollen es meistens im Sturm, allein sie machen blos Wind, und nicht jeder Wind ist ein Sturm. Wenn die Männer ein Herz erobert haben, so wollen sie nicht als Besatzung drin bleiben, sondern sie wollen es wie eine feindliche Festung schleifen und verlassen!

Wenn die Liebe eine Oper ist, so ist die Ehe ein Trauerspiel. Der Mann ist ein tragischer Held, denn Seneca sagt: „Es gibt keinen tragischern und erhabenern Anblick, als den Mann im ewigen Kampfe mit einem Unglück!"

Die Freundschaft ist eine Lokalposse, sie erhält sich durch Bierhausscenen, Weinlieder und Zweideutigkeiten.

Die meiste Freundschaft der Männer, die sogenannte Jugend- und Schulfreundschaft, gründet sich auf nichts, als auf das Bewußtsein, daß man einst die meisten Prügel in Compagnie bekommen hat!

Sie sehen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wie lang ich diesen Gedanken ausgesponnen habe, und für solche Gedanken sollte man wieder ein Gedanken-Spinnhaus haben.

Sehr erwünscht wäre ein Versorgungshaus für alleinstehende, verwaiste Gedanken.

Man hat manchmal Gedanken, die nicht Vater, nicht Mutter, nicht Geschwister haben; Gedanken, die Einen so auf der Straße anpacken und versorgt sein wollen.

Solche alleinstehende Gedanken, die man nicht unterzubringen weiß, möchte ich alte Garçons nennen. So zum Beispiel stehen in meinem Gedanken-Album mehrere solche Gedanken, mit denen ich nicht weiß, wohin. Wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, erlauben, so theile ich Ihnen einige solche isolirte Gedanken mit.

1.

Alle Menschen wären bescheiden, wenn sie in ihrem Leben nur ein einziges Mal gestorben wären! dann würden sie sehen, wie leicht die Welt ohne sie besteht!

2.

Niemand schämt sich zu sagen: „mein Fuß ist mir eingeschlafen, mein Arm ist mir eingeschlafen u. s. w.,“ Jeder aber schämt sich zu sagen: „mein Verstand ist mir

eingeschlafen!“ oder: „meine Nächstenliebe ist mir eingeschlafen!“

3.

Wenn seinem Nachbar ein Unglück zukommt, so sagt der Mensch: „das hat Gott gethan!“ Wenn sein Nachbar aber ein Glück hat, so sagt er: „das ist der blinde Zufall!“ Bei sich macht er's umgekehrt!

4.

Ein Gewitter in der Ehe ist, wie ein Gewitter in der Natur, nicht unangenehm; das Unangenehme dabei ist das oft darauf folgende nasse Wetter!

5.

Ein jeder Mensch hat Druckfehler und Schreibfehler, man sei in Gottesnamen gegen seine Schreibfehler so streng, als man will, aber gegen die Druckfehler, die er im Drucke des Schicksals erhielt, gegen diese Druckfehler sei man nachsichtig.

6.

Recensenten und Schneider, wenn beide recht vornehm und modern sind, so schneiden sie blos zu, und die Gesellen machen die Stich. Aber in einem Punkte sind die Schneider honneter als die Recensenten — es gibt nämlich keine anonymen Schneider.

7.

Gepreßte Seufzer in goldenen Salons klingen schmerzlicher, als Seufzer in bürgerlichen Stuben, und Thränen in seidene Foulards vergossen sind rührender, als Thränen in Baumwolltücher geweint.

8.

Unser Jahrhundert schreit immer um Licht! Es geht unserm Jahrhundert wie manchen Menschen, welche die ganze Nacht nicht schlafen können; sobald man aber Licht anzündet, schlafen sie gleich wieder ein!

9.

Die Frau nimmt in der Ehe den Namen des Mannes an, so wie ein Sieger den Namen der Schlacht annimmt, die er gewonnen hat!

10.

In den Trauerspielen wird sehr viel geweint, allein nur Wenige weinen die Thränen des Dichters, die Meisten bringen ihre eigenen Thränen, ihren Hauswein mit. Wenn ich Theaterdirector wäre, solche, die ihre eigenen Thränen mitbringen, müßten mir mit dem Eintrittsgeld dafür auch noch — Pfropfengeld bezahlen!

11.

Warum findet man in kleinen Städten mehr Menschenliebe, als in großen? Weil sie weniger an Nächstenliebe brauchen. In Wien muß man viermalhundert Tausend Nächste lieben, was kommt da auf Einen?! In Eipeldau braucht man blos vier Hundert zu lieben, das gibt aus!

12.

Ein Akademiegeber weiß jetzt wirklich nicht, was er sich wünschen soll: schönes Wetter und schlechte Gedanken, oder schlechtes Wetter und schöne Gedanken! Auf jeden Fall ist besser, ein kaltes Wetter und ein warmes Publikum, als ein warmes Wetter und ein kaltes Publikum.

13.

Warum ist es auf dem Lebensweg nicht wie auf dem Fahrweg? Auf dem Fahrweg müssen die leeren Wagen den vollen ausweichen, auf dem Lebensweg weichen die vollen Köpfe den leeren aus.

14.

Die Wohnungen sind so theuer geworden, daß das kleinste Herz noch ein Zimmer mit separirtem Eingang vermiethet!

15.

Einem großen Talente geht es wie einem papiernen Drachen; je höher er sich erhebt, desto mehr Straßenjungen laufen zusammen, um ihn herunterzuziehen.

16.

Wenn es zum Sterben kommt, sind alle Menschen wahr, und bei dem Ausgange aus dem Leben, bei der letzten Thür, ist die Redensart gewiß ernst: „Belieben Sie nur voraus zu spazieren!“

17.

Thränen erpressen ist das Vorrecht des Schicksals und der Menschen, Thränen vergießen das Vorrecht des Unglücks, Thränen trocknen das Vorrecht der Menschlichkeit, Thränen verhehlen das Vorrecht der Größe!

18.

Ein Narr macht zehn Narren, eine Närrin aber macht fünfhundert Närrinnen.

19.

Ein Genie ist wie ein Feuerstein voller Ecken, aber gerade die Ecken geben Funken.

20.

Am Baume der Erkenntniß schüttelt der Weise und schüttelt der Narr! Der Weise schüttelt ihn, um die Früchte herunter zu bekommen; der Thor, um die Maikäfer zu bekommen!

Für solche alleinstehende Gedanken sollte ein Versorgungshaus existiren, in welchem sie erzogen werden, bis Jemand kommt, der gar keine Gedanken hat und sich einen oder zwei auswählt und an Kindes Statt annimmt.

Man würde dadurch dem Stehlen der Gedanken vorbeugen!

Man sagt, es ist schwer zu stehlen, wo der Herr selbst ein Dieb ist. Warum? Darum: wenn Jemand von einem ehrlichen Manne in Wien stiehlt, so kann er die Sache ruhig in Pesth verkaufen; wenn aber Jemand von einem Diebe stiehlt, so weiß er nicht, wo jener diese Sachen gestohlen hat, und weiß auch nicht, wo er sie ohne Gefahr verkaufen kann.

So ist's auch mit dem Gedankenstehlen; es ist sehr schwer, einem Schriftsteller einen Gedanken zu stehlen, der selbst ein Dieb ist, denn man weiß dann nicht, wo man diesen Gedanken ruhig kann drucken lassen. Deshalb bestiehlt man nur die Alten; die jetzigen Schriftsteller untereinander bestehlen sich nicht, denn es könnte ihnen gerathen, daß sie sich gegenseitig sagten: „Diesen Gedanken, den Sie gestohlen haben, den hab' ja ich gestohlen!"

Es gibt etwas auf der Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welches einzeln viel theurer und

kostspieliger ist, als zu Zweien, zu Dreien, zu Sechsen. Was ist das? Eine schöne, einzige Tochter! Die kostet mehr, als wenn man sechse hat! So gibt es auch Menschen, die all' ihr Lebtag nur eine einzige Idee, einen einzigen Gedanken gehabt haben, und so eine einzige Lebensidee kommt ungeheuer hoch! Man möchte die einzige Idee, wie die einzige Tochter gern an Mann bringen, allein man möchte sich auch nicht von ihr trennen, bis die Tochter und die Idee alt geworden sind!

Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gibt es keine Anstalt für herumlaufende, herrenlose Gedanken, namentlich für herrenlose Witze? Manchmal läuft ein Witz in der ganzen Stadt herum, kein Mensch weiß, wem er angehört. Wäre es nicht billig, daß jeder herumlaufende Witz ein Halsband haben müßte, mit dem Namen seines Herrn und der Hausnummer, von welcher er ausging! Oder noch besser, jeder Mensch müßte seinen Witz an einem Stricke führen, und, so wie man manchmal nicht weiß, führt der Herr den Hund spazieren, oder führt der Hund den Herrn spazieren, so weiß man manchmal auch nicht, führt der Mann den Witz zu weit, oder führt der Witz den Mann zu weit!

Die Welt kann nicht ohne Plage sein; grassirt nicht Hungersnoth, so grassirt Krieg, grassirt kein Krieg, so grassirt die Cholera, und grassirt keine Cholera, so grassirt der Humor!

Jeder Mensch ist jetzt humoristisch, und so wie zur Zeit der Cholera, wer die Cholera nicht hatte, doch wenigstens

an der Cholerine litt, so leidet jetzt Jeder, wenn auch nicht an einem Humor, doch an einer gelinden Humorine! Sogar die Gelehrten fangen schon an, ihre aschfarbenen Theorien mit Humor auszuschlagen. Es ist wie mit den Crispins und Burnus: wenn auch der Stoff grau, müssen sie doch eine humoristisch-rothe Cerise-Kapuze haben!

Eine andere wohlthätige Anstalt im Ideenreiche wäre ein Verein gegen „Gedanken-Quälerei!"

Mancher Autor schreibt ein Buch wie ein beladener Frachtwagen, und spannt einen einzigen Gedanken als Einspänner vor; dieser arme Einspänner soll nun den schweren Packwagen in die Welt hineinziehen.

Ein Anderer nimmt einen ganz kleinwinzigen Gedanken und streckt ihn auf der Dehnleiter unbarmherzig aus, bis er so lang und dünn geworden ist, daß er einen Stock nebenan braucht, um den Gedanken dran zu binden.

Wie gequält wird nicht die arme lyrische Poesie! Alle unsere Dichter glauben, sie müssen unglücklich lieben, um glücklich zu singen; im Grunde aber lieben sie glücklich und singen unglücklich!

Wenn unsere jungen Dichter unglücklich lieben, so wollen sie alle ins Wasser springen, allein sie schreiben sich erst das Wasser dazu.

Unsere jungen Autoren sind alle Nachtigallen, allein die wahren Nachtigallen singen blos vom grünen Baum, sie aber singen auch vom Purzelbaum. Was gibt ihnen nicht alles Stoff zu Liebesklängen? Wenn sie ein Mädchen zum ersten Male sehen, dann dasselbe besuchen wollen,

und der Vater sie bei der Thüre hinauswirft, nennen sie das eine unglückliche Liebe und singen sogleich:

„Klage und Herzeleid."

Als mich der Vater der Holden die Treppe hinab fallen ließ.

Sehnsucht hat mit süßem Wahn
Mir das Herz umflogen,
Daß ich ihrer holden Bahn
Liebend nachgezogen.

Sehnsucht will mein Herz umsah'n,
Kann ihr nicht entrinnen,
Ihrem Leben unterthan
Ist mein Sein und Sinnen!

Sehnsucht wiegt sich gleich dem Schwan
Auf des Herzens Welle,
Und ich steh', bricht Tag heran,
Schon auf ihrer Schwelle.

Sehnsucht klopft ganz sachte an;
Wie ich hin mich schleppe,
Da kommt Vater Grobian
Wirft mich 'nab die Treppe.

Auch außer diesem Verein gegen lyrische Gedanken-Quälerei wäre noch eine sehr wohlthätige Anstalt:

„Eine Leih-Bibliothek für Gesellschafts-Gedanken!"

wo man sich auf Salon-Gedanken, Diner-Gedanken, Souper-Gedanken, Tanz-Gedanken u. s. w. abonniren könnte, sehr zweckmäßig.

Es wird Jemand plötzlich eingeladen, er hat weder einen dunklen Frack, noch einen hellen Gedanken, er bekommt aber beim Schneider für ein Billiges einen ganzen Anzug sammt Glacé-Handschuhen auf 24 Stunden, warum sollte er nicht auch einige Ideen und ein Paar Glacé-Gedanken zu leihen bekommen?

Man steckt die Gedanken in die Tasche und bei Gelegenheit gibt man sie aus! Und man kann versichert sein, daß in der Gesellschaft die Gedanken weniger strapazirt werden, als die Kleider!

In der Gesellschaft sind die Menschen lauter Buchbinder: sie binden allen Menschen ihren Titel hinter'm Rücken auf.

Unsere jetzigen Gesellschaften, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zeigen, welch ein ungeheures Mißtrauen unter den Menschen gegenseitig herrscht. Beim Hineingehen bekommt man eine Nummer, damit der Bediente uns den Mantel nicht abläugne, den Hut muß man beständig in der Hand haben, damit Einem der Andere ihn nicht mit seinem schlechten vertausche, und einen Stock halte man in der Hand, damit man nicht wehrlos ist, wenn uns Jemand räuberisch anfallen sollte! Wenn der Mensch vierhändig wäre, so würde er sich mit der dritten Hand noch die Taschen zuhalten, und in der vierten würde er sein Testament halten, für den Fall, daß er nicht mit dem Leben davonkommt! Mit welcher Hand soll nun der Mensch, welcher vier Stunden lang in der einen Hand einen Hut, in der andern Hand einen Stock halten muß,

noch einen Gedanken hernehmen? Wäre es also nicht eine Wohlthat, wenn sich ein solcher Mann für den Abend zwei, drei Gedanken aus der Anstalt bringen lassen könnte?

Wie wohlthätig wäre eine „Kleinkinder-Bewahr-Anstalt" für ungezogene Gedanken, und endlich eine „Assekuranz-Gesellschaft" gegen humoristische Vorlesungen?

Wenn man bedenkt, daß eine gewisse Anzahl von Menschen jährlich regelmäßig einmal im Jahre vom Vorlesungs-Unglück heimgesucht wird, so dürfte eine solche „Versicherungs-Anstalt" eine kleine Prämie werth sein!

Indessen, was eine solche „Versicherungs-Anstalt" erschwert, ist der Umstand, daß man nicht weiß, ob eine humoristische Vorlesung zu einer Land-Assekuranz oder Wasser-Assekuranz gehört. Auf jeden Fall hat Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, meine heutige Vorlesung aufs Glatteis geführt, ich ende also, um Sie so schnell als möglich wieder zurückzuführen! Bis eine solche Versicherungs-Anstalt ins Leben tritt, nehmen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Versicherung hin, daß ich so eben ende, um Sie in Sicherheit zu bringen!

Die Schöpfung des Traumes.

Wie entstand das Feenreich der Träume?
 Wer erschuf die schöne Fabelwelt?
Wer ergriff die Aetherschäume,
 Hat zu Bildern sie dann festgestellt?
Wer ersann die klingenden Gedichte,
 Die der Schlaf improvisirt?
Wer bemalt die lieblichen Gesichte,
 Die der Schlummer mit sich führt?
Woher rauschen diese Wogen,
 Wo Delphine rauschen d'rein?
Wer erbaute diesen Bogen
 Von der Erd' in' Himmel 'nein?
Wohin ziehen diese Bilder
 Himmelhoch im Traumballon?
Wessen sind die bunten Schilder,
 Wie entwandt vom Sternenthron?
Wer kredenzt die Zauberschale,
 Die so süßen Wahnsinn beut?
Wer durchflicht mit gold'nem Strahle
 So des Schlummers schwarzes Kleid? — —

— Ich will's Euch erzählen. Hört mich freundlich an!
Gut erzählen? Nun, so gut, als ich es eben kann;
Gut was zu erzählen, dazu braucht man Zwei:
Den, der gut erzählt, und Den, der gut zuhören kann dabei.—

Prometheus, der von Göttern Hochgeehrte,
Des Oceans gepries'ner Tochtersohn,
Titanenkind und Jupiters Gefährte,
Ein Günstling an des Blitzeschleud'rers Thron,
Prometheus, dem schwillt im Uebermuth die Seele,
Er dünkt sich Göttern gleich in diesen Reih'n,
Und daß zum Gotte ihm auch gar nichts fehle,
Will er, geschaffen, nun auch Schöpfer sein!
Aus weichem Thon ein Bildniß er gestaltet,
Den Göttern gleich an Bau und Angesicht.
Doch liegt das Bildniß da, zum Stein erkaltet,
Gefühl hat es und auch Gedanken nicht;
Da stahl er kühn vom Himmel einen Funken
Und flößt ihn äthergleich dem Bildniß ein;
Und als dies Bild die Gluth getrunken,
Wird es durchzuckt von lebensvollem Sein.
Gesprungen ist die regungslose Schranke,
Das Bildniß lebt, es sieht, es spricht, es geht,
Das große Götterzeichen, der Gedanke,
Am Thron der Stirne majestätisch steht!
Prometheus jauchzt! O, jauchze nicht, Verbrecher!
Die Götter gehen schrecklich zu Gericht;
Zum Nektar laden sie den ird'schen Zecher,
Zu ihrem Feuertrunke, wahrlich nicht!
Wohl glücklich ist das hochbegabte Leben,
Das in der Brust den Himmelsfunken trug,
Wenn ihn der Himmel als Geschenk gegeben;
Doch wer ihn stiehlt, dem wird er nur zum Fluch!
Und also rief aus Flammenblitzen
Im Götterrathe Vater Zeus:
„Auf! schmiedet ihn an Felsenspitzen,
Entfernt ihn weit aus uns'rem Kreis!

An heißen Ringen sei er angekettet,
Und preisgegeben uns'rem Sonnenbrand,
Und ewig auf den Gluthenfels gebettet,
Als auch vom Gluthenstrahle wund gebrannt!
Und weil er dachte g'ring, verächtlich
Von uns'rem tiefverhüllten Schöpferlauf,
D'rum zehr' ein wilder Adler nächtlich
Mit Hungergier das Eingeweid' ihm auf.
Denn nur dem Aar ist Reue zu vergleichen,
Die nächtlich ihren Fittig nieder trägt
Und in des Sünders Herz und Brust und Weichen
Die blutgeschärften, wilden Klauen schlägt;
Denn Reue ist die Tochter vom Gewissen,
Und das Gewissen hält Gerichtstag nur bei Nacht,
Wenn des Verbrechers angstzerknülltes Kissen,
Von Thränen feucht, den stummen Zeugen macht.
So soll die Reue an Dir nagen,
Dem Adler gleich, der nimmer satt,
Der in dem Ton von Deinen Jammerklagen
Nur neuen Reiz zum wilden Hunger hat!
Doch das Geschöpf, das Du geschaffen
Durch Deinen Frevel sündenhaft,
Ein Mittelding von Gott und Affen,
Sei nicht so hart, wie Du, bestraft:
Denn dieses kleine Fünkchen Himmelsfeuer,
Das Du für ihn gestohlen hast, so klein,
Bedecke ich mit einem dichten Schleier,
Auf daß es werd' zum Zweifelsdämmerschein!
Und nur am Tage, wenn am Himmelsbogen
Die Sonne flammt, aus der sein Funke kam,
Sei auch der Mensch vom Geist durchzogen,
Den aus dem Lebenslicht er nahm;

Allein des Nachts dann, wenn der Sonne Funkeln
Wird von der Dämm'rungs-Wimper eingehüllt,
Soll auch der Funke sich verdunkeln,
Der Deinen Menschen licht erfüllt. —
Er hab' Empfindung nicht, und nicht Gedanken,
Selbst seine Sinne leg' er kraftlos ab!
So setz' der Schlaf ihm nächtlich Schranken,
Und jede Nacht sei ihm ein off'nes Grab!" —
So sprach Zeus. Und als die Dämm'rung ihre Hülle
Faltenreich, in weicher Liebesfülle,
Um die strahlentrunk'ne Erde wand,
Sank der Mensch, der kaum belebte,
Dem sein Denken und sein Geist entschwebte,
Wie ein Steinbild hin an des Baches Rand.
Wo ihn dann im Gras, im feuchten,
Bei des Glühwurms mildem Leuchten
Bald der Chor der Grazien fand.
Froh erstaunt sah'n sie am Boden,
Ohne Leben, doch mit Odem,
Die Gestalt, die schlafgebannte,
Seltsam neue, unbekannte,
Zartgeformte, gottverwandte;
Auf den Wangen Jugendblüte,
Und der Mund wie Pfirsichbüte,
Auf dem Stirnenschild, dem blanken,
Geister abgeschiedener Gedanken,
Auf den hochgewölbten Augenbogen
Ruhten Pfeile hochverwogen;
Und des Herzens leises Schlagen
Schien im Schlafe selbst zu sagen:
„Menschenherz, in Lust und Kummer,
Menschenherz hat niemals Schlummer!

Menschenherz, in Tag und Nächten,
Menschenherz hat stets zu rechten!
Menschenherz, wenn auch gebrochen,
Menschenherz muß dennoch pochen!
Menschenherz ist nie im Hafen!
Menschenherz kann niemals schlafen!
Menschenherz, zu Lust und Schmerz,
Menschenherz sucht — Menschenherz!" —

Und die Grazien knie'n wieder
Zu dem stillen Steinbild nieder,
Und mit leisem Wohlgefallen
Sehen sie des Herzens Wallen,
Und das Antlitz, wo die Blüte
Süßen Schlummers dunkel glühte,
Und sie fühlen voller Mildniß
Mitleid mit dem stummen Bildniß
Und beschlossen, in den Schlaf, vom Zeus gegeben,
Ein schön'res Leben einzuweben,
Eine Welt voll wundersamer Dramen,
Eine Welt voll wundersamer Märchen,
Voll von Elfenprinzen, Nixendamen,
Voll von schönen Sylphen-Pärchen,
Voll von Duft, wie Lindenblütenbäume,
Voll von Glanz, wie Abendwolkensäume,
Kurz: die Welt der wundersamen Träume! —
Und die Eine neigt sich, wie zuvor,
Flüstert leis' dem Schläfer in das Ohr:
„Melodien,
Die aus dunklen Hainen schwellen,
Sollen, wie ein Bad von Wellen,
Deinen Schlaf umziehen!

Lerchenklänge, Liebesſänge
Sollen Dich umrauſchen!
Nachtigallen ſollen ihre Sehnſuchtsklänge
Vor dem off'nen Ohr Dir tauſchen!
Hören ſollſt Du, wenn die Roſe
Zu dem Dörnlein ſpricht: „Halte Wacht
Heute Nacht!
Daß der Schmetterling, der loſe,
Weg den Thau nicht ſchlürft,
Den mein Herzblatt ſelbſt bedürft'!"
Hören ſollſt Du, wenn dem Veilchen, thauverjüngt,
Das Vergißmeinnicht ſein Ständchen bringt,
Vor dem Gräſergitter alſo ſingt:
„Wer da liebt, kann der vergeſſen?
Wer vergißt, hat der geliebt?
Lieben heißt ja: Nie vergeſſen!
Und Vergeſſen: Nie geliebt!
Wer da liebt und kann vergeſſen,
Hat vergeſſen, wie man liebt!
Hat geliebt, es zu vergeſſen:
„Wer vergißt, hat nie geliebt!"
Lieben heißt: Sich ſelbſt vergeſſen,
Und vergeſſen heißt: Sich ſelbſt geliebt!
Wer geliebt hat und vergeſſen,
Hat vergeſſen, wie man liebt!
Der beleidigt wahre Lieb', der ſpricht:
„Liebe Lieb', vergiß mein nicht!" —

D'rauf neigt ſich die Zweite nieder,
Küßt des Schläfers Augenlider:
„Eine Welt ſoll Dir ſich zeigen,
Dem Geſetz des Irdiſchen nicht eigen;

Wo nichts wird, nichts keimt und nichts entstehet,
Nichts zerfällt und nichts verblüht und nichts vergehet,
Wo die Frucht sitzt schon im Blätterschooße,
Und die Knospe schon ist Rose,
Wo ein Thau wird Meereswogen,
Und ein Strahl zum Regenbogen,
Wo ein Laut wird zum Chorale,
Wo ein Blatt wird Opferschale,
Wo dem Worte folgt Erhörung,
Wo dem Blicke folgt Gewährung,
Wo der Sehnsucht folgt die Stillung,
Wo dem Hoffen folgt Erfüllung,
Wo die Thäler und die Gipfel,
Und die Wurzeln und die Wipfel,
Und die Klüfte, weit zerrissen,
Sich umarmen und sich küssen,
Wo nicht Krankheit, nicht Genesung
Und nicht Tod und nicht Verwesung!" —
Und die Jüngste, wie mit leisem Nippen,
Küßt des Schläfers Scharlachlippen:
„Deine Phantasie entfesseln
Soll des Todes Bruder, Schlaf,
Der Dich auf des Lebens Nesseln,
Auf des Daseins Dornen traf,
Soll tausend Welten Dir enthüllen
Gar fabelhaft und wunderbar,
Soll mit Gebilden sie erfüllen,
Mit einer zaubervollen Bilderschaar!
Bald sind's Elfen, die im Reigen
Aus den Lilienkelchen steigen;
Bald sind's Nixen, die aus Quellen
Reichgeschmückt sich Dir gesellen;

Bald sind's Sylphen, die mit Flügeln
Tanzen auf den Frührothshügeln;
Bald sind's Mädchen, die mit Rosen
Dich umflechten, Dich umkosen;
Bald sind's Maler, die mit Bildern
Dir des Himmels Reize schildern;
Bald sind's Dichter, die mit Liedern
Deine Seufzer Dir erwiedern;
Bald sind's Tänzer, die in Gruppen
Sich verkleiden und entpuppen;
Bald sind's Kinder, die mit Lächeln
Und mit Küssen Dich umfächeln!
Bald sind's Schmetterlinge, Blumenschaukler,
Colibri und Sonnengaukler,
Märchenseelen, Wagenspringer,
Räthselgeister, Thyrsusschwinger,
Bildermänner, Zitherschläger,
Schattenspieler, Falkenjäger!
Und noch and're Bilder tausend,
Die im Reich der Geister hausend,
Lachend, neckend, flüsternd, sausend,
Die den Schlaf, den bleiern schweren
In ein Götterreich verkehren!" —

Und als die Grazien schwiegen,
Da malt auf des Schläfers Zügen
Ein Lächeln sich voll Herzvergnügen,
Und auf den zarten Lilienwangen
War ein erhöhtes Roth ihm aufgegangen,
Es schwebt ein Kuß um seiner Lippen Saum;
Und so entstand des Menschen erster Traum! — —

— Wenn Ihr mich nun fragt, wie so der Dichter dies erfahren?
Wer's ihm gesagt, ob's die Grazien selber waren?
Ob er in müßig stillen Morgenstunden
Das Ding so in der Luft gefunden?
Ob er's in einem alten Buch gelesen?
Ob er gar selbst ein Zauberwesen?
Ich weiß es nicht! — Er hat das Ding nun einmal so gereimt;
D'rum seid so gütig und denkt — er hat das Ding geträumt! —

Unter-Döblinger Novellen.

(1841.)

Auf's Land! Auf's Land!
In Sand! In Sand!
Ist's auch ein Loch,
Natur ist's doch!
Natur, Natur,
Du grüne Ruhr,
Die stets romantisch ist!
Sei's auch in Staub und Mist!

1.

Jede Sache hat zwei Seiten, oder: Man soll mit allen Frauenzimmern artig sein.

»Pulvis et umbra sumus!« so lautet die Devise des Döblinger Stadtwappens. Man lese ja nicht: »pulvis et ambra sumus!« Mit der Ambra'ser Sammlung hat's in Döbling nicht viel zu sagen. So viel ist gewiß, daß, wer in Döbling wohnt, in kurzer Zeit ein frommer Mensch wird. Denn die erste Pflicht eines Frommen ist, stets daran zu denken, daß der Mensch nur aus Staub kam, Staub ist und zum Staub zurückkehrt! Und man kann von Jedem, der Morgens von Döbling nach Wien und Abends zurückgeht, sagen, daß er „aus Staub kommt, Staub ißt und zum Staub zurückkehrt!“ Der Weg nach Döbling ist der Weg zur Erbauung und wehmüthigsten Betrachtung. Wenn man die Döblingerinnen Abends mit ihrem Strickzeug spazieren gehen sieht, so erkennt man die weiblichen

Blumen an den Staub-Fäden! Unstreitig wird Döbling durch seinen klassischen, echt antiken Staub noch der besuchteste Platz um Wien werden; denn wer viele Jahre hintereinander gewohnt ist, Sommers in Döbling zu wohnen, der kehrt zuletzt gar nicht mehr nach Wien zurück, sondern der bleibt gleich links vor der Linie, ein Mitbürger jener stillen Colonie, die sich aus dem Staub in den Staub gemacht hat, und welcher der Staub nicht mehr schadet, weil sie den Athem beständiz an sich hält und jenen Staub nicht schluckt, den die humanen Quartiervermiether Döblings anstatt des nöthigen Möbels in ihren „möblirten Quartieren" ihren Parteien zur portofreien Verschluckung mit verschwenderischer Nächstenliebe überlassen, und für welchen Staub sie weder Chausséegeld, noch Stiegengeld, noch Verzehrungssteuer eintreiben!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!"

Seit Stuwer die Erfindung seiner „Wasserfeuerwerke" gemacht hat, in welchem das Feuer unter dem Wasser brennt, hat man in Döbling auch ein „Wasserstaubwerk" entdeckt, und indem oben aufgespritzt wird, steigen aus dieser sublimen Wasserdecke die schönsten Staub-Raketen, Staub-Räder, Staub-Schwärmer u. s. w. in die Höhe und bereiten das entzückende Schauspiel der Chaussée-Verfinsterung am hellsten Tage, so daß vor lauter Kunst-Staub das Natur-Wasser sich zurückzieht und verschwindet!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!"

Staub vertritt auch in vielen Quartieren das Möbel, und die Worte: „Allhier ist ein möblirtes Quartier"

heißt oft: „Allhier ist ein bestaubtes Quartier", und allerdings vertritt der Staub das Möbel, zum Beispiel den Schreibkasten, denn man kann auf den Staub schreiben; oder auch die Vorhänge, denn es dringt durch diesen Staub kein Sonnenstrahl durch!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!"

Ja, „das Land", mehr braucht man nicht! Da ist ein möblirtes Quartier: der Tisch hat drei Füße, „aber," so sagt' ich, „der Tisch hat ja nur drei Füße?" — „Ja, aber „auf's Land" nimmt man's nicht so genau!" — „Aber das Bett hat ja keine Einlegbreter?" — „Ach nein, aber „auf's Land" nimmt man's nicht so genau!" — „Aber in der Küche ist ja der Herd gar nicht zu brauchen?" — „Ach nein, aber „auf's Land" thut er's schon!" — „Aber hier sind ja weder Vorhänge, noch Läden, noch Jalousien?" — „Ach nein, aber „auf's Land" braucht man's nicht!" — „Aber hier ist ja auch kein Schloß an der Thüre?" — „Ach nein, aber „auf's Land" ist's halt schon so!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!"

„Auf's Land" braucht der Tisch nur drei Füße und der Mensch vier Füße; „auf's Land" braucht die Thüre kein Schloß, aber die Lunge, damit man sie gegen den Döblinger möblirten Staub zuschließe! Ich wohne in „Unter-Döbling", hinter dem großen Staube! Wenn der geneigte Leser mir die Ehre seines Besuchs schenken will, so sei er so gefällig, sich gleich, wie er aus Wien kommt, an den „großen Staub" zu halten, von da kommt er in

Blumen an den Staub-Fäden! Unstreitig wird Döbling durch seinen klassischen, echt antiken Staub noch der besuchteste Platz um Wien werden; denn wer viele Jahre hintereinander gewohnt ist, Sommers in Döbling zu wohnen, der kehrt zuletzt gar nicht mehr nach Wien zurück, sondern der bleibt gleich links vor der Linie, ein Mitbürger jener stillen Colonie, die sich aus dem Staub in den Staub gemacht hat, und welcher der Staub nicht mehr schadet, weil sie den Athem beständig an sich hält und jenen Staub nicht schluckt, den die humanen Quartiervermiether Döblings anstatt des nöthigen Möbels in ihren „möblirten Quartieren" ihren Parteien zur portofreien Verschluckung mit verschwenderischer Nächstenliebe überlassen, und für welchen Staub sie weder Chausséegeld, noch Stiegengeld, noch Verzehrungssteuer eintreiben!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!"

Seit Stuwer die Erfindung seiner „Wasserfeuerwerke" gemacht hat, in welchem das Feuer unter dem Wasser brennt, hat man in Döbling auch ein „Wasserstaubwerk" entdeckt, und indem oben aufgespritzt wird, steigen aus dieser sublimen Wasserdecke die schönsten Staub-Raketen, Staub-Räder, Staub-Schwärmer u. s. w. in die Höhe und bereiten das entzückende Schauspiel der Chaussée-Verfinsterung am hellsten Tage, so daß vor lauter Kunst-Staub das Natur-Wasser sich zurückzieht und verschwindet!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!"

Staub vertritt auch in vielen Quartieren das Möbel, und die Worte: „Allhier ist ein möblirtes Quartier"

heißt oft: „Allhier ist ein bestaubtes Quartier", und allerdings vertritt der Staub das Möbel, zum Beispiel den Schreibkasten, denn man kann auf den Staub schreiben; oder auch die Vorhänge, denn es dringt durch diesen Staub kein Sonnenstrahl durch!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!"

Ja, „das Land", mehr braucht man nicht! Da ist ein möblirtes Quartier: der Tisch hat drei Füße, „aber," so sagt' ich, „der Tisch hat ja nur drei Füße?" — „Ja, aber „auf's Land" nimmt man's nicht so genau!" — „Aber das Bett hat ja keine Einlegbreter?" — „Ach nein, aber „auf's Land" nimmt man's nicht so genau!" — „Aber in der Küche ist ja der Herd gar nicht zu brauchen?" — „Ach nein, aber „auf's Land" thut er's schon!" — „Aber hier sind ja weder Vorhänge, noch Läden, noch Jalousien?" — „Ach nein, aber „auf's Land" braucht man's nicht!" — „Aber hier ist ja auch kein Schloß an der Thüre?" — „Ach nein, aber „auf's Land" ist's halt schon so!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!"

„Auf's Land" braucht der Tisch nur drei Füße und der Mensch vier Füße; „auf's Land" braucht die Thüre kein Schloß, aber die Lunge, damit man sie gegen den Döblinger möblirten Staub zuschließe! Ich wohne in „Unter-Döbling", hinter dem großen Staube! Wenn der geneigte Leser mir die Ehre seines Besuchs schenken will, so sei er so gefällig, sich gleich, wie er aus Wien kommt, an den „großen Staub" zu halten, von da kommt er in

den „dicken Staub", so halte er sich gerade aus und passire den „trockenen Staub", so lange, bis er an den „nassen Staub" kommt, dann geh' er links, oder auch rechts, oder auch gerade aus in den „echten Döblinger gerebelten Staub"; wenn er so eine Weile in dem „gerebelten Staub" fortgewandelt ist, kommt der „Döblinger Lokalstaub", welchen die Staub-Eingebornen mit den Staub-Eingewanderten auf gleiche Rationen verzehren, wenn die Staub-Eingewanderten erst an die Staub-Eingebornen eine Gratification für die Verpflegung und Unterhaltung dieses Lokalstaubes entrichtet haben; dann kommt der Leser bei dem Nußwaldel" in den „vereinigten Staub" von Döbling, Heiligenstadt und Unter-Döbling, und dann links, wo von beiden Seiten mehre einzelne „Privat-Stäube" liegen, da findet er unter andern auch mich, da wo der Staub ein Eck hat! Der Leser kann nicht fehlen!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!"

Es war an einem schönen Morgen, als ich von Wien nach Unter-Döbling fuhr und meinen nassen Schwamm, den ich auf dieser Fahrt immer bei mir habe, mitnahm und folgendes Vorgebet zum Himmel schickte: „Lieber Himmel, der du mich erst gestern errettetest aus dem Döblinger Staub, bewahre mich bei meiner heutigen Fahrt vor einem dicken Herrn, der einschläft und auf meine Schulter sich bettet! Bewahre mich ferner vor einem Hund, der auf meinen Hühneraugen ein Clavierstück à quatre mains spielt! Bewahre mich ferner vor einer Köchin, die zwei junge Gansel,

einen Gugelhupf und vier Bund Kohlrabi mitnimmt und meinen Schooß für einen Speisekasten ansieht! Bewahre mich ferner vor einer zärtlichen Mutter mit drei Wickelkindern, die ihre Beinchen an meiner weißen Pantalon abzappeln, u. s. w." Ich stieg ein, und meiner Maxime getreu, Niemanden zuerst anzusprechen, setzte ich mein Schweigen vom gestrigen Stellwagen glücklich fort. Gegenüber saß ein Mann, der mehrere Büschel Monatrettig in der Hand hielt, von welchen er nacheinander immer einen melancholisch aufzehrte. Neben mir saß ein wohlgekleidetes Frauenzimmer, und da ich, wie gesagt, Niemanden anspreche, so sagte ich blos im Allgemeinen: „Guten Abend!" Wenn ich in einem Gesellschaftswagen „Guten Abend!" sage, so weiß der Zuhörer selten, was ich gesagt habe, welche Sprache ich gesprochen habe, und ob es überhaupt eine Sprache, ein Brummen, oder ein Summen, oder ein Näseln u. s. w. war.

Ich sah meine Nachbarin von der Seite an, und — sah sie nicht wieder an! Ein garstiges Maal zog sich vom Ohr bis ans Kinn, und eine mit Seidenbeschen beschattete Warze machte den Sockel zu diesem Maal! Ich raffte mich in mich hinein, befahl meine Seele dem Staub und war vollkommen gesellschaftsdicht. Die Stille im Wagen wurde nur zuweilen von dem eintönigen Rettig-Zermalmen des unermüdlichen Rettig-Vertilgers unterbrochen, und nur zuweilen sagte meine Nachbarin: „Ach, der Staub!" Ich freute mich ordentlich, daß auch der Rettig-Vertilger zu beschäftigt war, um etwas auf diese Staub-Apostrophe

zu erwiedern. Nach einer Pause fragte meine Nachbarin: „Wohnen Sie auch in Döbling?" Da die Frage ohne Adresse auf die Post kam, so konnte auch der Held von Rettigfeld gemeint sein, und ich antwortete nicht; er war zu beschäftigt, und noch einmal fragte meine Nachbarin: „Wohnen Sie auch in Döbling, Herr von Saphir?" Da ich nicht glauben konnte, daß der Mann mit den unversiegbaren Rettigen auch Saphir heiße, so mußte ich zu antworten mich entschließen. „Ja, in Unter-Döbling!" brummte ich barsch rechts und sah links zum Wagen hinaus. — Pause, von nichts unterbrochen, als von dem Zähnknarren des Rettigwürgers. — „Wohnen Sie schon lange da?" fuhr die Unermüdliche fort; ich wurde fast unwillig und sagte kurz: „Na, so, so, nicht gar zu lange." — Pause, durchflochten vom Rettig-Knicker! — „Sie sind sehr einsilbig heute!" tönte es mir wieder zu. — „Heute und immer!" trotzte ich zurück. — Lange Pause mit obligaten Magenseufzern des absolvirten Rettig-Ausrotters. — „Bleiben Sie Nachts in der Stadt?" so fragte endlich meine neugierige und geschwätzige Nachbarin wieder. Ich wurde erboßt und sagte: „Entweder in der Stadt oder auf dem Lande." Da hielt der Wagen, ich sprang halb wüthend vom Wagen, sagte wieder ein verhallendes „Guten Abend!" und verschwand, ohne meine rasende Fragerin nur weiter angesehen zu haben. Aber ich sollte für diese Unartigkeit bestraft werden! Es gibt eine Nemesis! Sie wohnt im Stellwagen! Abends, um die Zeit, wo sich in Döbling der Staub legt und die

Frauenzimmer aufstehen. Abends, um die Zeit, wo die „süße Stunde saure Milch im Munde" hat, fuhr ich von Döbling zurück nach Wien.

Die Stunde schlug eben, der Lenker der Sonnenpferde hob eben das belebende Princip Peitsche, um sie in Bewegung zu setzen, da sprang ich noch auf den hintern Sitz im Wagen, auf welchem ich ein wunderhübsches Profil erblickte. Im Nu saß ich, und die Arche setzte sich in Bewegung. Die Arche war wieder nicht überladen, „Paar und Paar" waren sie eingezogen, auf jedem Sitze ein Männlein und ein Weiblein, und auf dem Rücksitz ich und ein Fräulein, so schloß ich aus dem zarten, jugendlichen Profil und dem angehauchten Morgenroth auf der Lilienwange. Nun weiß der Leser zwar, daß ich den Grundsatz habe, nie Jemanden zuerst anzusprechen, und meine Grundsätze sind unerschütterlich! Aber ein Gesellschaftswagen erschüttert die festesten Grundsätze; kaum war er hundert Schritte gefahren, so war mein Grundsatz so von Grund aus erschüttert, daß er baufällig zusammenstürzte! Ich nahm mir vor, meine holde Nachbarin, welche jenseits des Fensters zum Wagen hinaussah, anzusprechen. Sie hatte auf meinen „Guten Abend!" kaum geantwortet und sich gleich abseits gerückt. Ein schlimmes Zeichen? Wer weiß! Manche rückt fort, damit man nachrücke! Ich rückte nach!

Die Holde blieb unbeweglich und legte ein Bündelchen, welches sie in der Hand hatte, neben sich, gleichsam als Naturgränze unserer beiden Sitzreiche.

Blumen an den Staub-Fäden! Unstreitig wird Döbling durch seinen klassischen, echt antiken Staub noch der besuchteste Platz um Wien werden; denn wer viele Jahre hintereinander gewohnt ist, Sommers in Döbling zu wohnen, der kehrt zuletzt gar nicht mehr nach Wien zurück, sondern der bleibt gleich links vor der Linie, ein Mitbürger jener stillen Colonie, die sich aus dem Staub in den Staub gemacht hat, und welcher der Staub nicht mehr schadet, weil sie den Athem beständig an sich hält und jenen Staub nicht schluckt, den die humanen Quartiervermiether Döblings anstatt des nöthigen Möbels in ihren „möblirten Quartieren" ihren Parteien zur portofreien Verschluckung mit verschwenderischer Nächstenliebe überlassen, und für welchen Staub sie weder Chausséegeld, noch Stiegengeld, noch Verzehrungssteuer eintreiben!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!"

Seit Stuwer die Erfindung seiner „Wasserfeuerwerke" gemacht hat, in welchem das Feuer unter dem Wasser brennt, hat man in Döbling auch ein „Wasserstaubwerk" entdeckt, und indem oben aufgespritzt wird, steigen aus dieser sublimen Wasserdecke die schönsten Staub-Raketen, Staub-Räder, Staub-Schwärmer u. s. w. in die Höhe und bereiten das entzückende Schauspiel der Chaussée-Verfinsterung am hellsten Tage, so daß vor lauter Kunst-Staub das Natur-Wasser sich zurückzieht und verschwindet!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!"

Staub vertritt auch in vielen Quartieren das Möbel, und die Worte: „Allhier ist ein möblirtes Quartier"

heißt oft: „Allhier ist ein bestaubtes Quartier“, und allerdings vertritt der Staub das Möbel, zum Beispiel den Schreibkasten, denn man kann auf den Staub schreiben; oder auch die Vorhänge, denn es dringt durch diesen Staub kein Sonnenstrahl durch!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!“

Ja, „das Land“, mehr braucht man nicht! Da ist ein möblirtes Quartier: der Tisch hat drei Füße, „aber,“ so sagt' ich, „der Tisch hat ja nur drei Füße?“ — „Ja, aber „auf's Land“ nimmt man's nicht so genau!“ — „Aber das Bett hat ja keine Einlegbreter?“ — „Ach nein, aber „auf's Land“ nimmt man's nicht so genau!“ — „Aber in der Küche ist ja der Herd gar nicht zu brauchen?“ — „Ach nein, aber „auf's Land“ thut er's schon!“ — „Aber hier sind ja weder Vorhänge, noch Läden, noch Jalousien?“ — „Ach nein, aber „auf's Land“ braucht man's nicht!“ — „Aber hier ist ja auch kein Schloß an der Thüre?“ — „Ach nein, aber „auf's Land“ ist's halt schon so!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!“

„Auf's Land“ braucht der Tisch nur drei Füße und der Mensch vier Füße; „auf's Land“ braucht die Thüre kein Schloß, aber die Lunge, damit man sie gegen den Döblinger möblirten Staub zuschließe! Ich wohne in „Unter-Döbling“, hinter dem großen Staube! Wenn der geneigte Leser mir die Ehre seines Besuchs schenken will, so sei er so gefällig, sich gleich, wie er aus Wien kommt, an den „großen Staub“ zu halten, von da kommt er in

den „dicken Staub“, so halte er sich gerade aus und passire den „trockenen Staub“, so lange, bis er an den „nassen Staub“ kommt, dann geh' er links, oder auch rechts, oder auch gerade aus in den „echten Döblinger gerebelten Staub“; wenn er so eine Weile in dem „gerebelten Staub“ fortgewandelt ist, kommt der „Döblinger Lokalstaub“, welchen die Staub-Eingebornen mit den Staub-Eingewanderten auf gleiche Rationen verzehren, wenn die Staub-Eingewanderten erst an die Staub-Eingebornen eine Gratification für die Verpflegung und Unterhaltung dieses Lokalstaubes entrichtet haben; dann kommt der Leser bei dem Nußwaldel“ in den „vereinigten Staub“ von Döbling, Heiligenstadt und Unter-Döbling, und dann links, wo von beiden Seiten mehre einzelne „Privat-Stäube“ liegen, da findet er unter andern auch mich, da wo der Staub ein Eck hat! Der Leser kann nicht fehlen!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!“

Es war an einem schönen Morgen, als ich von Wien nach Unter-Döbling fuhr und meinen nassen Schwamm, den ich auf dieser Fahrt immer bei mir habe, mitnahm und folgendes Vorgebet zum Himmel schickte: „Lieber Himmel, der du mich erst gestern errettetest aus dem Döblinger Staub, bewahre mich bei meiner heutigen Fahrt vor einem dicken Herrn, der einschläft und auf meine Schulter sich bettet! Bewahre mich ferner vor einem Hund, der auf meinen Hühneraugen ein Clavierstück à quatre mains spielt! Bewahre mich ferner vor einer Köchin, die zwei junge Gansel,

einen Gugelhupf und vier Bund Kohlrabi mitnimmt und meinen Schooß für einen Speisekasten ansieht! Bewahre mich ferner vor einer zärtlichen Mutter mit drei Wickelkindern, die ihre Beinchen an meiner weißen Pantalon abzappeln, u. s. w." Ich stieg ein, und meiner Maxime getreu, Niemanden zuerst anzusprechen, setzte ich mein Schweigen vom gestrigen Stellwagen glücklich fort. Gegenüber saß ein Mann, der mehrere Büschel Monatrettig in der Hand hielt, von welchen er nacheinander immer einen melancholisch aufzehrte. Neben mir saß ein wohlgekleidetes Frauenzimmer, und da ich, wie gesagt, Niemanden an- spreche, so sagte ich blos im Allgemeinen: „Guten Abend!" Wenn ich in einem Gesellschaftswagen „Guten Abend!" sage, so weiß der Zuhörer selten, was ich gesagt habe, welche Sprache ich gesprochen habe, und ob es überhaupt eine Sprache, ein Brummen, oder ein Summen, oder ein Näseln u. s. w. war.

Ich sah meine Nachbarin von der Seite an, und — sah sie nicht wieder an! Ein garstiges Maal zog sich vom Ohr bis ans Kinn, und eine mit Seidenbeschen beschattete Warze machte den Sockel zu diesem Maal! Ich raffte mich in mich hinein, befahl meine Seele dem Staub und war vollkommen gesellschaftsdicht. Die Stille im Wagen wurde nur zuweilen von dem eintönigen Rettig-Zermalmen des unermüdlichen Rettig-Vertilgers unterbrochen, und nur zuweilen sagte meine Nachbarin: „Ach, der Staub!" Ich freute mich ordentlich, daß auch der Rettig-Vertilger zu beschäftigt war, um etwas auf diese Staub-Apostrophe

zu erwiedern. Nach einer Pause fragte meine Nachbarin: „Wohnen Sie auch in Döbling?“ Da die Frage ohne Adresse auf die Post kam, so konnte auch der Held von Rettigfeld gemeint sein, und ich antwortete nicht; er war zu beschäftigt, und noch einmal fragte meine Nachbarin: „Wohnen Sie auch in Döbling, Herr von Saphir?“ Da ich nicht glauben konnte, daß der Mann mit den unversiegbaren Rettigen auch Saphir heiße, so mußte ich zu antworten mich entschließen. „Ja, in Unter-Döbling!“ brummte ich barsch rechts und sah links zum Wagen hinaus. — Pause, von nichts unterbrochen, als von dem Zähnknarren des Rettigwürgers. — „Wohnen Sie schon lange da?“ fuhr die Unermüdliche fort; ich wurde fast unwillig und sagte kurz: „Na, so, so, nicht gar zu lange.“ — Pause, durchflochten vom Rettig-Knicker! — „Sie sind sehr einsilbig heute!“ tönte es mir wieder zu. — „Heute und immer!“ trotzte ich zurück. — Lange Pause mit obligaten Magenseufzern des absolvirten Rettig-Ausrotters. — „Bleiben Sie Nachts in der Stadt?“ so fragte endlich meine neugierige und geschwätzige Nachbarin wieder. Ich wurde erboßt und sagte: „Entweder in der Stadt oder auf dem Lande.“ Da hielt der Wagen, ich sprang halb wüthend vom Wagen, sagte wieder ein verhallendes „Guten Abend!“ und verschwand, ohne meine rasende Fragerin nur weiter angesehen zu haben. Aber ich sollte für diese Unartigkeit bestraft werden! Es gibt eine Nemesis! Sie wohnt im Stellwagen! Abends, um die Zeit, wo sich in Döbling der Staub legt und die

Frauenzimmer aufstehen. Abends, um die Zeit, wo die „süße Stunde saure Milch im Munde" hat, fuhr ich von Döbling zurück nach Wien.

Die Stunde schlug eben, der Lenker der Sonnenpferde hob eben das belebende Princip Peitsche, um sie in Bewegung zu setzen, da sprang ich noch auf den hintern Sitz im Wagen, auf welchem ich ein wunderhübsches Profil erblickte. Im Ru saß ich, und die Arche setzte sich in Bewegung. Die Arche war wieder nicht überladen, „Paar und Paar" waren sie eingezogen, auf jedem Sitze ein Männlein und ein Weiblein, und auf dem Rücksitz ich und ein Fräulein, so schloß ich aus dem zarten, jugendlichen Profil und dem angehauchten Morgenroth auf der Lilienwange. Nun weiß der Leser zwar, daß ich den Grundsatz habe, nie Jemanden zuerst anzusprechen, und meine Grundsätze sind unerschütterlich! Aber ein Gesellschaftswagen erschüttert die festesten Grundsätze; kaum war er hundert Schritte gefahren, so war mein Grundsatz so von Grund aus erschüttert, daß er baufällig zusammenstürzte! Ich nahm mir vor, meine holde Nachbarin, welche jenseits des Fensters zum Wagen hinaussah, anzusprechen. Sie hatte auf meinen „Guten Abend!" kaum geantwortet und sich gleich abseits gerückt. Ein schlimmes Zeichen? Wer weiß! Manche rückt fort, damit man nachrücke! Ich rückte nach!

Die Holde blieb unbeweglich und legte ein Bündelchen, welches sie in der Hand hatte, neben sich, gleichsam als Naturgränze unserer beiden Sitzreiche.

Ich war boshaft genug, das Bündel unvermerkt herunter zu stopfen. Es fiel ihr zu Füßen! Ich ihm nach, hob den Gefallenen auf; sie dankte mir kaum, ohne mich anzusehen. Ich beschloß also, die Schleusen meiner Bered-samkeit aufzuziehen und ihr Schweigen auf ihr fortzu-schwemmen. „Wohnen Sie auch in Döbling?" — Keine Antwort. „Der erste Pfeil sprang ab!" sagt Diana. — „Wohnen Sie auch in Döbling, mein Fräulein?" wie-derholte ich, und ohne nur das holde Häuptchen oder ein Aeuglein zu mir zu wenden, antwortete sie kurz: „O ja, in Unter-Döbling!" — Pause. Ich bedurfte neue Stein-kohlen, um das Gespräch zu heizen, und fuhr mit drei Grad Reaumur Wärme fort: „Wohnen Sie schon lange da?" — „Na, so, so, nicht gar zu lang!" war die Ant-wort, und ich war nicht um ein Haar breit weiter in meiner Liebesbewerbung! Allein ich faßte Muth, mich verdroß es gewaltig, auf meine Suade so wenig Gewicht legen zu sehen, und ich sagte etwas ironisch: „Sie sind sehr einseitig heute!" — „Heute und immer!" war die Antwort. Noch fiel es mir nicht auf, daß ich fast dieselben Antworten bekam, die ich heute früh ausgab, denn es waren so ziemlich Gemeinplätze; aber wie vom Schicksal angespornt, trieb es mich an, sie zu fragen: „Bleiben Sie Nachts in der Stadt?" und ein Kichern kaum unterdrückend, erwiederte sie: „Entweder in der Stadt oder auf dem Lande!" Das kann kein Zufall sein! Da steckt eine abgekartete Bosheit dahinter! Der Wagen war indessen auf der Freiung angelangt, ich stieg aus unt

beschloß, um jeden Preis mir Aufklärung zu verschaffen. Aber sie ward mir gegeben, und zwar auf eine eben so seltsame als überraschende Weise. Ich bezahlte nämlich den Kutscher, und als ich mich umsah, stand meine Nachbarin von heute Morgen, die Nachbarin mit dem Feuermaal an meiner Seite. Ich stand verblüfft und sah mich nach meiner holden Nachbarin um, da wendete sich das Mädchen um und — siehe da! — von der andern Seite war es das liebenswürdigste, schönste, anmuthigste Wesen!

Sie sah mir mit klarem, freundlichem Blick in die Augen und sprach: „Ein Saphir sollte auch gegen ein häßliches Frauenzimmer artig sein, sind wir doch auch recht artig mit ihm! Gute Nacht!" Damit machte sie einen schelmischen Knix und verschwand. Ich stand da wie ein dummer Junge. Wenn der Leser dazumal vorbeigegangen wäre, hätte er sich davon überzeugen können.

Die Moral dieser Geschichte ist: daß nicht nur jede Sache, sondern auch jedes Gesicht zwei Seiten hat, und daß man auch mit unschönen Frauenzimmern artig sein soll! Ich aber habe meine Lection verdient und bestrafe mich selbst dadurch, daß ich sie Dir, lieber Leser, ganz naiv mittheile.

2.

Der Mensch denkt, der Esel lenkt.

Wenn Du, mein lieber Leser, in Unter-Döbling wohnst, so bist Du nah am „Himmel“; nicht nur jenem „Himmel“, welcher jetzt bei Zinner & Comp. ausgespielt wird, und zu dem Du schon ein Loos in der Tasche hast, sondern zum wahren, wirklichen, blauen, hohen Himmel, zum Himmel, der Kinder, Narren und — Dichter beschützt, die Lilien kleidet, die nicht spinnen, die Mädchen verheirathet, die kein Geld haben, und die Buchhändler reich macht, die kein ordentliches Buch verlegen. Ja, zu diesem Himmel führt der Weg von Unter-Döbling. Welcher Weg? Alle Wege! Denn, lieber Leser, Du wirst gestehen, daß man bei lebendigem Leibe nicht in den Himmel kommt, und wenn man so fromm ist wie unsere Kritik, und so unschuldig wie ein Kochbuch! Erst muß man sterben, sonst kommt man sein Leben nicht in den Himmel! Also, jeder Weg, der zum Tode führt, ist eigentlich ein Weg zum Himmel; wenn Du aber von Unter-Döbling spazieren gehen willst, sei es nach „Heiligenstadt“ auf dem Berge Eriel, oder nach „Grinzing“ auf dem Berge Carmel, oder nach dem „Kahlenberg“ Garisim, oder nach dem „Krapfenwaldel“ auf dem Berge Ararat, oder nach dem „Himmel“ auf dem Berge Sinai, oder nach „Sievring“ in dem Thale Hinom, oder nach „Salmonsdorf“ in dem Thale Jeschurun, kurz, wohin Dich von Döbling die Stege und

die Wege alle führen, sie sind alle mit mehr Lebensgefahr verbunden, als jetzt eine Reise von Döbling nach Rio Janeiro, als ein Ausflug von Döbling nach Damascus! Ein gebrochener Fuß ist das kleinste Souvenir, eine aufgeschlagene blaue Nase das unbedeutendste Vergißmeinnicht, welches Du auf diesen ungebahnten, kiesigen, steinigen, abschüssigen, holperigen, lehmigen, schrägen, vermaledeiten Fußwegen zwischen Klippen und Abhängen pflücken kannst! Man soll seinen Nebenmenschen keinen Stein in den Weg legen, ist gewiß ein frommer, christlicher Spruch, allein, nirgends steht geschrieben, man soll seinen Nebenmenschen die Steine aus dem Weg schaffen!! Im Gegentheile! Ein steiniger Weg, schmal, schief, mit Kiesel besäet, an der Kante von Felsen, wo man gleich bei dem mindesten Fehltritt auf ein Steingerölle stürzt, von dem kein „Prosit!" mehr aufhilft, solch ein Pfad, wie alle die Fußpfade von Döbling in die Berge, durch die nicht genug zu bewundernde Kraft der wilden Natur, daliegen, ist der nächste Weg zum Himmel; denn nicht selten, fast alle Jahre ereignet es sich, daß ein Paar Fußgänger da stürzen, Bein und Arm brechen, ja ganz todt bleiben! Wir haben aber in der Einleitung schon bewiesen, daß der Tod die erste Bedingung ist, um in den Himmel zu kommen! Es sind also diese aus purer Frömmigkeit und Nächstenliebe zum freien, allgemeinen Halsbrechen eingerichtete und zur öffentlichen Verunglückung großmüthig preisgegebene Fußpfade eben so viele Stufen, Leitern und Vicinal-Wege zum Himmel! Diese Himmels-Wege sind aber auch nur

eine kurze Zeit dem willkürlichen Selbstmord-Vergnügen der Spaziergänger freigestellt; denn kaum füllt sich eine Beere von den Weingärten mit den ersten Elementen jener sauren Lebensweisheit, die man, auf Flaschen gezogen, unter dem Namen „Grinzinger" verkauft, und der in seiner angewandten Philosophie dazu dient, daß der Magen saure Gesichter schneide und das Capillar-Gefäßnetz sich tiefdenkerisch in sich selbst zusammenziehe, so ist die große „Döblinger Continental-Sperre" fertig, kein Fußpfad thut sich uns auf, in den Weinbergen muß der Wanderer alle Augenblick ein „Pfänderspiel" mit sich spielen lassen, wo das Pfand nicht durch einen Kuß ausgelöst wird, man muß auf dem großen Fahrweg gehen, wenn man Muth, Kraft, Ausdauer und Lust genug hat, mit den Stellwägen um die Wette durch diesen Staub oder Morast seine Carrière zu machen!

Indessen es gibt Augenblicke, in denen der Mensch doch spazieren gehen will, entweder weil er den Magen oder das Herz oder den Kopf zu voll hat, oder weil er heute gerade sein Mittagsbrot und seine eheliche Hälfte nicht gut verdauen kann, oder weil man zu Hause sein Schreibzimmer und seine Geduld aufreibt u. s. w., und in einer solchen Stunde entschloß ich mich, nach Grinzing zu gehen und von da auf den Kahlenberg zu reiten.

Es war an einem schönen Freitag Nachmittag! — Hier bitte ich zu bemerken, wie vorurtheilsfrei ich bin. Denn es gibt viele Leute, welche an einem Freitag gar nichts unternehmen, zum Beispiel keinem armen Mann

einen Kreuzer schenken, Niemanden auf eine „Bäuschel-suppe" einladen u. s. w., blos aus Grundsatz! — Also es war an einem Freitag Nachmittag, am Himmel war kein Wölkchen und auf Erden kein Sonntags-Ellenreiter zu sehen, rechts lagen die Häuser von Heiligenstadt im Grünen wie gesetzte Eier im Spinat, und links sah der Thurm von Grinzing aus dem Bergkessel wie der Respect-theil einer Eipeldauer Gans aus dem Topfe; Döbling aber lag hinter mir wie das »haec mensa« aus meinen Schul-jahren, und ich stolperte auf einer der Himmelsleitern weiter vorwärts, indem ich über Mancherlei nachdachte, was lebens-gefährlicher ist: über eine Sängerin die Wahrheit zu schreiben, oder nach einem Grinzinger Fußsteig zu lustwandeln; was undankbarer ist: ein Operntext oder ein Künstler; wer erhabener sei: das Schweigen der Natur oder das Schweigen einer Frau Gemahlin u. s. w., u. s. w.

In Grinzing angelangt, dankte ich erst den Göttern für die Errettung aus des Lebens „Fußpfaden", die für einen Kurzsichtigen wahre Fußknacker und Knochenzermal-mer sind, und dann sorgte ich um weiteres Fortkommen; und ich sah, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei, und ich beschloß, mir für diesen Nachmittag einen Esel als Reise- und Lebensgefährten beizulegen.

Ober dem Casino, wo sich die Grinzinger Vegetation in isländisches Moos verwandelt, weiter oben da,

Als ich nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sah ich mit gebräunten Wangen
Unter Eseln steh'n ein schönes Kind.

Grüß Dich, Jungfrau! — Dank der Ehre! —
Bitte, komme gleich heraus. —
Und wer bist Du? — Redacteur. —
Nun such' Dir Deinen Esel aus! —

Sie rührt sich, den Sattel zum Esel zu tragen,
Sie weiß auch so lieblich den Esel zu schlagen,
Sie rührt sich und biegt sich und treibt ihn voraus!

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lebhaft in die Straß' hinein,
„Dummer Esel! auf der Stelle
Sollst du lustig, lebhaft sein.

„Bist du müd', brauchst nur zu traben
Zwanzig Schritte weit von hier,
Leg' dann in den nächsten Graben
Ruhig dich, du frommes Thier!"

Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden,
Der Esel, er lächelt, er siehet mit Freuden
Schon unten im Graben sein nächstes Quartier!

Ich besteig' den Esel munter,
Immer fauler wird er nur,
Wie er geht den Berg herunter,
Wird er nach und nach Natur!

Und so stellet nach dem Traben
Nach und nach der Schritt sich ein,
Ist er erst nur bei dem Graben,
Wird nicht fern der Abwurf sein.

Aber um die Bahn noch besser zu prüfen,
Sieht der Esel die Höhen und Tiefen
Und legt sich gleich lieber in' Graben hinein.

Engel können fallen, das ist wahr, aber sinken kann nur der Mensch! Und nun gar in einen Graben sinken, kann nur Mensch und Esel! Indessen, Gesunkene können sich aufrichten, und so richteten wir Beide uns auch auf, um unsere Laufbahn, das heißt unsere Schneckenbahn weiter fortzusetzen. Ich habe immer gehört, daß man mit guten Worten mehr ausrichtet, als mit Schlägen, und so hielt ich denn folgende Rede an meinen Esel.

„Mein theurer Freund, Esel und Wandergefährte!

„Wie und auf welche Weise wir so von unserer Lebensbahn abgewichen sind und in einem Graben zu liegen kamen, darüber, mein Allerwerthester, wollen wir nicht weiter grübeln! »Quo sors vos trahet et retrahet etc. etc.« Es sind schon größere Helden, als wir Beide, im Graben gelegen, und an heißern Tagen, und die Weltgeschichte ist um den Graben herum gehangen, und die Biographien haben den Graben umgarnt!

„Ein Platz ist an und für sich weder ehrend, noch entehrend, der Mann adelt den Platz! Ein Graben qua Graben ist eine Lokalität, welche auf die Ehre eines Wesens keinen Einfluß ausüben kann; nur die Art, wie man Ehrenbürger eines Grabens wurde, hinc illae Lacrymae, da liegt der Unterschied im Graben!

„Man kann aus Wißbegierde in einen Graben gerathen, zum Beispiel, um am hellen Tage Astronomie zu

studiren; man kann auch aus weiser Vorsicht in einen Graben kommen, zum Beispiel wie jetzt wir, mein werther Graben-Collega, um nicht erst so viele Beschwerden des Steigens zu erleben.

„Aber, mein grauer Freund, ein Weiser bleibt da nicht stehen, wo ihn der Zufall hingestellt, und ein Dichter bleibt da nicht liegen, wo ihn ein Esel abgeworfen! Der Mensch kann sich erheben, und wär's auch aus einem Graben, und ein Esel wie Du, ein solcher Menschenkenner und Menschenhändler, der schon so viele Menschen abgesetzt hat, sollte sich nicht erheben können?!

»Surge tandem! Ermanne Dich. „Sei mein starkes Mädchen!" Grade nach dem Fall lernt der Denker erst recht auf eigenen Füßen stehen! Schau, dort oben ist der Kahlenberg, dort warten befreundete Seelen Deiner, zeig einmal, was ein Esel kann (hier schwang ich mich auf seinen Rücken), wenn der Genius über ihn kommt!" —

Und der gute Esel hebet
Aus dem Graben sich empor,
Und auf seinem Rücken schwebet
Auch der Dichter stolz hervor!
Es verachtet der Dichter des Langohrs Gebläsel,
Unsterbliche peitschen gefallene Esel
Mit dornigen Stecken zum Berge empor!

Ich saß wieder mit einer solchen Sicherheit auf meinem Esel, als ob die Natur keinen Graben mehr habe, nie einen Graben gehabt hätte! Und mein Esel trabte so phlegmatisch vorwärts, als ob ein Dichter grad so viel Gewicht hätte, wie eine Grinzinger Molkentrinkerin!

Mein Esel ließ träumerisch den Kopf hängen, er war in stilles Hinbrüten versunken, ich hörte ihn denken und will versuchen, einige seiner Gedanken mitzutheilen Der Leser wird mir schon vergeben, wenn ich seine Gedanken nicht ganz in seinem Geiste wiedergebe, sondern so gut ein Uebersetzer es vermag.

Stille Esel-Gedanken.

— Bestrebe Dich nie, Deine Dummheit zu verbergen. Die Menschen werden Dir eher zehn Dummheiten, als eine Klugheit verzeihen. —

— Eigenlob stinkt, darum geh' nie ohne Köllnerwasser in eine Künstlergesellschaft. —

— Man wird von allen Leuten vergessen! Von Verwandten, von Freunden, von der Geliebten, sogar am Ende von seinen Feinden, nur nicht von seinen — Gläubigern! Darum suche so viel Schulden zu machen, als möglich, um im Andenken der Leute fort zu leben! —

— Hüte Dich vor allem Treppen-Witz! Das heißt, mache nie Deinen Witz zurecht, wenn Du die Treppe hinauf, in die Gesellschaft gehst, denn dieser wird ledern; und lasse Dir, wenn Du die Treppe hinabgehst, nie den Witz einfallen, den Du oben hättest brauchen können, und der Dir nicht einfiel, das macht Magensäure! —

— Wenn Du in eine fremde Stadt kommst, mach' gleich Bekanntschaft, in vierzehn Tagen geht's oft nicht mehr! —

— Unsere Kritiker sagen nicht wahr, und sind doch Wahrsager, nämlich: aus der Hand! —

— Ein Schafsgesicht ist eine große Erbsünde! —

— Die Liebe ist ein bewaffneter Friede, die Ehe ein entwaffneter Krieg. —

— Alle Frauen sind Biographen, sie schreiben zwar nicht, aber sie reden beständig die Lebensgeschichte einer andern Frau! —

— Zwar kann auch ein gutes Pferd stolpern, aber —

Hier, lieber Leser, stolperte mein Esel, und ich konnte diesen Satz nicht zu Ende hören. Ich habe versucht, seinen Gedanken zu Ende zu denken: „aber nicht ein ganzer Stall!“ das ist schon da gewesen, und mein Esel denkt nur Original=Artikel; „aber es fällt nicht zusammen?“ das ist matt! — „aber es richtet sich nach dem Stolpern desto stolzer empor!“ möglich; es ist schwer, sich in die Logik eines Esels so ex abrupto hineinzudenken; wenn es der geneigte Leser versucht, wird er noch manche Schwierigkeit finden! Der Stolperer brachte meinen Esel aus seinem Ideen= und Esel=Gang, und er stutzte.

Wenn ein kluger Mensch stutzt, dann, mein lieber Leser, ist noch auf Etwas zu hoffen; man kann ihn mit einem Ton, mit einem Wink, mit einem Hieb, mit einem Sporn wieder ins Gleis bringen; aber wenn ein Esel stutzt, da sei der Himmel gnädig, da hilft nichts, nicht Worte, nicht Gründe, nicht Spornstiche!

Nach langen Versuchen gelang es mir, meinen langohrigen Denker wieder in Schritt zu bringen, und ich ritt, wie Bileam auf seiner Eselin, zwischen den Weingärten

sachte fort, bis wir an jenen Punkt kamen, wo eine schmale Brücke zum Kamm des Kahlenberges in eine kleine Thalumbuchtung einschneidet.

Das war immer ein gefährlicher Punkt für mein Reitertalent! Man wird zugeben, daß man ein guter Dichter und ein schlechter Reiter sein kann; ohne gerade etwas von mir zu behaupten, schäme ich mich nicht, zu gestehen, daß ich doch mit dem Pegasus besser umzugehen weiß, als mit dem ersten besten Miethgaul!

Ach, zur Zeit, als ich jung war, und in jenen Jahren, wo andere Leute Erziehung erhalten, hatte die Cultur und die Aufklärung noch nicht so um sich gegriffen, daß man seinen größten Ehrgeiz darein setzte, seinen glänzenden Beruf zum — Reitknecht zu entfalten! Dazumal, als Kunst und Wissen noch nicht so strotzend in die Société hineinwucherten, gab es noch andere Liebhabereien, als Mecklenburger und Holsteiner, als Engländer und Hannoveraner u. s. w. Die Blüte der Chevalerie blühte nicht aus dem Hufeisen der Wettrenner heraus, die gesellige Haltung wurde nicht an einem Barrièresprung abgewogen, und nicht Jener war der liebenswürdigste Sterbliche, dessen Fuchs oder Schimmel oder Rappe die halsbrecherischsten Courbetten machte!

Ach, großes neunzehntes Jahrhundert! deine Pferdezucht verdrängt die Menschenzucht! Das geistige Thema der Zeit ist: ob die Pferde nicht hintereinander zurückbleiben; ob aber die Menschen zurückbleiben, da wettet kein Mensch einen Heller darauf!

Wir wachsen in die Centauren zurück! Wir können nur dann nach unserm vollen Werth geschätzt werden, wenn wir sechsfüßig sind! »Le cheval c'est l'homme«, so lautet unsere Devise! Und um ein vollkommener Mann zu sein, müssen wir einen Jockey, zwei Handschuhe und vier Hufeisen haben!

Wie nichtig ist jede andere Liebhaberei gegen die Roßliebhaberei! Es gibt zum Beispiel viele Reiche, die an Gemälden, an Büsten, an Büchern, an astronomischen Maschinen, an physikalischen Experimenten Gefallen finden; Andere finden Vergnügen daran, Künstler, Dichter, Genies zu beschützen, zu unterstützen, mit ihnen umzugehen u. s. w. Gottlob, solche Alltagsliebhabereien, solcher Geschmack nimmt immer mehr ab! Ein Gemälde, eine Büste, ein Buch, ein Instrument ist Todtes, und nur das „Lebende hat Recht!" Ein Roß, ein Wildfang, ein Renner, ha! das ist ein höheres Wesen, das ganz allein all' unsere Aufmerksamkeit, all' unsere Pflege, all' unsere Zärtlichkeit in Anspruch nimmt.

Von unsern Männern bekommt den ersten „Guten Morgen" und den ersten zärtlichen Blick die Cigarrenbüchse, dann der Hund, dann der Reitknecht, dann das Roß, und wenn dann noch ein Bischen Zärtlichkeit als Bodensatz in ihnen blieb, dann erst bekommt die Gemahlin, das Kind auch einen Rest des guten Morgens!

Daß jetzt so viele Frauen reiten, geschieht nur, damit sie sich ihren Männern bemerkbar machen! Die gute Frau lehnt Morgens über der Wiege des Säuglings, der Mann

bemerkt das nicht! Sie räumt dann sein Cabinet auf, vergebens, er hat keine Augen dafür! Sie setzt sich ans Clavier, umsonst, er hat keine Ohren dafür! Sie nahet sich ihm mit feinen Wendungen und Liebkosungen, lächerlich! Er hat keinen Sinn dafür! Da, da fällt ihr das letzte Mittel ein, sie steigt zu Roß, und ein Blick von Theilnahme fällt von ihm auf das Pferd, und von dem Pferd auf die Reiterin! In das männliche Herz konnten die Frauen sich früher hineinschmeicheln, dann hineinstehlen, jetzt müssen sie hineinreiten! Wir können uns in gar nichts mit Recht aufs hohe Pferd setzen, als eben auf dem Pferd!

Ja, leider bin ich nicht aus dieser Epoche, wo der Stall das Studirzimmer verdrängt, und wo man nicht anders in guten Geruch kommt, als wenn man Stallgeruch di primo cartello an sich trägt!

Ich bin also kein Kunstreiter, sondern Natur-Reiter, das heißt, ich glaube nicht, daß der Mensch geschaffen wurde, um Pferde zu ziehen, sondern daß die Pferde erschaffen wurden, um die Menschen zu ziehen! Ich glaube nicht, daß es die höchste Aufgabe des Ritterthums ist, von früh bis Abend die Roßologie zu studiren, die Menschenliebe auf Pferdeliebe, und die Nächstenliebe auf Nächstenpferdliebe auszudehnen! Ich glaube, ein Pferd ist ein edles Thier; aber ich glaube nicht, daß man über die „Araber" seine eigene Familie vergessen soll!

Bei mir ist ein gut aufgelegter Esel schon so viel wie ein englischer Wettrenner, und wenn ich zu Esel sitze,

so hab' ich das Bewußtsein, daß ich das Thier beherrsche, und nicht umgekehrt!

Also ich stand auf dem gefährlichen Punkt, bergab, vor einer schmalen Brücke, und nun sagte ich zu meinem Esel: hic Rhodus, hic salta! Allein der Esel wußte wohl, daß es nicht Rhodus war, folglich sprang er auch nicht. Im Gegentheile, er blieb wie angewurzelt stehen und neigte sein Haupt zu einem Seitenstrauch, mit dem Ausdruck unwiderstehbarer Begierde, sich mit dessen Blättern gesetzlich zu vereinen. Ich wollte absteigen, allein mein Esel protestirte gegen diese Desertion von meinem Posten mit den Hinterbeinen so kräftig, daß ich es vorzog, den status quo zu beobachten, und zwischen dem Esel und dem grünen Strauch nicht zu interveniren. Ich versuchte endlich umzukehren, allein ein zweiter Luftsprung des Hinterkastells meiner Rozinante verleidete mir auch diesen Versuch, und ich beschloß, das zu thun, was die Politik in allen ähnlichen Fällen gebietet, nämlich: zu temporisiren!

Das Ding währte mir aber doch zu lange und — die Noth macht erfinderisch! — ich zog ein Journal aus der Tasche und fing an, meinem Esel die „Theater-Recensionen" vorzulesen, dann die Antwort, welche die Redaction von „Ost und West" auf meine Erklärung, daß ich Notizen für kein literarisches Eigenthum halte, in Nummer 45 von sich gab. Ich begann zu lesen:

„Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben".

Er stutzte ein klein wenig und nagte dann weiter an seinen Blättern. Ich las fort:

Antwort:

„Unsere Erklärung in Nummer 29 dieser Blätter, worin wir dagegen protestirten, daß man unsere Artikel so häufig ohne Angabe der Quelle nachdruckt, hat Herrn Saphir zu einem überschwenglichen Witzergusse veranlaßt, der bei der jetzigen Frühlingshitze und Dürre doppelt erfreulich ist und uns recht viel Spaß gemacht hat."

Der Esel sah auf und sah mich mit einem zwar nichtssagenden Blicke an, aus dem man füglich eine polemische Erwiderung hätte machen können, allein fort ging er doch nicht! Ich las weiter:

„Nun, der „Humorist" muß ex officio sein Publikum mit Spaß unterhalten, und indem man so ins Blaue hinein witzelt, kann es Einem auch leicht geschehen, daß man als Centrum der Zielscheibe etwas angibt, was gar nicht vorhanden ist."

Hier verspürte ich ein leises Zucken in den Vorderbeinen meiner Rozinante, und ich schöpfte Hoffnung, daß sie diesen Styl nicht aushalten werde und davon laufen würde; dadurch ermuthigt las ich immer weiter und pathetischer:

„Wir haben nicht geäußert: „es sei mehr Gewicht auf Notizen zu legen, als auf Original-Artikel", sondern: „daß wir auch auf unsere Notizen Gewicht legen" (ein großer Unterschied!)."

Hier senkte sich mein Esel, spitzte die Ohren und sprach: „Hör' auf, ich geh' schon!"

Wenn hier die Leser stutzen wollten, daß ein Esel spricht, so verweise ich sie wieder auf Bileam's Esel! Und ein solcher Kerl wie Bileam bin ich doch wohl auch noch? Der Unterschied ist der, Bileam's Esel sprach, weil er einen Geist wahrnahm, mein Esel sprach, weil er keinen Geist wahrnahm!

Also ich kam glücklich vom Fleck und über die kleine Brücke hinüber. Da „stellte sich ein sonderbares Schauspiel unsern Blicken dar!" Vom Berge herab, mir gerade entgegen, kam eine Quäkerin dito auf einem Esel geritten. Wenn ich sage eine „Quäkerin", so versteh' ich darunter ein Stadt-Mädchen, welches auf dem Lande sich ganz verquäkert, indem es ganz Natur wird und die schlichten Haare mit einem unbändigen Rundkrämpenhut überquäkert. Die große Krämpe geißelt einer solchen Land-Phyllis Schultern und Nacken, und wenn man ihr in's Gesicht sehen will, muß man sich plattlings auf den Boden werfen und in die Höhe schauen. Als ich die Reiterin kommen sah, hielt ich abseits, um ihr ganz artig den Weg zum Vorbeiritt frei zu lassen. Allein: „Der Dichter denkt, der Esel lenkt!"

Als sie ganz nahe bei mir war, wirbelte ein günstiger Windstoß die Krämpen ihres Hutes in die Höhe, und ein allerliebstes Antlitz sah mir entgegen.

Ich könnte nun dieses allerliebste Antlitz schildern, allein ich bin zu faul; es sei genug, wenn ich sage: ein

allerliebstes Angesicht, ein Angesicht, welches im Stande gewesen wäre, ärgere Weiberfeinde, als ich einer bin, in einem Nu zu seinem Augen- und Wangen-Feuer-Anbeter zu machen.

Als sie auf Grußweite nahe war, suchte ich meine liebenswürdigste Miene heraus, jenes selbstgefällige Lächeln, welches ich nur anziehe, wenn eine herzlich schlechte Rolle ungeheuer applaudirt wird, und mit dieser irresistibilen Miene und mit dem Bewußtsein: „ich bin ich" ausgerüstet, sagte ich: Ergebenster Diener, meine Gnädigste! bergab ist's schwer reiten."

Sie nickte mit dem Kopf, wie eine Knospe vom Zephyr geschaukelt; allein sie antwortete nicht.

Als sie ganz nahe an meiner Seite war, fiel die feindselige Hutkrämpe wie eine Percussions-Kapsel über das Angesicht herab, und ich hätte vielleicht „Esel und Reiterin" nie wieder gesehen, wenn Gott Amor nicht durch unsere Esel sein Spiel mit uns getrieben hätte!

Ihr Esel wollte nämlich nicht an dem meinen vorbei! Beide Esel drängten sich aneinander, und obschon wir beiderseits alles Mögliche thaten, um die Allianz unserer Esel zu zerreißen, so gelang es uns doch nicht.

Hier werden superkluge Leser wieder lächeln und in ihrer Weisheit denken: „Nun, so sehr wird er sich auch nicht gekränkt haben über diese zufällige Zusammenhänglichkeit!"

Darüber bin ich hinaus! Mein Gewissen sagt mir, daß ich Alles anwendete, um unsere geenterten Esel frei zu machen, und damit bin ich beruhigt!

Die schöne Unbekannte sagte: „Das ist doch ärgerlich!“ und ich antwortete: „Sehr ärgerlich!“ Unsere beiderseitigen Versuche, abzusteigen, wurden von dem ganz uneselhaften Bäumen unserer Zelter verhindert, und so saßen wir, sie den Kopf gegen Norden, ich nach Süden gerichtet, und feierten in dem freien Tempel der Natur ein doppeltes tête-à-tête.

„Es scheint,“ sagte ich, „daß unsere Esel Jugend- oder Schul-Freunde sind, da sie hier ein Wiedersehen feiern und sich nicht so bald trennen wollen.“

„Sie haben Ihren Esel gewiß auch im obern Hause genommen,“ sprach sie, „wo ich den meinen nahm, und die sind so aneinander gewohnt.“

„Ja,“ antwortete ich, indem ich ihrem kleinen Schwarzesel freundlich den Hals kratzte; „es ist doch ein rührender Anblick unter Wesen, die auf Bildung keinen Anspruch machen, die weder den Bulwer noch den „Humoristen“ lesen, eine solche schwärmerische Freundschaft, wo nicht Liebe, zu erblicken, und der Mensch, der gepriesene, der gebildete, sollte nicht grausam dazwischen und in die Sympathie zweier Herzen eingreifen.“

Während ich so sprach, steckten die beiden Thiere ihre Köpfe noch fester zusammen, so daß das Gesicht der Reiterin gerade handweit von mir war. Sie sah mich an und lächelte. Das ermuthigte mich fortzufahren: „Sehen Sie, meine Schöne, wer weiß, ob diese Esel wirklich Esel sind, wer weiß, ob es nicht gewisse Geister der Natur sind, die unter allerlei Gestalten dem Gott der Liebe dienen müssen,

und ob diese Esel nicht wahre Schicksal-Esel sind, um uns auf so sonderbare Weise zusammenzuführen!"

„Ei," sagte sie schnippisch und nahm zu meinem Entzücken den Krämpenhut ab, und der schöne ovale Kopf, von üppigen, braunen Locken umflogen, trat frei in seiner ganzen Anmuth heraus, „ei, vielleicht aber auch sind wir bestimmt, die beiden Esel zusammenzubringen, und nun, da unsere Sendung erfüllt ist, gehen Sie Ihre Wege und ich die meinigen, und wir haben das Unsrige gethan!" — Dabei sah sie mich lachend an und wollte absteigen, allein der Esel schlug aus und über, und sie mußte sich schnell an meiner Hand festhalten, um nicht zu stürzen.

„Sehen Sie," sagte ich, „unsere Lage wird immer romantischer! Es mögen Ihnen auf Erden schon viele Liebeserklärungen gemacht worden sein, o ja, auf Erden, aber so zwischen Himmel und Erde, wie ich sie jetzt mache, gewiß nicht! Ich möchte gerne auf die Knie sinken, Sie sehen, ich kann nicht; Sie möchten gerne entfliehen, Sie sehen, es geht nicht! Wir sind für einander bestimmt, und diese Esel sind nichts, als die Vollstrecker höherer Mächte!"

„Sie sind ein Haspel!" erwiederte sie lachend; „wenn wir für einander bestimmt wären, das wäre also eine Eselei? Da, treiben Sie einmal meinen Esel an, und somit Adieu!"

„Wohlan," rief ich, „Sie sehen, daß ich Ihren Befehlen gehorche, auch gegen mein Interesse." Darauf hieb ich mit einer Art Wuth auf beide Esel zugleich ein, und siehe da! beide liefen ihren Weg fort, meiner hinauf, und

der ihrige hinab; so dachte ich, allein: „Der Mensch denkt und der Esel lenkt!“ Kaum war ich einige Schritte geritten, so hörte ich etwas hinter mir traben; ich sah mich um, es war die schöne Reiterin, deren Esel gewohnt war, dem meinigen nachzugehen, und der nun rüstig mit seiner schönen Last hinter mir her keuchte! Ich drehte mich lachend um und sang der Holden zu:

„Und so finden wir uns wieder
In den heitern, bunten Reih'n?
Und die treuen Esel-Brüder
Sollen uns gesegnet sein!“

„Sie sind durch und durch ein Narr und ein Bösewicht,“ sagte die Holderröthende, halb lachend und halb zürnend, „was soll daraus werden? Ich bin in der größten Verlegenheit, ich kann nicht absteigen und kann das Thier auch nicht umlenken, was soll daraus werden? Es ist schon spät!“ — „Was daraus werden soll?“

„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist ein Esel und ein schönes Kind!
Es hält der Dichter sie in dem Arm,
Er hält sie sicher, er hält sie warm.“

Indessen war sie ganz nahe zu mir gekommen, ich reichte ihr die Hand und sagte:

„Theures Weib, gebiete Deinen Thränen,
Hin nach Grinzing geht Dein feurig Sehnen,
Dieser Esel führt Dich nicht dahin!
Aber ich, mich hören jetzt die Götter,
Ich werde freudig heut' Dein Retter,
Sag', ob ich noch ein Böswicht bin?“

Sie reichte mir die Hand, und ein sanfter Druck sagte mir mehr als alle Worte, die ich hätte hören können. Ich nahm ihr die Zügel aus der Hand, zog ihren Esel ganz nahe an den meinen, und mit einer kühnen Wendung hatte ich beide zurück gegen Grinzing gekehrt. Wir ritten nun friedlich neben einander, alle Viere in tiefes Stillschweigen versunken. Ich erfuhr jedoch in kleinen Dosen, daß sie Arabella heiße, daß sie noch nie geliebt habe. — Wir drei Andern, wir glaubten — das —, daß sie oft allein Ausflüge mache, und daß wir uns — wiederfinden werden! Indessen waren wir bei dem Esel-Bureau angekommen, geschäftige Hände haben uns von unseren Eseln entledigt, und mit einem bedenkenden Blick, in dem eine ganze geographische-stelldicheinsche Landkarte lag, trennten wir uns. Sie sah noch einmal nach mir zurück; und ich trennte mich von meinem Esel, indem ich ihm die Hand aufs Haupt legte und ausrief:

„Das war ein kluger Streich von einem Esel, der Himmel vermehre sie!“

Das Lied vom Menschenleben.

In dem Göttersaal, dem wunderbaren,
Blumenduft'gen, sternenklaren,
Wo im Kreis die Göttersitze funkeln,
Steht ein Spinnrad nur im Dunkeln,
In der Nische tiefem Bogen,
Der vom Lichte nicht durchzogen.
— Sieben Schicksalsschwestern sitzen
Unter Donnern, unter Blitzen
Um das Spinnrad, finster sinnend,
An dem Lebensfaden spinnend.

Sechs der Schwestern, grämlich, tückisch und verdrossen
Menschenfeindlich, menschenhassend, sind entschlossen,
Mit der Hand, der knöcheldürren,
Diesen Faden zu verwirren;
Kummer, Jammer, Zittern, Beben
In den Faden einzuweben,
Ihn durch Knoten zu verwirren,
Die der Tod nur soll entwirren! —
— Doch die Jüngste von den Spinnerinnen,
Jung und lieblich wie des Tag's Beginnen,
Blühend wie auf Unschuldswangen
Zartes Roth ist aufgegangen,
Reizend wie des ersten Kusses Traum,
Der sich wiegt auf rothem Lippensaum,
Sitzt in milder Denkungsweise
In der Schwestern engem Kreise,

Ihren Dienst da zu verrichten
Und den Faden, den schon dichten,
Wenn er kommt zu ihren Händen,
Ab ihn schließend zu vollenden. —
Und wo die Schwestern in den Faden
Allen ihren Grimm entladen,
Wo sie eingewoben Weh und Schmerzen,
In das zarteste Geflecht vom Herzen,
Läßt die jüngste Schwester, still, bei Seiten,
Dann den Faden, den gefeiten,
Langsam durch die Finger gleiten,
Neigt das holde Haupt hernieder,
Webt hinein dann hin und wieder
Eine Schenkung, eine Gabe,
Die, als Trost und Herzenslabe,
Fähig sei, den Erdenkindern
Ihres Lebensfadens Leid zu lindern! —

Also singen sie, die Schicksalsschwestern:
„Schnurre, Spinnrad, schnurre!
Surre, Rädchen, surre!
Heut' wie morgen, heut' wie gestern!
Rocken, stehe! Rocken, halte!
Daß sich das Gespinnst gestalte!
Wetterhexen! Koboldsmündel!
Nebelgeister! Sumpfgesindel!
Bringt herbei die schwarze Spindel,
Nehmt als Hanf dann aus dem Bündel,
Gebt als Hanf dann auf die Spindel:
Nebelflocken, Wolkenwolle,
Dürres Gras aus Kirchhofscholle,
Welkes Laub von Grab-Cypressen,
Seufzerschilf, am Sumpf gesessen,

Einen Zweig der Trauerweide,
Schierlingswurzel von der Haide,
Eine abgelegte Haut der Schlange,
Etwas Werg vom Henkerstrange,
Distelköpf' und Stachelbeere,
Igelhaar und Krebsenscheere,
Nesselkraut mit spitz'gen Enden,
Feuchtes Moos von Kerkerwänden,
Haar vom Haupt, auf nächt'gem Kissen
Stillverzweifelnd selbst sich ausgerissen,
Alles dieses bringt vom Brocken,
Zerrt es aus zu langen Flocken,
Gebt's hinauf auf unsern Rocken,
Daß daraus, nach unsern Sinnen,
Jenen Faden wir gewinnen,
Menschenleben d'raus zu spinnen!" —

Doch die jüngste Schwester harrte,
Bis das Spinnrad lauter knarrte,
Nahm sodann des Fadens Ende
In die weichen Blumenhände;
Als das Rad die andern treten,
Fängt sie leise an zu beten:
„Weltenschöpfer! Weltenmeister!
Der Du schufst die guten Geister,
Der Du sagst den Engeln allen,
Daß sie mögen niederwallen
In die tausend kleinen Welten,
Fern von Deinen Lichtgezelten,
Deinen Segen auszugießen,
Deine Gnade zu erschließen!
Weltenherrscher Weltenmeister!
Sende Deine guten Geister

Auf den kleinen Erdenkloben,
Der da ist aus dunklem, grobem,
Lichtversagtem Stoff gewoben,
Der da hängt im niedern Raume,
Tief an Deines Strahlenmantels Saume,
Der da fiel in diese finst're Scene
Von dem großen Bauriß Deiner Pläne,
Wie von der Wimper fällt die Thräne;
Sende sie den Staubgebornen,
Sende sie den Lichtverlornen,
Sende sie den Schmerzerkornen,
Die mit Zittern und mit Beben
In dem kleinen Tropfen leben,
Der dem Welten-Eimer ist entronnen,
Als Du zogst aus Deinem Schöpfungsbronnen
Himmel, Sterne, Mond und Sonnen! —
Und mich allhier laß Mittel finden,
In den Faden ihres Daseins einzuwinden:
Stillen Zauber, der entkräftet
All' die Flüche, d'ran geheftet;
Lehr' mich süßen Balsam kennen,
Lehr' mich Zauberformel nennen,
Lehr' die Gaben mich, die rechten,
Diesem Faden einzuflechten,
Was da kann dem Schmerze wehren.
Was da kann das Dunkel klären,
Was versüßt die bittern Zähren,
Was da stillt das Herzverlangen,
Was da kühlt die Gluthenwangen,
Was beschwichtigt in den Adern
Wilder Wünsche wildes Hadern!
Was beschwichtigt im Gedanken
Wilden Wähnens wirres Schwanken;

Was beschwichtigt in den Sinnen
Wilder Frevel wild' Beginnen;
Was beschwichtigt in den Nerven
Wilder Widerhaken stetes Schärfen;
Was beschwichtigt das Gewissen,
Das von blutigen Natterbissen
Zu den schwarzen Höllenflüssen
Der Verzweiflung wird gerissen!" —

Aber Jene sangen wieder: „Schnurre, Rädchen, schnurre!
Surre, Rädchen, surre!
Heldenleben! Heldensein zusammen!
Laßt's uns spinnen und verdammen!
Heldenruhm, wie sehr er glänze,
Heldenruhm und alle Siegestänze,
Heldenruhm und alle Strahlenkränze,
Kühle nie des Helden Herzbegehren!
Sätt'ge nie die wilde Sucht nach Ehren,
Lösche nie die Gluth: mit Flammenheeren
Gegen Völker-Ruh' sich zu empören!
Ehrgeiz, dieser Höllendrache, winde
Wild sich um des Ruhmes Binde;
Und mit tausend Riesenlungen
Und mit tausend Natterzungen
Spei' er Wuth vom Flammenrachen,
Um den Blutdurst anzufachen!
Daß die Welt in Blut sich tauche,
Daß sein Stahl vom Blute rauche,
Bis der Held und Triumphator
Wird ein Tiger, Usurpator,
Bis in vollen Ungewittern
Seine Kränze all' zerknittern,
Seine Säulen all' verwittern,
Seine Kronen all' zersplittern,

Und sein Bischen Asche gibt die Lehre
Von des Heldenruhms Chimäre,
Daß er ist, wenn Wuth und Ehrgeiz bei ihm wohnen,
Fluch der Welt und Henker von Nationen!"

Doch es lächelt die jüngste Schwester wieder,
Neigt sich lächelnd flüsternd nieder:
„Soll man fliehen denn das Licht der Sonnen,
Weil sie ihre keuschen Strahlen
Zündend für das Brennglas stahlen?
Soll man fluchen Mond und Sterne,
Weil sie mißbraucht oft zur Diebslaterne?
Heldenleben, das für Gott und Ehre,
Und für Vaterlands Altäre,
Und für Unschuld, Schutz und Wehre,
Und für Glaubens heil'ge Lehre
Aufschlitzt seines Herzens Quelle,
Mit des Blutes Purpurwelle
Zu begießen große Thaten,
Daß sie hoch, in üpp'gen Saaten,
Mögen goldgekörnt gerathen!
Heldenmuth und Heldenleben,
Löwenblut sei Dir gegeben,
Löwenmuth, Gefahrverachten,
Löwenkraft in Kampf und Schlachten,
Löwensinn im edlen Trachten,
Löwenherz und Sinn vom Leuen,
Um dem Feinde zu verzeihen!
Heldenmuth und Heldenleben!
Deinem Haupte sei ein Kranz gegeben,
Dessen Reis nur Den betheiligt,
Der dem Nachruhm ist geheiligt!
Lorbeerreis, der Ruhmgefährte,
Lorbeerreis, der Lichtverklärte,

Lorbeerreis, von Sängerzungen
Durch Jahrtausende besungen,
Sei mit lauten Huldigungen
Um das Heldenhaupt geschlungen!"

Wieder singen sie, die bösen Schwestern:
„Surre, Rädchen, heut' wie gestern,
Heisa! Faden! läufst so rasch!
Heisa! Faden! Welch' Mischmasch!
Heisa! Dichterleben fein und bunt!
Dichterleben kommt jetzund!
Dichterleben, dünn und zart,
Fluch sei Dir nur aufbewahrt!
Mondesstrahlen sollst Du schälen,
Sonnenstäubchen sollst Du zählen,
Mit dem Traume Dich vermählen,
Und das Lebensglück verfehlen!
Lieder, die im Herz Dir sitzen,
Sollen mit den schärfsten Ritzen
Deine eig'ne Brust zerschlitzen!
Gelten sollst Du als Verräther,
Müßiggänger, Missethäter,
Weil Du wandeln willst im Aether,
Nicht im Schlamm, wie Deine Väter!
Was Du Edles je wirst leisten,
Sei zermürbt von rauhen Fäusten!
In den Knospen von Gefühlen,
Die an dornenvollen Stielen,
Selbstgetäuscht Du willst erzielen,
Sollen freche Finger höhnisch wühlen,
Selbst wenn Du ihr farblos Leben
Mit dem Lichtnetz willst umweben,
Das die Götter Dir gegeben,

Sollen sie's von Dir empfangen,
Nur geräuchert und auf Zangen,
Als ob Du wärest pestbefangen!
Selbst der Kreis von Elfen, Feen,
Den Du Dir zur Welt ersehen,
Sei verkleinert von der Kleinheit
Und verdächtigt von Gemeinheit!
In den Kranz, den blütenlosen,
Sollen Schlangen zischend tosen,
Bis Du selbst ihn wirst entblättern,
Bis Du fluchend selbst und bitter
Deine gold'ne Himmelszither,
Dies Geschenk von hohen Göttern,
Unter Jubelruf von Spöttern
An dem Felsen wirst zerschmettern!"

Doch die jüngste Schwester flicht dagegen
In das Dichterleben ein den Segen:
Selbst sollst Du Dir schaffen die Gestalten,
Wie sie in der Brust Dir walten;
Wo Dein Sinnen hin Dich leitet,
Wird das Weltall zart besaitet;
Blumenlenz und Nachtigallen
Werden Deine Reichs-Vasallen!
Und der Klang aus Deinen Saiten
Bleibt Dein Freund für alle Zeiten,
Und das Lied, das Du gesungen,
Hält als Liebste Dich umschlungen,
Und die Märchen, die Du hast erfunden,
Nennen Vater Dich in stillen Stunden,
Und Gefühle, die Du hast in fremden Herzen
Aufgeregt in Wonne und in Schmerzen,
Kehren, wenn Du einsam bist zur Stelle,
Zu Dir heim, wie Bienen in die Zelle!

Dichterleben, süßbetheiligt,
Bist der edlen Brust geheiligt,
Denn es wird an schönen Seelen
Auf der Erde niemals fehlen,
Und es lebt im Menschen-Busen
Süße Lust am Spiel der Musen,
Und Du find'st in trüben Stunden,
Herzen, die wie Du empfunden!
Wie Dich auch das Leben höhne,
Bleibt Dir die Gewalt der Töne,
Und des Menschen Liebe für das Schöne,
Frauengunst und das Geschenk der Thräne!

— Wiederum singen die bösen Schicksalsschwestern:
„Schnurre, Spinnrad, schnurre!
Surre, Rädchen, surre,
Heut' wie morgen, heut' wie gestern!
Rocken, stehe! Rocken, halte!
Daß sich das Gespinnst gestalte;
Denn des Lebens dünnstes Fädchen
Denn des Lebens zart'stes Fädchen
Windet jetzt sich auf das Rädchen!
Dreh' dich, dreh' dich ohne Gnaden!
Spinnest fest den Liebesfaden!
Spinnst den feinsten Herzensfaden!
Rädchen, Rädchen, sei recht thätig!
Liebesfaden, doppeldrähtig!
Herzen zwei sind dazu nöthig!
Liebe wird wie Flachs gewonnen,
Liebe wird wie Flachs gesponnen:
Erst gesä't in weiche Stelle,
Daß sie wachse bald und schnelle; —
Dann vom Boden ausgerissen,
Wenn die Blüte nah' wir wissen;

Dann geweicht in Thränenwasser,
Daß sie werde blaß und blasser;
Durch des Schicksals Hechel dann gezogen,
Dann geknickt! zusamm'gebogen!
Dann gezerrt zu bleichen Flocken,
Dann gefesselt an den Rocken,
Dann durch mitleidslose Hände
Ausgesponnen ohne Ende!
Und zuletzt zusamm'gebunden
Als ein Knäul von Schmerz und Wunden!
D'rum den Lebensfaden d'raus zu spinnen,
Nehmt Geweb' von Winkelspinnen,
Nehmt den Schaum vom Meeresstrande,
Den der Sturm gepeitscht zum Lande,
Nehmt die Gluth der Irrwischflamme,
Nehmt den Zorn vom Hahnenkamme,
Nehmt den Druck von Ungewittern,
Nehmt vom Espenlaub das Zittern,
Nehmt von einem Erdschatz-Drachen
Dieses ew'ge Nachtdurchwachen,
Nehmt von Eifersucht die tausend Wehen,
All' ihr Lauschen, Horchen, Lugen, Spähen,
Nehmt den Zahn der Zweifelsschlange,
Nehmt des Argwohns heiße Zange,
Nehmt des Scheidens böse Stunde,
Und der Trennung off'ne Wunde,
Nehmt Verrath und falsche Schwüre,
Und der Untreu' Herz-Vampyre,
Und des Treubruchs Pestgeschwüre,
Und der Falschheit Doppellippe,
Und des Meineids Fluchgerippe,
Des Betrog'nen Schmerzerwachen,
Des Verrath'nen gräßlich Lachen,

Des Verlass'nen stilles Brüten
Des Verzweiflers Insichwüthen,
Des Verzweiflers höllisch Lästern,
Alles das, ihr Schicksalsschwestern,
Sei dem Rocken frisch entladen
Zum Gespinnst vom Liebesfaden."

Und die jüngste Schwester harrte
Wieder, bis das Spinnrad knarrte,
Nahm des Liebesfadens Ende
In die lilienweißen Hände,
Um für alles Liebeleben
Glück und Wonne einzuweben,
Ja selbst für den Schmerz der Minnen
Trost und Labe einzuspinnen,
Und begann nun, leis' und lose,
All' die gold'nen Liebesloose
In den Faden einzuspinnen:
Liebeswort und Liebgekose,
Ausgetauscht in Sommernächten,
Das Geheimniß dann der Rose,
Sich durch Dornen durchzufechten!
Flicht dazu die Seligkeiten,
Die aus tausend Winzigkeiten
Sich die Liebe kann bereiten;
Wie sie glücklich ist im Sehnen,
Wie sie selig ist in Thränen,
Wie der Blick ist ihr Gesandter,
Wie der Seufzer ihr Verwandter,
Wie die Träume ihr Gebäude,
Wie die Blumen ihre Eide,
Wie die Thränen ihre Festtagsgäste,
Wie die Sehnsucht ihre Sieste,

Und wie selbst so Leid als Qualen
Sie stets trägt als Klärungsstrahlen!
Und die holde Spinnerin singt leise
Eine kleine, tändelnslose Weise,
Wie die Lieb' sie sendet auf die Reise:
„Liebe Lieb', Du holdes Wesen,
Liebe Lieb', bist auserlesen,
Menschenleben zu beglücken,
Menschenleben zu erquicken!
Liebe Lieb', nun sollst Dich schmücken,
Bade Dich in Balsamdüften,
Trockne Dich an Maienlüften;
Auf die Wänglein, mein Kleinod,
Leg' Dir etwas Morgenroth;
In die Aeuglein, licht und klar,
Pflanz' von „Augentrost" ein Paar,
Um die Stirne, silberweiß,
Frauenhaar und Myrthenreis;
In die holden Ohren, klein,
Hänge Maienglöckchen ein,
Um den Hals die schönste Schnur
Von dem Thau der Blumenflur,
Und ein Kleidchen, zart und weiß,
Aus Gespinnst vom Ehrenpreis,
Und ein Gürtelchen sodann
Aus „Schau'! aber rühre mich nicht an!"
Und an einem Schlüsselbund
Himmelschlüßlein auch zur Stund'!
Auch ein Schürzchen binde um
Aus dem Blatt der Sonnenblum';
Dann die Strümpfchen, transparent,
Stricke Dir aus Lilien-End',
Und das Füßchen schütz' vor Dorn
Frauenschuh und Rittersporn,

Dann als Fächer in die Hand
Ein Geflecht von „Himmelbrand“,
Schmetterling im vollen Trab
Führt im „Venuswagen“ Dich hinab;
Bist Du bei dem Menschen dann,
Herzchen wird gleich aufgethan,
Klopfest Du zuerst von d'raus,
Klopfst Du dann von d'rinn heraus!
Also geh', lieb' Liebe mein,
Kehre lieb beim Menschen ein,
Daß ihm Leben lieb und Lieb' soll Leben sein!“

Wieder singen die Schicksalschwestern:
„Schnurre, Spinnrad schnurre!
Surre, Rädchen, surre,
Heut' wie morgen, heut' wie gestern!
Faden, Faden, voll von Leiden,
Sollst von unsern Händen scheiden,
Parze kommt, Dich abzuschneiden!
Nun, ihr Schwestern, webt behende
An des Lebensfadens Ende
Einen Fluch noch in die Ecken:
Todesfurcht und Todesschrecken,
Todesangst und Todesgrauen,
Daß der Mensch den Tod soll schauen,
Wie die Höllenlarve häßlich,
Zähnefletschend, ekel, gräßlich,
Daß die letzte Stund' im Leben
Sei voll Schaudern, sei voll Beben;
Daß in dieser Schauerstunde
Er noch mache seine Runde
In sein Leben, das vergangen,
Und mit Schaudern und mit Bangen

Bleib' er an den Stunden hangen,
Wo er Frevel hat begangen,
Wo die Sünde ihn umfangen!
Und in seines Bettes Decken,
Und in seines Bettes Falten
Malen sich zu seinem Schrecken
Alle seine Seelenflecken
Gräßlich ab in Blutgestalten!
Und an seines Hauptes Kissen
Zerr' in steten Finsternissen
Tückisch grausam sein Gewissen!
All' sein Leben sei gerochen,
In den Gluthen, die da kochen
In Gebein und Mark und Knochen!
Und sein Auge sei gebrochen!
Und verklungen sei'n die Worte
An der blassen Lippenpforte!
Und sein Denken und sein Sinnen
Soll verwirrt zusammenrinnen,
Soll mit Irrsinn ihn umspinnen,
Daß er seines Geists nicht Meister
Und ein Spiel der Zweifelgeister,
Ohne Tröstung zu verspüren,
Jene Brücke soll passiren,
Die von diesem Uferstrande
Führt zum finstern Schattenstrande!"

Doch die jüngste Schwester nimmt behende,
Schmerzlich lächelnd, in die Hände,
Dann des Lebensfadens Ende,
Wo er soll dem Tod verfallen,
Läßt darauf die Thräne fallen.

Neigt sich segnend auf den Faden:
„Herr des Lebens, Herr der Gnaden,
Laß mich bei des Fadens Enden
Jenen Fluch in Segen wenden!
Lehr' mich jene Mild'rung finden,
Diesem Ende einzuwinden,
Was den Tod kann umgestalten
In ein höchstes Liebewalten!
In ein sanftes Heimwärtsleiten,
In ein Land voll Seligkeiten!
Gib ihm „Hoffnung" an die Seite.
Gib ihm „Glauben" zum Geleite,
Daß der Tod nicht komm' als Strafe.
Wie ein Bruder nur vom Schlafe,
Der anstatt der hohlen Träume
Mit sich bringt, wie Purpursäume,
All' die ew'gen Lebensbäume!
Laß ihn an das Bett der Frommen
Wie ein Vaterlächeln kommen!
Lasse seinen Ruf erklingen
Wie ein einst gekanntes Singen;
Lasse seinen Kuß empfinden
Wie ein Kuß beim Wiederfinden;
Lasse seinen Athem wehen
Wie ein Hauch beim Auferstehen!
Lasse aus des Auges dunklem Flore
Leuchten Deine Gnadenthore;
Laß den reuigen Gedanken
Gleich G e b e t vor Deine Schranken!
Kommt er dann auf dunklen Wogen
In Dein lichtes Reich gezogen,
Laß auf jenen Wolken-Auen
Ihn den Regenbogen schauen,

Diesen Eid, den Deine Milde
Hinschrieb an dem Himmels-Schilde;
Bau ihn auf als Triumphpforte,
Wenn durch Deine Himmelspforte
Einst der Mensch, vom Tod geleitet,
Wenn die Glocke mahnend läutet,
Die des Herren Ruf bedeutet,
In das Land der Heimat schreitet!"

Physiognomische Schönheit der Frauen.

Nicht die in Wahrheit und eigentlich schönen Frauen sind für ein weiches Gemüth und hoch feuerhaltige oder schnellkräftige Nerven die gefährlichen; denn gar zu oft sind sie — leider! — nichts weiter denn schöne Marmorgebilde ohne Lieben und Leben, und du suchst in der schönen Gestalt vergebens nach einer schönen Seele, dafür dir eine schale Alltagsseele entgegengreint.

Wahrlich und gewißlich, ist unsereinem schon solch ein Betrug hie und da widerfahren, da möchte man rasend werden über die tückische Grausamkeit, wie Marktschreier hinter so erhabenen Aushängzetteln und in so geheimnißvollen Büchsen nichts weiter zu verwahren, als etwas Mehlstaub, der manchmal gar zum giftigen Mehlthau werden mag.

Ich komme zum Nachsatz:

Nicht diese leeren, bunten Puppenhüllen der gemeinen, grauen Nachtfalter sind die gefährlichsten, sondern die — um ein fremdes Wort zu gebrauchen — Physiognomisch-Schönen, denen das gute, unbeschreiblich treue und trauliche

Herz, die unbefleckte göttliche Weiberzucht und das deutsche Frauenthum so recht aus jedem Blick und Wink der Augen, aus jedem Zug des Antlitzes herausleuchten! Mag immerhin vor der beeisten Brille des aber- und aftergelehrten Kunstrichters, der die Schönheit ausmessen und abreißen will, gleich einem Feldmesser — mag vor der auch nicht Gnade finden die breite Nase, die flache Stirne, das spitze Kinn; schön bleiben sie dennoch im wahrsten Sinne des Wortes, und die Regel, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohne, geht nur umgekehrt in Erfüllung, indem die schöne Seele ihrem Körper eben dadurch, daß er ihr Körper ist und sie ausdrückt, schon die höchstmögliche Schönheit verliehen hat. Sonst gibt's denn freilich auch Fälle, wo höchste Schönheit für Kunst und Natur mit der schönsten Seele begabt erscheint; aber von derlei Laternenträgern und Admiralen, die auf den glänzenden Flügeln ihr eigenes Schau- und Ehrendenkmal tragen und kaum noch mit den Nachtfaltern zu einem Geschlecht gehören, von solchen Paradiesvögeln sollte man eigentlich gar nicht reden, sondern nur flöten — und auch da würde man noch vergeblich nach so schmelzenden, zitternden, leisgehauchten Zartklängen suchen, wie sie selber im großen Allspiel der Schöpfung sind. Treibt das blinde Schicksal solch ein feinartig Wundervöglein in eines Philisters Hand, so spießt er es erbärmiglich auf und läßt es vor der ganzen Welt prangen und prunken im bunten Glasschrank seiner Kerbthiersammlung — während der sinnige Jüngling sich traut und geheim einschließt mit dem

zarten Wundervöglein in einen süß duftigen, selbst gepflanzten Blütengarten, sich im stillen Schauen ergötzt an dem Flittern und Flattern seines Kleinods von Blume zu Blume im Sonnengold und leislauschend ehrfurchtsvoll bescheiden die Flügel berührt, auf daß er nicht den blinkenden Himmelsthau von ihnen hauche.

Thränenlied.

Ein Kind war ich einst, mit fliegendem Haar,
Am Tage die Aeuglein vor Fröhlichkeit klar,
Am Tag' unbewußt
Voll Spiel und voll Lust
So wohlig die Brust;
Und Abends, und Abends, wie lieb und wie fein,
Da wiegte mit Märchen mich Mütterchen ein! —
Auf einmal da sagten sie: Mutter sei todt!
Ich weinte die blinzelnden Aeuglein mir roth,
Da hab' ich voll Schmerz zu vergehen gemeint,
Die erste, die bitterste Thräne geweint!

Als Jüngling, da liebt' ich ein Mägdlein gar sehr,
Sie war mir die Erde, der Himmel und mehr,
Welch' süßer Verband,
Durch Aug' und durch Hand,
Durch Brief und durch Band!
Da kam das Geschick mit dem eisernen Schritt,
Nahm Liebe und Erde und Himmel mir mit!
Da hab' ich, in Schmerz und in Sehnsucht vereint,
Die zweite, die heißeste Thräne geweint!

Als Mann, da hatt' ich mein Hüttchen gebaut
Auf heimischem Boden, so lieblich, so traut
Wie klang da mein Lied
Von Ruh' und von Fried'
Durch Rain und durch Ried!

Da mußt' ich verlassen mein väterlich Land,
Vom Herd und vom Altar der Heimat verbannt,
Da hab' ich am Grenzstein, von Dornen umzäunt,
Die dritte, die schmerzlichste Thräne geweint!

Und jetzt geht das Leben an mir so vorbei,
Mir grünet kein Frühling, mir blühet kein Mai,
Der Tag hat nicht Pracht,
Nicht Trost bringt die Nacht,
So einsam durchwacht!
Und taub ist mein Ohr, und taub ist mein Herz,
Und stumm ist die Lippe, und starr ist der Schmerz,
Wie gerne, wie gerne hätt' oft ich geweint,
Doch leider dem Aug' ist die Thräne verneint!

Abhandlung über die epidemische Verbreitung des Witzes und des Humors, oder: „Wenn die ganze Welt witzig ist, wovon soll ich leben?"

Humoristische Vorlesung.

Witz, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist, wie Jean Paul sagt, das Vermögen, den Verstand anzuschauen.

Jean Paul meint: der Witzige muß seinen eigenen Verstand anschauen; die Menschen aber meinen, man muß den Verstand des Andern anschauen, und wenn jetzt Einer den Verstand des Andern anschaut, da muß er witzig werden, und wenn er noch so dumm ist!

Ein Ding, welches fest steht, ist besser anzuschauen, als ein Ding, welches geht und sich bewegt; deshalb macht die ganze Welt Witze, daß Einem der Verstand still steht, und dann schauen sie ihn an, das ist der Witz.

Der Witz, sagt Bouterweck, wagt sich nicht aufs Feld der Speculation; da aber jetzt bei dem Zustand unseres Mercantils kein Mensch eine Speculation zu machen wagt, so ist jetzt eine gute Speculation für den Witz.

Kein Mensch ist witziger, als ein herabgekommener Speculant, und auf der Börse werden nur dann gute Witze gemacht, wenn schlechte Geschäfte gemacht werden.

Wenn man auf der Nordbahn und auf der Südbahn verunglückt, so versucht man's mit der humoristischen Bahn, und auf dieser Bahn hat man den Vortheil, daß man Dampf und Wasser selbst bereitet.

So viel scheint gewiß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß der Witz da anfängt, wo das Geld aufhört. Je mehr Geldmangel, desto mehr Witzüberfluß. Glauben Sie nicht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß ich mir da ein verstecktes Compliment machen will, denn ich habe blos gesagt, daß der Witz da anfängt, wo das Geld aufhört; diese Bemerkung zerfällt aber dort, wo Geld gar nicht angefangen hat!

Bestimmt ist es, Geld in der Tasche ist für alle Fälle gut, nur nicht für Einfälle.

Wenn ein Millionär in die Tasche greift, hat er die besten Köpfe in der Hand, sie stehen ihm alle zu Gebote, und er kann daher den eigenen ganz entbehren; ein armer Teufel aber, der in die Tasche greift, der findet nirgends einen Kopf, der trägt den Kopfschmerz in der Tasche, und ihm bleibt keine Zuflucht, als zu seinem eigenen Kopfe! So ein armer, geistreicher Teufel, der lebt von seiner eigenen Kopfsteuer, und von dieser Kopfsteuer muß er auch sein Taschengeld bestreiten.

Wenn ein Millionär sagt: „Mein Kopf steht mir auf hundert Gegenstände," so hat er vollkommen Recht, denn bald steh'n seine Köpfe auf Gold, bald auf Silber, bald auf Kupfer u. s. w.; allein dem armen, geistreichen Teufel steht sein Kopf nur auf einen Gegenstand, auf ihn selbst, und das ist für die Welt kein Gegenstand.

Darum aber hat der Arme wieder einen Vortheil über den Reichen, er kann nämlich nur Einmal seinen Kopf verlieren, entweder er redet sich um den Kopf, oder er

schreibt sich um den Kopf, oder er rennt mit dem Kopf an die Wand an, oder er verliert sich, das heißt, er setzt sich einen andern Kopf in den Kopf, und der Einwohner wirft den Hausherrn bei der Thür 'naus, kurz, er kann vom Schicksal nur um einen Kopf gebracht werden; ein armer Reicher aber kann vom Schicksale alle Tage geköpft werden. Heute köpft man ihm die silbernen Köpfe, morgen köpft man ihm die goldenen Köpfe u. s. w., und bis er zu seinem eigenen kommt, ist das Schicksal schon müde und bemüht sich wegen dieses kleinen Geldes nicht weiter.

Wer kann aber leichter witzig sein, als wer nichts mehr zu verlieren hat, nicht einmal mehr einen Kopf? Darin dürfte also die grassirende Witzsucht jetzt liegen.

Man kann wirklich jetzt kein Kind ausschicken, ohne ihm einzuschärfen: „Gib Acht, daß Dich kein Witziger beißt!" Man kann kein Journal lesen, ohne auf einen Humoristen »au naturel«, oder auf einen Humoristen »à la langue de boeuf«, oder auf einen „Humoristen mit Semmelbröſel" u. s. w. zu stoßen, und es sind lauter geborne Humoristen, denn erstens, wenn sie nicht geboren wären, so wären sie keine Humoristen, und wenn sie keine Humoristen wären, so wüßte man nicht, zu was sie geboren sind.

Die meisten sind aber *wirkliche* Humoristen; denn der Humor besteht aus einer zweifelhaften Mischung von Weinerlichem und Lächerlichem, und wenn man diese Sachen liest, weiß man wirklich nicht, soll man weinen oder lachen!

Sieht man an einem öffentlichen Orte vier junge Leute beisammen sitzen, so kann man fest überzeugt sein,

zwei sind Recensenten und drei Humoristen, und alle zusammen ziehen sich die Röcke aus und schürzen sich die Aermel in die Höhe, um Witze zu machen! Mir sagte letzthin Jemand ganz selig: „Meine Kinder haben Gottlob großes Talent, besonders aber sind sie sehr witzig." Ich fragte, wie alt sie wären, und er sagte mir: „Das Mädchen ist bald drei Jahr' und der Bub' vier Monat!"

Ich bin überzeugt, wenn der Bub' fünf Monate alt wird, der Papa schickt ihn unter die Recensenten, und viele unserer Journale haben gerne eine kleine recensirende Kleinkinderbewahranstalt; sie betrachten die Recensenten wie die Gurken und sagen: wenn sie scharf sein und beißen sollen, müssen sie unreif eingelegt werden. Unsere Recensenten sind von Kindsbeinen auf schon mit und unter Recensenten groß geworden, und man kann von den meisten sagen: sie sind unter der Kritik aufgewachsen!

Die meisten unserer Recensenten sind wie die Wagenräder, sie drehen sich stets um ihre eigene Achse, je geringer der Gegenstand ist, den sie führen, desto größeres Geklapper machen sie, und wenn man sie nicht oft schmiert, kommen sie in Feuer!

Die Recensenten sind die Aerzte des Geistes, die wirklichen Aerzte werden eingetheilt in theoretische und praktische, die Recensenten meist nur in praktische, das heißt sie gehen alle vom Praktiziren aus!

Der wirkliche Arzt weiß die Mittel ausfindig zu machen, die er dem Patienten eingibt, bei dem recensirenden Arzt muß der Patient die Mittel kennen, die er dem Doktor

eingibt. Beide Aerzte sind sich nur zuweilen darin gleich, daß sie lateinisch consultiren und verschreiben, die Krankheit aber blos deutsch spricht, und die Patienten also blos an der lateinischen Grammatik sterben!

So wie fast jeder Arzt eine Lieblingskrankheit, die er überall zuerst erblickt, und ein Lieblingsmittel, das er fast überall anwendet, hat, so haben jetzt unsere Recensenten auch ein Lieblingsmittel, das sie allen ihren Recepten beimischen: Witz; und da sie dieses Mittel nicht selbst fabriziren, so müssen sie es erst immer sich selbst verschreiben, und da gibt's denn Apotheken: beim Lessing, beim Jean Paul, beim Hippel u. s. w., wo man diesen Witz bekommt und ihn dann verdünnt und diluirt weiter verschreibt.

Der Witz, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Geschenk der Natur. Es scheint: die Natur schenkt diese Gabe nur jenen Menschen, denen sie sonst gar nichts geschenkt hat. Das ist von der Natur eine schlechte Natur und ein guter Witz.

Ja, so wie sich in einer Apotheke die Geister meist in kleinen Gefäßen vorfinden, so erscheint Geist und Witz auch am öftersten in Menschen mit kleinem Format. Die Duodez-Menschen sind gewöhnlich inhaltsreicher, als die Folio-Menschen. Ein Foliant hat gewöhnlich oben einen breiten Rand, auf dem nichts steht, und lange, hohe Menschen sind oft wie hohe Häuser: oben, unter'm Dach steht Alles leer.

Das ganze Heer der berühmten Witz-Menschen waren kleine Tröpfchen, die deshalb leicht übersprudelten. Swift, Pope, Voltaire, Lessing, Mendelssohn, Lichtenberg u. s. w.

Der Witz ist gar vielerlei Art. Wir haben Mutterwitz und nicht Vaterwitz, man sagt Muttersprache und nicht Vatersprache; denn man kann überzeugt sein, wenn ein Kind witzig ist oder viel spricht, es hat diese Eigenschaft eher von der Mutter, als vom Vater; denn daß der Vater schweigen muß, wenn die Mutter spricht, das ist eben der allgemeine Mutterwitz!

Die Frauen sind im Allgemeinen witziger, als die Männer, und lieben auch den Witz mehr. Die Nähnadeln, Stricknadeln und Stecknadeln haben sie auf das Spitze und Stichelnde hingewiesen.

Es gibt drei Dinge, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welche alle anderen Dinge in der Welt gleich zu machen suchen: Witz und Wein und Weiber. Diese drei Gewalten haben schon viel Unterschiede und Klüfte aufgehoben. Den echten Witz und den echten Humor erkennt man wie den echten Wein daran, daß er im Alter besser wird und milder.

Das sicherste Zeichen eines flachen Witzlings ist, wenn er im Alter ausraucht und fad wird. Im Witz wie im Weine liegt Wahrheit, drum stoßt man mit beiden an! Allein beim Weine liegt die Wahrheit am Boden, man trinkt oben den Wein weg und läßt unten die Wahrheit liegen; aber beim Witz liegt die Wahrheit oben auf. Die Weiber aber sollten mit dem Witz auch so umgehen, wie mit dem Wein, sie sollten blos an ihm nippen, niemals trinken. Die Grazien sind Frauenzimmer, und so wie in England die Frauenzimmer den Tisch verlassen, wenn

der Wein kommt, so verlassen die Grazien den weiblichen Putz, Thee- und Gesellschaftstisch, wenn der Witz kommt!

Die Frauen sollten den Witz und die Witzigen lieben wie Waffen und Helden, die sich mit Degen und Pistolen tapfer halten, aber selbst sollen sie diese Waffen nicht führen.

Witzmacher von Profession wissen den Witz gar nicht einmal zu kleiden; denn alten Weibern und alten Witzen nützt das viele Herausputzen nichts, junge Weiber und junge Witze hingegen sind ungeputzt am hübschesten. Ein schöner Witz ist im Negligé am reizendsten.

Die Koketterie ist die Mathematik der Gefallsucht, sie findet sich in jedem Winkel, und der Witz ist die Koketterie des Geistes, sie steht nur dem wirklich Schönen gut an.

Es gibt ganze Völker, die einen Grundton von Witz haben, so die Oesterreicher, so die Berliner.

Allein der Unterschied liegt sowohl in der Form als in dem Wesen. Der Oesterreicher ist so sehr witzig, daß er aus lauter Witz zuweilen boshaft wird; der Nordländer ist so lange boshaft, bis er vor lauter Bosheit am Ende sogar witzig wird; der Witz der Nordländer ist ein harter Stein, er erhält seine Form blos durch schwere Hammerschläge, der österreichische Witz besteht aus weichen Tropfen, sie erhalten ihre Form, ihre Rundung durch den leichten Umschwung um sich selbst.

Der nordländische Witz verzeiht nie, nicht dem Schmerze, nicht dem Unglücke, er wäscht den Gegenstand seines Witzes in seinen eigenen Thränen, er rädert blos mit dem Unglücksrade; der österreichische Witz macht nur über

die Glücklichen einen Witz, er rädert blos mit dem Glücksrade, aber er verstummt, wenn er dem Schmerze begegnet, und seine Spitze zersplittert an dem leisesten Seufzer; der nordländische Witz ist wie Schlachtgesang, man muß dabei verwunden; der österreichische Witz ist wie ein Strauß'scher Walzer, man ißt Backhendel dabei.

Es ist sonderbar mit dem Volkswitz! Wer macht ihn? Wie entsteht er?

Man erwacht früh Morgens und findet einen Witz vor der Thür liegen! Es ist aber gerade verkehrt wie sonst mit solchem Funde. Gewöhnlich werden nur solche Menschen, die selbst keine Kinder haben, mit solchen Gaben beschenkt; die elternlosen Witze aber werden leider gewöhnlich nur Jenen vor die Thür gelegt, die ohnehin solche ungezogene Rangen haben.

Es gibt Witze, die wie Stroh von unten hinauf dienen, sie werden am ebenen, flachen Boden des Volkes geschnitten und kommen zuletzt als Florentiner Hüte in die höchsten Gesellschaften, und es gibt Witze, die wie Sammt von oben herunter dienen, die zuerst neu als Galaputz in großen Zirkeln erscheinen, und die nach und nach abgeschlossen und zu Wirthskäppchen werden.

Gegen nichts sträuben sich Dichter und Künstler, das heißt die mittelmäßigen, so sehr, als gegen witzige Kritiken; sie sagen Alle: eine gründliche Kritik lasse ich mir gefallen, nur keine witzige, das heißt: mit Brotrinden könnt ihr mir die Flecken putzen und reiben, nur nicht mit Köllnerwasser oder Spiritus!

Auf jeden Fall ist eine gründliche Kritik, besonders wenn sie tadelt, dem Künstler lieber; denn bis so eine gründliche Kritik ihr Feuerzeug zusammensucht: Stahl, Stein, Schwamm u. s. w., und immer klimpert, und alle fünf Minuten einen Funken herausschlägt, ist der Leser schon eingeschlafen, währenddem eine witzige Kritik mit ihrem chemischen Feuerzeug in einem Nu den ganzen Gegenstand beleuchtet, und der Leser auf einmal in vollem Lichte steht.

Der Witz, der wahre Witz, ist wie der Sturmwind, nur die kleinen Lichter bläst er aus, die großen facht er an. Der wahre Witz ist nur die Verkürzung des Ausdruckes, der falsche Witz ist die Verkürzung des Gedankens!

Der Fluch an unseren allgemeinen witzigen Recensenten ist, daß sie vom witzigen Jupiter, welchen sie nachahmen, blos den Donner gelernt haben, aber nicht den Blitz, und daß sie vergessen, daß Jupiter, wenn er im Donnerwagen einherfährt, Donner-Pferde vorspannt, aber nicht Donner-Esel!

Aber nicht nur der Witz ist jetzt schon ein Gemeingut der ganzen Welt, sondern auch der Humor! Und obwohl es gegen mein Interesse ist, so theile ich Ihnen doch Folgendes mit. Man kann alle Wochen hier in den Vorstädten bei Soundso eine „humoristische Vorlesung“ um sechs Kreuzer hören.

Sie sehen, daß man dem Witz mit Unrecht den Vorwurf macht, er sei ungerecht, Sie werden selbst finden, daß hier der Witz vielleicht nicht ganz gerecht, aber doch gewiß gar billig ist!

Fast in jedem Hause, in jeder Familie hält man sich jetzt eine Köchin, ein Stubenmädel, einen Lanter-Tänzer und einen Privat-Humoristen!

Wenn man den Haus-Humoristen entläßt, so bekommt er ein Zeugniß: „Vorzeiger Dieses, Soundso, hat bei mir drei Monate als Haus-Humorist in Diensten gestanden, hat sich während dieser Zeit sehr humoristisch aufgeführt und ist stets zu meiner Zufriedenheit witzig gewesen. Derselbe ist von mir gesund entlassen und wünscht sich zu verbessern."

Die Alltagswitzmacher haben gewöhnlich blos ein Thema: „Frauen und Liebe".

Diese Bonmots-Jäger, die den Hirschfänger nicht als Waffe, sondern als Livrée tragen, glauben mit dem Windspiel: Witz, dieses edle Wild, zu erlegen. Die Frauen haben in der Gesellschaft das Schicksal, wie die Bilder in einer Kunstausstellung: es kommt viel darauf an, in welches Licht sie gehängt werden. Leider gehen die Männer mit den Frauenbildern um, wie die Maler mit den wirklichen: sie suchen jetzt ihre Kunst in tiefen und starken Schatten. In jeder Hinsicht, wie das weibliche Geschlecht jetzt von unseren jungen Männern in ihren Witz-Picknicks geschildert wird, kann man wirklich sagen: „Je größer der Pinsel, desto greller das Bild!"

Sie machen sich über Alles lustig, über Frauenliebe, Frauentugend, Frauenehre und Frauenthränen. Der wahre Witz führt blos scheinbar Krieg gegen das Schöne, um das durch Waffen zu erhalten, was er durch

Unterhandlungen nicht bekommen kann. Der wahre Witz und der echte Humor wissen zwar, daß an einem Frauenzimmer und einem musikalischen Instrumente immer etwas zu stimmen und aufzuziehen ist; — allein der echte Witz stimmt sie, wie eine Flöte oder wie eine Aeolsharfe, indem er sie ein Bischen stärker oder seichter schraubt. Der falsche Witz will sie wie eine Harfe stimmen — mit Fußtritten.

Der Humor sagt: „Als der Himmel die Erde von sich in die Tiefe sinken ließ, erschuf er die Frauen, damit er stets Anfaßpunkte habe, um die Erde wieder zu sich emporzuziehen. Darum sehen die Frauen in jedem Sterne ein goldenes Wägelchen, an dem sie schon hier etwas für den Himmel hinhängen, eine Hoffnung, eine Sehnsucht, einen Wunsch, ein stilles Gebet, eine Thräne."

Der wahre Humor sieht in jeder Frauenthräne eine stumme Krankheitsgeschichte, in jedem Frauenseufzer einen Paragraph von ihrem zerrissenen Herzblatte, und in jedem blassen Frauenangesicht den thränengebleichten Vorhang vor dem heimlichen Trauerspiel im Herzen.

In manchem einsamen Frauenherzen, welches wehrlos vom feigen Witz angefallen wird, sieht der tiefe Humor die von der Fluth der Liebe einsam am Ufer zurückgelassene Muschel, deren Perle kein Taucher fand, und die zur ewigen, steinernen Thräne wird.

Eben so wie sich der falsche Witz über die vereinsamten Mädchen gerne lustig macht, eben so macht es wahrer Witz gerne mit den älteren Frauen.

zwei sind Recensenten und drei Humoristen, und alle zusammen ziehen sich die Röcke aus und schürzen sich die Aermel in die Höhe, um Witze zu machen! Mir sagte letzthin Jemand ganz selig: „Meine Kinder haben Gottlob großes Talent, besonders aber sind sie sehr witzig." Ich fragte, wie alt sie wären, und er sagte mir: „Das Mädchen ist bald drei Jahr' und der Bub' vier Monat!"

Ich bin überzeugt, wenn der Bub' fünf Monate alt wird, der Papa schickt ihn unter die Recensenten, und viele unserer Journale haben gerne eine kleine recensirende Kleinkinderbewahranstalt; sie betrachten die Recensenten wie die Gurken und sagen: wenn sie scharf sein und beißen sollen, müssen sie unreif eingelegt werden. Unsere Recensenten sind von Kindsbeinen auf schon mit und unter Recensenten groß geworden, und man kann von den meisten sagen: sie sind unter der Kritik aufgewachsen!

Die meisten unserer Recensenten sind wie die Wagenräder, sie drehen sich stets um ihre eigene Achse, je geringer der Gegenstand ist, den sie führen, desto größeres Geklapper machen sie, und wenn man sie nicht oft schmiert, kommen sie in Feuer!

Die Recensenten sind die Aerzte des Geistes, die wirklichen Aerzte werden eingetheilt in theoretische und praktische, die Recensenten meist nur in praktische, das heißt sie gehen alle vom Praktiziren aus!

Der wirkliche Arzt weiß die Mittel ausfindig zu machen, die er dem Patienten eingibt, bei dem recensirenden Arzt muß der Patient die Mittel kennen, die er dem Doktor

eingibt. Beide Aerzte sind sich nur zuweilen darin gleich, daß sie lateinisch consultiren und verschreiben, die Krankheit aber blos deutsch spricht, und die Patienten also blos an der lateinischen Grammatik sterben!

So wie fast jeder Arzt eine Lieblingskrankheit, die er überall zuerst erblickt, und ein Lieblingsmittel, das er fast überall anwendet, hat, so haben jetzt unsere Recensenten auch ein Lieblingsmittel, das sie allen ihren Recepten beimischen: Witz; und da sie dieses Mittel nicht selbst fabriziren, so müssen sie es erst immer sich selbst verschreiben, und da gibt's denn Apotheken: beim Lessing, beim Jean Paul, beim Hippel u. s. w., wo man diesen Witz bekommt und ihn dann verdünnt und diluirt weiter verschreibt.

Der Witz, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Geschenk der Natur. Es scheint: die Natur schenkt diese Gabe nur jenen Menschen, denen sie sonst gar nichts geschenkt hat. Das ist von der Natur eine schlechte Natur und ein guter Witz.

Ja, so wie sich in einer Apotheke die Geister meist in kleinen Gefäßen vorfinden, so erscheint Geist und Witz auch am öftersten in Menschen mit kleinem Format. Die Duodez-Menschen sind gewöhnlich inhaltsreicher, als die Folio-Menschen. Ein Foliant hat gewöhnlich oben einen breiten Rand, auf dem nichts steht, und lange, hohe Menschen sind oft wie hohe Häuser: oben, unter'm Dach steht Alles leer.

Das ganze Heer der berühmten Witz-Menschen waren kleine Tröpfchen, die deshalb leicht übersprudelten. Swift, Pope, Voltaire, Lessing, Mendelssohn, Lichtenberg u. s. w.

Der Witz ist gar vielerlei Art. Wir haben Mutterwitz und nicht Vaterwitz; man sagt Muttersprache und nicht Vatersprache; denn man kann überzeugt sein, wenn ein Kind witzig ist oder viel spricht, es hat diese Eigenschaft eher von der Mutter, als vom Vater; denn daß der Vater schweigen muß, wenn die Mutter spricht, das ist eben der allgemeine Mutterwitz!

Die Frauen sind im Allgemeinen witziger, als die Männer, und lieben auch den Witz mehr. Die Nähnadeln, Stricknadeln und Stecknadeln haben sie auf das Spitze und Stichelnde hingewiesen.

Es gibt drei Dinge, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welche alle anderen Dinge in der Welt gleich zu machen suchen: Witz und Wein und Weiber. Diese drei Gewalten haben schon viel Unterschiede und Klüfte aufgehoben. Den echten Witz und den echten Humor erkennt man wie den echten Wein daran, daß er im Alter besser wird und milder.

Das sicherste Zeichen eines flachen Witzlings ist, wenn er im Alter ausraucht und fad wird. Im Witz wie im Weine liegt Wahrheit, drum stoßt man mit beiden an! Allein beim Weine liegt die Wahrheit am Boden, man trinkt oben den Wein weg und läßt unten die Wahrheit liegen; aber beim Witz liegt die Wahrheit oben auf. Die Weiber aber sollten mit dem Witz auch so umgehen, wie mit dem Wein, sie sollten blos an ihm nippen, niemals trinken. Die Grazien sind Frauenzimmer, und so wie in England die Frauenzimmer den Tisch verlassen, wenn

der Wein kommt, so verlassen die Grazien den weiblichen Putz, Thee- und Gesellschaftstisch, wenn der Witz kommt!

Die Frauen sollten den Witz und die Witzigen lieben wie Waffen und Helden, die sich mit Degen und Pistolen tapfer halten, aber selbst sollen sie diese Waffen nicht führen.

Witzmacher von Profession wissen den Witz gar nicht einmal zu kleiden; denn alten Weibern und alten Witzen nützt das viele Herausputzen nichts, junge Weiber und junge Witze hingegen sind ungeputzt am hübschesten. Ein schöner Witz ist im Negligé am reizendsten.

Die Koketterie ist die Mathematik der Gefallsucht, sie findet sich in jedem Winkel, und der Witz ist die Koketterie des Geistes, sie steht nur dem wirklich Schönen gut an.

Es gibt ganze Völker, die einen Grundton von Witz haben, so die Oesterreicher, so die Berliner.

Allein der Unterschied liegt sowohl in der Form als in dem Wesen. Der Oesterreicher ist so sehr witzig, daß er aus lauter Witz zuweilen boshaft wird; der Nordländer ist so lange boshaft, bis er vor lauter Bosheit am Ende sogar witzig wird; der Witz der Nordländer ist ein harter Stein, er erhält seine Form blos durch schwere Hammerschläge, der österreichische Witz besteht aus weichen Tropfen, sie erhalten ihre Form, ihre Rundung durch den leichten Umschwung um sich selbst.

Der nordländische Witz verzeiht nie, nicht dem Schmerze, nicht dem Unglücke, er wäscht den Gegenstand seines Witzes in seinen eigenen Thränen, er rädert blos mit dem Unglücksrade; der österreichische Witz macht nur über

die Glücklichen einen Witz, er rädert blos mit dem Glücksrade, aber er verstummt, wenn er dem Schmerze begegnet, und seine Spitze zersplittert an dem leisesten Seufzer; der nordländische Witz ist wie Schlachtgesang, man muß dabei verwunden; der österreichische Witz ist wie ein Strauß'scher Walzer, man ißt Backhendel dabei.

Es ist sonderbar mit dem Volkswitz! Wer macht ihn? Wie entsteht er?

Man erwacht früh Morgens und findet einen Witz vor der Thür liegen! Es ist aber gerade verkehrt wie sonst mit solchem Funde. Gewöhnlich werden nur solche Menschen, die selbst keine Kinder haben, mit solchen Gaben beschenkt; die elternlosen Witze aber werden leider gewöhnlich nur Jenen vor die Thür gelegt, die ohnehin solche ungezogene Rangen haben.

Es gibt Witze, die wie Stroh von unten hinauf dienen, sie werden am ebenen, flachen Boden des Volkes geschnitten und kommen zuletzt als Florentiner Hüte in die höchsten Gesellschaften, und es gibt Witze, die wie Sammt von oben herunter dienen, die zuerst neu als Galaputz in großen Zirkeln erscheinen, und die nach und nach abgeschlossen und zu Wirthskäppchen werden.

Gegen nichts sträuben sich Dichter und Künstler, das heißt die mittelmäßigen, so sehr, als gegen witzige Kritiken; sie sagen Alle: eine gründliche Kritik lasse ich mir gefallen, nur keine witzige, das heißt: mit Brotrinden könnt ihr mir die Flecken putzen und reiben, nur nicht mit Köllnerwasser oder Spiritus!

Auf jeden Fall ist eine gründliche Kritik, besonders wenn sie tadelt, dem Künstler lieber; denn bis so eine gründliche Kritik ihr Feuerzeug zusammensucht: Stahl, Stein, Schwamm u. s. w., und immer klimpert, und alle fünf Minuten einen Funken herausschlägt, ist der Leser schon eingeschlafen, währenddem eine witzige Kritik mit ihrem chemischen Feuerzeug in einem Nu den ganzen Gegenstand beleuchtet, und der Leser auf einmal in vollem Lichte steht.

Der Witz, der wahre Witz, ist wie der Sturmwind, nur die kleinen Lichter bläst er aus, die großen facht er an. Der wahre Witz ist nur die Verkürzung des Ausdruckes, der falsche Witz ist die Verkürzung des Gedankens!

Der Fluch an unseren allgemeinen witzigen Recensenten ist, daß sie vom witzigen Jupiter, welchen sie nachahmen, blos den Donner gelernt haben, aber nicht den Blitz, und daß sie vergessen, daß Jupiter, wenn er im Donnerwagen einherfährt, Donner-Pferde vorspannt, aber nicht Donner-Esel!

Aber nicht nur der Witz ist jetzt schon ein Gemeingut der ganzen Welt, sondern auch der Humor! Und obwohl es gegen mein Interesse ist, so theile ich Ihnen doch Folgendes mit. Man kann alle Wochen hier in den Vorstädten bei Soundso eine „humoristische Vorlesung" um sechs Kreuzer hören.

Sie sehen, daß man dem Witz mit Unrecht den Vorwurf macht, er sei ungerecht, Sie werden selbst finden, daß hier der Witz vielleicht nicht ganz gerecht, aber doch gewiß gar billig ist!

Fast in jedem Hause, in jeder Familie hält man sich jetzt eine Köchin, ein Stubenmädel, einen Lanzer-Tänzer und einen Privat-Humoristen!

Wenn man den Haus-Humoristen entläßt, so bekommt er ein Zeugniß: „Vorzeiger Dieses, Soundso, hat bei mir drei Monate als Haus-Humorist in Diensten gestanden, hat sich während dieser Zeit sehr humoristisch aufgeführt und ist stets zu meiner Zufriedenheit witzig gewesen. Derselbe ist von mir gesund entlassen und wünscht sich zu verbessern."

Die Alltagswitzmacher haben gewöhnlich blos ein Thema: „Frauen und Liebe".

Diese Bonmots-Jäger, die den Hirschfänger nicht als Waffe, sondern als Livrée tragen, glauben mit dem Windspiel: Witz, dieses edle Wild, zu erlegen. Die Frauen haben in der Gesellschaft das Schicksal, wie die Bilder in einer Kunstausstellung: es kommt viel darauf an, in welches Licht sie gehängt werden. Leider gehen die Männer mit den Frauenbildern um, wie die Maler mit den wirklichen: sie suchen jetzt ihre Kunst in tiefen und starken Schatten. In jeder Hinsicht, wie das weibliche Geschlecht jetzt von unseren jungen Männern in ihren Witz-Picknicks geschildert wird, kann man wirklich sagen: „Je größer der Pinsel, desto greller das Bild!"

Sie machen sich über Alles lustig, über Frauenliebe, Frauentugend, Frauenehre und Frauenthränen. Der wahre Witz führt blos scheinbar Krieg gegen das Schöne, um das durch Waffen zu erhalten, was er durch

Unterhandlungen nicht bekommen kann. Der wahre Witz und der echte Humor wissen zwar, daß an einem Frauenzimmer und einem musikalischen Instrumente immer etwas zu stimmen und aufzuziehen ist; — allein der echte Witz stimmt sie, wie eine Flöte oder wie eine Aeolsharfe, indem er sie ein Bischen stärker oder seichter schraubt. Der falsche Witz will sie wie eine Harfe stimmen — mit Fußtritten.

Der Humor sagt: „Als der Himmel die Erde von sich in die Tiefe sinken ließ, erschuf er die Frauen, damit er stets Anfaßpunkte habe, um die Erde wieder zu sich emporzuziehen. Darum sehen die Frauen in jedem Sterne ein goldenes Wägelchen, an dem sie schon hier etwas für den Himmel hinhängen, eine Hoffnung, eine Sehnsucht, einen Wunsch, ein stilles Gebet, eine Thräne."

Der wahre Humor sieht in jeder Frauenthräne eine stumme Krankheitsgeschichte, in jedem Frauenseufzer einen Paragraph von ihrem zerrissenen Herzblatte, und in jedem blassen Frauenangesicht den thränengebleichten Vorhang vor dem heimlichen Trauerspiel im Herzen.

In manchem einsamen Frauenherzen, welches wehrlos vom feigen Witz angefallen wird, sieht der tiefe Humor die von der Fluth der Liebe einsam am Ufer zurückgelassene Muschel, deren Perle kein Taucher fand, und die zur ewigen, steinernen Thräne wird.

Eben so wie sich der falsche Witz über die vereinsamten Mädchen gerne lustig macht, eben so macht es wahrer Witz gerne mit den älteren Frauen.

Der Mann findet seine eigenen Runzeln nie legitim, und in keinem Kampf ist der Mann der Frau so überlegen, als im Kampf gegen die anrückenden Jahre!

Die Frauenzimmer sehen alle jeden Morgen ihren Haushaltungsconto nach, und wenn sie nur in einem Augen- oder Lippenwinkel eines jener kleinen Gedankenstrichelchen finden, welches die Jahre dahinsetzen, um Zeit zum Nachdenken zu geben, so bauen sie gleich vor: der Gedankenstrich wird ausgefüllt oder wegradirt. Die Männer aber machen alle Jahre Einmal Kasse, und da finden sie denn eine lange Leiter von Gedankenstrichen und sind in Verzweiflung.

Saturnus ist ein Mann und schreibt, wie alle Männer, den Frauen mit doppelter Kreide an, auch die Zeit!

Die Frauen altern früher, als die Männer, denn die Zeit tödtet die Blumen früher, als die Himbeerstauden. Aber die Männer sind undankbar, sie vergessen, daß die Frauen, wie die Natur, für die abgestreiften Blüten mit einer Frucht entschädigen.

Der Witz verspottet die Liebe, aber er ist oft genöthigt, aus Amors Binde, die er zur Feldbinde machte, eine Wundbinde zu machen!

Wenn das Herz brennt, soll der Witz nicht im Kopfe herumarbeiten, denn wenn auf dem Herd Feuer ist, kann man den Rauchfang nicht kehren.

Ein Kuß, ein Witz, eine Wahrheit und eine Ohrfeige haben ähnlich verschiedene Schicksale. Ein Kuß und eine Wahrheit ist nur unter vier Augen köstlich, ein Witz und eine Ohrfeige hingegen haben nur unter vier Augen Werth.

Der gewaltsam Witzige zündet ein Haus an, um einen Erdapfel dabei zu kochen, der wahre Witzige zündet ein Bischen Spiritus an und kann dabei den fettesten Ochsen braten!

Es war von jeher das Loos der wahrhaft witzigen und humoristischen Menschen, daß sie ein Heer von Nachahmern nach sich zogen, die alle mit schlechtem Witz über ihr Vorbild herziehen; wenn ein Läufer seine Fackel wegwirft, zünden hundert Gassenjungen ihr Stümpschen Licht daran an und verfolgen ihn dann mit dem, was er weggeworfen hat! Eine außerordentliche Geringschätzung, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, affectiren unsere Gelehrten und Poeten gegen den Witz, sie sind wie die vornehmen Köchinnen, die sagen: „Salzen kann sich Jeder sein Essen selbst!"

Die meisten Gelehrten haben den Geist zu Hause liegen im Ganzen, wie ein Stück Tuch; der Witz aber schneidet sich aus seinem Stücke Tuch einen Mantel für die Kälte, einen Gehrock für die Promenade, einen Frack für den Salon und einen Kaput für den Herbst, und behält noch immer ein Paar Ellen Geist, um dem Witze nachzuhelfen.

Weh aber der gesammten Menschheit, wenn es irgend einem Gelehrten arrivirt, daß ihm ein Witz entfährt:

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist der Strahl vom Blitz,
Jedoch das Schrecklichste der Schrecken
Ist ein Gelehrter mit einem Witz!

Er macht es dann mit diesem Witz wie die armen Leute mit ihren Erdäpfeln! Am Montag machen sie daraus Erdäpfelbrot, am Dienstag Erdäpfeltorte, am Mittwoch Erdäpfelkreis, am Donnerstag Erdäpfelschmarrn u. s. w. Derselbe Witz kommt immer wieder zu Tisch! Der Witz ist ein Schaum, und weil der Witz ein Schaum ist, so schlagen alle Menschen jetzt alle Gegenstände zu Schaum, allein sie vergessen, daß aus dem sonnenübergoldeten Meerschaum und nicht aus dem widerlichen Seifenschaum die Schönheit emporstieg, und daß ein Mensch von Geschmack nur den Champagnerschaum mitschlürft, den Bierschaum aber abbläst.

Man wirft oft den witzigen Leuten vor, ihr Witz sei ohne Nutzen und überladen, das heißt einem Blumengarten vorwerfen, daß keine Pastinak in ihm wächst, und eine Sommernacht schelten, daß man ihre Sterne nicht zählen kann. Ein echter Schönheitskenner und ein wahrer Witzkenner weiß, daß die Schönheit der Frauen und die Schönheit der Witze dann erst am besten zu beurtheilen ist, wenn viele bei einander sind.

Eine sehr sonderbare Forderung ist es, wenn man vom Witz verlangt, er soll durchaus gutmüthig sein! Haben Sie schon ein witziges Lamm gesehen, oder ein pikantes Schaf, oder einen humoristischen Hammel?

Es geht jetzt schon mit dem Witz und mit dem Humor, wie es in Paris mit der Crispine und dem Burnus ging, weil schon jeder Dienstbote Witz und Humor trägt, so wird bald gar kein Geschäft mit ihm zu machen sein. Der Platz

ist mit diesem Artikel vielfach überführt worden, es macht ein Jeder in diesem Artikel. Ich habe mich daher entschlossen, mein ganzes Waarenlager aufzuräumen. Ich habe noch einen kleinen Vorrath von Gedanken und Einfällen, den ich Ihnen jetzt anzubieten die Ehre habe! Großer Ausverkauf! Fort mit Schaden!

1.

Ein jeder Mensch ist einmal im Jahre ein Genie, leider aber verschlafen die meisten Menschen diesen Augenblick oft.

2.

Das Schicksal ist oft praktisch zu unserem Besten; wenn uns etwas übers Quer kommt, gibt es uns zu unserem Besten einen Puff in den Rücken.

3.

Seitdem Wasser ein Heilmittel ist, weiß ich, woher sich alle jungen Schriftsteller Doktor schreiben.

4.

Wenn unsere Mädchen im Schmerz um einen verlorenen Geliebten in Thränen schwimmen, so ist dieser Schmerz ein Tuch, er geht im Wasser ganz ein!

5.

Der menschliche Geist ist wie eine Spinne, er hat nur einen Faden für den Weg, den er zurückgelegt hat, aber keinen vor sich.

6.

Was ist Hoffnung? Eine Vorrede zur Cultur des Faullenzens.

7.

Die menschliche Seele hat viel Domänen: die Tugend ist ihr Majoratsgut, die Liebe ihr Frühlings- und Sommer-Palais, die Freundschaft ihr sans souci, und die Religion ihr Witwensitz.

8.

Es gibt viele Kinder, die ihrem Vater nicht gleichsehen; zum Beispiel das spanische Rohr ist der Vater der türkischen Justiz, die höllische Ungeduld des Mannes ist die Mutter der himmlischen Geduld der Frau, und das römische Recht ist zuweilen der Vater von manchem deutschen Unrecht.

9.

Wer von einem Menschen was haben will, muß nie sein Herz allein oder seinen Kopf allein in Anspruch nehmen, sondern immer seinen Geist und sein Gefühl, wie ein Bettler, der nichts bekommt, wenn er einen Alleingehenden anspricht, aber wenn er Zwei zusammen anbettelt, so schämt sich Einer vor dem Andern.

10.

Der Unglückliche hat ein Glück: er hat keinen Schmarotzer; die Natur selbst hat den Fingerzeig dazu gegeben: die Cypresse hat keine Würmer.

11.

Die Ehe ist, nach Plato, ein Wiederfinden; das mag wahr sein, aber der redliche Finder wird selten belohnt.

12.

Jeder Schlaf ist eine kleine Terminabzahlung der großen Schuld des Todes.

13.

Die besten Jahre der Frauen sind die schlechtesten Jahre für ihre Männer; denn wie eine Frau in die besten Jahre kommt, kommt sie auch in die besten Kleider und in die besten Schneider.

14.

Der Mensch macht dem Himmel nur Gegenbesuche, das heißt, er denkt an ihn, wenn der Himmel ihn erst heimsucht; allein eine Visite de reconnaissance, eine Dank- und Erkenntniß-Visite, bekommt der Himmel selten.

15.

Man sagt, das Strandrecht habe aufgehört; es ist nicht wahr: kaum strandet ein Wunsch, eine Hoffnung, so kommen Tausende ans Ufer, um aus diesem Schiffbruche für sich zu fischen.

16.

Viele Menschen sind besser, als ihr Ruf, und zwar blos darum, weil ihr Ruf noch schlechter ist, als sie.

17.

Auch der elendeste Mensch erfährt erst in der Todesstunde, wie schön sein Leben ist, so wie der ärmste Mensch, wenn er zu Georgi oder Michaeli auszieht, doch noch immer reicher ist, als man anfangs glaubte.

18.

Sollte man an Gott nicht glauben, weil man ihn nicht sieht? Der Blinde sieht auch die Sonne nicht, allein er fühlt ihre warmen Strahlen.

19.

Wollen Sie wissen, was ein verdorbener Frack, ein zersplissener und fleckenvoller Pelz für eine Empfindung

haben, wenn sie ein ganzes Stück feines, englisches Tuch sehen? — Dieselbe Empfindung, die ein fertiger, großer Mensch beim Anblick eines Kindes hat. Er sieht, welch' himmlischer Stoff in ihm verdorben worden ist! Die Kinderstuben, das sind die Tuchmagazine, die Gesellschaftsstuben sind theils Kleider-, theils Trödler-Markt. Das Schicksal ist der Männerschneider, der Umgang ist der Frauenschneider; eine Frau wird das, was ihr Umgang aus ihr macht. Die Männer haben einen Schneider; die Frauen haben aber leider gewöhnlich fünf bis sechs Schneider auf einmal!

20.

Das weibliche Herz ist ein Meer, tief, mit Perlen im Grunde und stürmisch. Der Sturm auf diesem Meere ist gefährlich, aber er hat sein Erhabenes, seinen süßen Schauer. Was aber entsetzlicher und unerträglicher auf diesem Meere ist, das ist — die Windstille.

21.

In dem Bau des Menschen bewohnt das Talent nur einen Stock oder einen Flügel. Musiktalent wohnt im Ohr, Malertalent im Auge, Improvisationstalent im Gedächtniß u. s. w., nur das Genie bewohnt das ganze Haus.

22.

Die sogenannten spröden und kalten Frauenzimmer legen nur darum in ihrem Herzen eine Eisgrube an, damit sich dann ihre Liebhaber später desto länger erhalten und frisch bleiben.

23.

Die Liebe ist die Speiseröhre des Herzens, die Ehe die Luftröhre; es ist eine große Fatalität, wenn Einem etwas Unrechtes in die Luftröhre kommt.

24.

Wenn ich die Bücher lese, die jetzt geschrieben werden, erinnere ich mich immer daran, wie mir mein Jugendlehrer die Rechtschreibung beibrachte. „Wo ein Comma ist," sagte er, „ist der Verstand halb aus, und wo ein Punkt ist, ist der Verstand ganz aus."

25.

Ein fetter Gaul und ein fetter Dichter paradiren wohl, aber sie ziehen selten stark.

26.

Ein Häring, eine Gassen-Neuigkeit und ein Witz haben nur drei Respecttäge, am vierten Tage sind sie schon anrüchig. Die Frauen haben auch drei Respecttage, das heißt drei Tage, an welchen sie ihren Männern Respect beweisen, an seinem Hochzeitstag, an seinem Geburtstag und endlich an seinem Sterbetag.

(Improvisirter Schluß.)

Wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jetzt, am Ende der Vorlesung, die Bemerkung machen sollten, daß nur die Hälfte derselben gesunden Witz hatte, so werden Sie es natürlich finden, daß ich die andere Hälfte dem Spital widmete!

Wilde Meeres-Rosen.

Abendmeer.

Purpur-Rosen, flammenblätt'rig,
Feuerfüllig, funkensprühend,
Pflückt die blasse Hand des Abends
Von dem Himmel, dunkelglühend;

Streut sie auf das Beet des Meeres,
Wenn des Meeres Gluthverlangen
Schmachtet, seine Braut, die Sonne,
Liebedürstend zu empfangen:

Mit des Spätroths Rosabändern
Bindet sie die Flaumenkissen,
Die der weiße Schaum der Wellen
Aufgebaut in Dämmernissen!

Ziehet dann aus Nacht den Vorhang
Um das Bett in weiten Falten,
Daß kein sterblich Auge schaue,
Wie die Liebenden d'rin walten.

Doch der Mond, der eifersücht'ge,
Kommt mit seiner Blendlaterne,
Sucht die Sonne, ruhlos wandelnd,
Platz sich machend durch die Sterne;

Und ertappt sie früh am Morgen,
Steigend aus dem Bett des Meeres,
Und erblaßt und schleicht verspottet
Durch das Reich des Sternenheeres!

Meeresgruß.

Wer je das große Aug' des Meeres gesehen
　In seinem mildbewegten, blauen Scheine,
Wer je an seinem Strand, bei Westwinds Wehen,
　Im Schatten ruhte der Olivenhaine; —
Wer je mit off'ner Brust auf dem Verdecke
　An Schiffesrand erquickt sich überlehnte,
Wer je von dort sich in die große Strecke
　Der Wasserwüste glühend heiß sich sehnte; —
Wer je empor aus blauen Meereswogen
　Des Mondes Silberblume sah erblühen,
Wer je durch Meereswellen ist gezogen,
　Wenn ostwärts Hespers gold'ne Lichter blühen, —
Wer je auf einem Segler ist gestanden,
　Der pfeilschnell sich auf hohen Wellen wiegte,
Wenn auch die fernsten Küsten ihm entschwanden
　Und nur ein liebend Herz sich an ihn schmiegte, —
Wer je gesehen, wie die Winde eilen,
　Die Wolken, wie ein Bett zusamm' zu rücken,
Auf dem die Sonne ruhend scheint zu weilen,
　Der Chanin gleich auf Elephantenrücken! —
Wer je die laue Fluth der Meereswellen
　Vom Bord ließ spielend durch die Finger rauschen,
Wer je in einer Sommernacht, der hellen,
　Den Schlaf der Wasserwüste konnt' belauschen; —
Wer je das Meer erwachen sah, das große,
　Wie es die Augen aufschlägt und sich strecket
Und gold'ne Rosen pflückt vom Morgenschooße
　Und sich die weiße Brust damit bedecket; —
Wer je das Meer geseh'n in seinem Schweigen,
　Stillbrütend in Columbischen Gedanken,
Wer's je gesehen, wenn zum wilden Reigen
　In Reih' und Glied sich stellen seine Flanken,

Wer je das Meer geseh'n, das eben flache,
  Aus seinem Schooß die Wasserberge treiben
Und schäumend, wie ein speergetroff'ner Drache,
  Zum Himmel seinen Schuppenpanzer sträuben, —
Wer je gehört die Wasserorgel pfeifen
  Aus allen ihren riesigen Registern,
Wer je gehört in Aeolsharfe greifen
  Den Boreas mit seinen Sturmgeschwistern,
Wer je das Meer geseh'n in seinen Reizen,
  Wer je das Meer geseh'n in seinen Schrecken,
Wird ewig nach dem Meere wieder geizen,
  Nach ihm die Sehnsuchtsarme strecken;
Der sehnt sich nach dem Meere immer wieder,
  Wie man sich sehnt nach einem treuen Herzen,
In dessen Tiefen einst man legte nieder
  Des eig'nen Herzens Wünsche, Wonnen, Schmerzen!

Ich als Beobachter.

Badner Novellette.

Nicht nur der Dieb schleicht im Dunkeln, sondern auch der Wächter.

„Im Dunkeln ist gut munkeln!" Was heißt munkeln? Haben meine Leser oder meine liebenswürdigen Leserinnen schon einmal gemunkelt?

Das Wort „munkeln" wartet noch auf seinen Erklärer! Munkeln ist vor der Hand eine urbane Umschreibung von Liebesgezischel, Liebesgeflüster, Liebesgemurmel und Liebesgewinke, Liebeshandlungen und Liebesauskundschaften. Munken heißt auch beobachten, ein „Munker" ist auch ein Späher, ein Verräther. Also im Dunkeln ist gut munkeln, heißt auch: im Dunkeln ist gut beobachten.

Es war bei der letzten Palffy-Musik im Badner Park. Da war ich ein „Munkler", das heißt ein Beobachter; ich habe im Dunkeln mit mir allein gemunkelt.

Es gibt Menschen, die, wenn kein Mensch mehr mit ihnen Karten spielt, entweder weil sie zu arm sind, oder weil sie schlecht spielen, oder weil sie zanken, sich darauf reduciren, zuzusehen, in die Karten zu schauen u. s. w., sie interessiren sich für das Spielglück Anderer, für die

wunderbaren Chancen der launigen Spielgöttin. So geht es mir, seitdem Niemand mehr mit mir Liebe spielen will! Ich habe auf das selbst lieben verzichtet, ich habe aus dieser Noth eine Tugend und eine Schönheit gemacht, und bin dafür ein passionirter Liebes-Zuseher! Mich interessirt es ungemein, so von rückwärts den Liebesspielern in die Karten zu sehen. Aber ich bin ein diskreter Kerl, ich sehe nicht in die Karten, um drein zu reden oder gar zu verrathen, o nein, ich denke mir mein Theil und schweige, selbst wenn ich sehe, wie so ein ungeschickter Spieler die ganze Partie verpatzt; ich sage nichts, ich denke mir blos: „Du dummer Liebeskerl, wenn mir Gott Amor eine solche Partnerin am grünen Tisch gegeben hätte, wo Coeur stets Trumpf und das „Schweigen“ der Gott der Glücklichen ist, ich würde sicherer spielen, und meine Partnerin müßte mir bessere Farbe bekennen!“

Das denke ich blos, aber ich sage es nicht, woraus meine lieben Leser wieder sehen können, daß der Mensch nie zu alt ist, um etwas zu lernen.

Also richtig, es war bei der letzten Palffy-Musik im Badner Park.

Ich erinnere mich noch so gut, als ob's vor zwanzig Jahren gewesen wäre.

Es war Mondschein, mein lieblicher Mondschein, Cousin aller Dichter. Er schien so schön, er schien mich zu suchen und zu fragen: wo steckst Du? Aber ich versteckte mich wie Adam hinter den Bäumen, denn ich hatte was Anderes zu thun, als in den Mond zu schauen.

Bei dem Orchester der Palffy-Kapelle links kann der Leser einen Baum bemerken. An diesem Baum kann der Leser an den Musik-Abenden zwei merkwürdige Dinge bemerken: oben eine Laterne und unten mich; also zwei Lichter, ein hängendes und ein sitzendes.

An diesem Baume, unter dieser Laterne setzte ich meinen Strohsessel hin und mich auf denselben. Da begann schon der Cyklus von Fatalitäten, die mir das Schicksal für diesen Abend an den Kopf warf.

Ich setze voraus, der Leser weiß, was ein „Strohsessel" ist; dieses vierfüßige Thier, welches die Natur für das zweifüßige erschuf, rangirt in der Naturgeschichte zwischen Kameel, auf welchem man selbst an Abgründen sicher sitzt, und zwischen einer Speculation auf Actien, die auf ebener Erde unter Einem zusammenbricht.

Ich setzte mir an diesem Abend meinen Strohsessel an den Baum und mich drunter und drauf.

Da saß ich wie die Jungfrau von Orleans unter dem Druiden-Baum, „und in des Baumes Schatten saß ich gern, die Heerde weidend, denn mich zog das Herz!" Ich grub mit dem Stock „Zeichen in den Sand", und

„Eines Abends, als ich einen langen Abend
Unter diesem Baum gesessen und
Dem Schlafe widerstand —"

da rutschte ich plötzlich in ein Loch! Mein Sessel rutschte mit den zwei Hinterbeinen in das Loch, welches um den Baum unten an der Erde gezogen war, und riß mich mit

in seinem Fall, ich saß oder lag plötzlich wie ein eingefallenes Ausrufungszeichen!

Minister und Butterbrote, sagt Börne, fallen stets auf die fette Seite, ein Schriftsteller fällt stets auf die magere Seite, weil er keine fette Seite hat. Ich wollte mich von meinem Falle schnell erheben, wie es großen Geistern und schönen Sünderinnen vorzüglich erlaubt ist, faßte im Fallen noch einen vor mir stehenden Stuhl, erwischte statt der Lehne die darauf hingelegte Mantille einer Dame, zog sie mit in meinem Fall, die Mantille nämlich, und lag nun noch mit einer weiblichen Mantille bedeckt da!

Ich raffte mich empor, bemerkte zu meiner Freude, daß nur noch wenig Menschen da waren, und stellte mich neben meinen Strohsessel, welches stets sicherer ist, als sich auf ihn setzen. Aber indem ich aufstand, stieß ich mit meinem lebenslänglichen Ich an die Laterne, die ihr Provisorium an dem Baum absolvirte; die Laterne, das Hangen noch nicht gewohnt, gab dem äußern Anstoß nach, wurde verrückt, verlosch und goß ihr Oel auf meine beiden Schultern herab! Ja, der Mensch weiß nicht, von was man fett wird!

Die Lampe mußte wieder corrigirt werden, und indessen hatte sich der Schauplatz gefüllt. Ein alter Herr kam mit einer jungen Dame, suchte einen Platz, sah meinen Strohsessel, den Heuchler, der so unschuldig dastand, als ob er nie ein Wesen verlockt hätte! Der alte Herr bot der Dame den Sessel an, ich aber, ein guter Narr, sagte, indem ich den alten Herrn ansah: „Meine Gnädige, er wackelt!“

Unterdessen war der Gegenstand meiner Beobachtung angekommen und saß inmitten des Meeres von Hauben, Hüten, Mützen u. s. w.

Das Geschäft meiner Beobachtung begann. Es war schwer; wenn auch dieser schöne, blonde Engelkopf leicht zu finden war, so war doch das Gewoge von den Damen-köpfen hin und her so stark, so unaufhörlich, daß es fast unmöglich war, die Blicke dieser Damen in ihrer Richtung zu verfolgen, wenn man nicht auf einer Anhöhe stand. Ich wollte also meinen Druiden-Baum verlassen und mich als Observations-Corps unbemerkt auf einen höher gelegenen Punkt postiren. Ich wollte leise fortschleichen, trat bei dieser Gelegenheit einem Herrn, der seitwärts vom Orche-ster stand, unversehens auf den Fuß, welcher wahrscheinlich auf dem Zeigefinger einen jener kostbaren Solitäre trug, die unschätzbar sind; der Mann schrie jämmerlich auf und machte dabei den alten Witz: „Treten Sie auf Ihre eige-nen Füße!“ Ich sagte: „Entschuldigen Sie, ich glaubte, es wären die meinigen, sonst wär' ich stärker aufgetreten.“

Es war keine kleine Aufgabe, durch den Damen-Cordon ins Freie zu dringen. Ich suchte lange um den Punkt, wo ich mich mit einiger Artigkeit durchschlagen konnte, wählte endlich die Linie seitwärts vom Orche-ster, brach ein und durch und hörte nur hinter mir einige Schüsse mir nachkommen: „Das ist stark!“ — „Der hat's nöthig!“ u. s. w.

Ich hatte mich durch die Damen plötzlich durchgear-beitet und hatte nur noch ein kleines Corps von Männern

durchzubrechen, die dichtgedrängt in der Seiten-Allee standen und die „nächtliche Heerschau“ über die weiblichen Truppen im Lager hielten. Ich wand mich wie ein Aal durch, wäre auch glücklich ohne weiteres Aufsehen durchgekommen; da will ich plötzlich seitwärts abschwenken, stoße an einen herabhängenden Zweig, mein Hut fällt mir vom Kopf herab auf die Schultern von zwei anderen Herren, die sehen sich um, Alles sieht sich um; ich bitte um meinen Hut und entferne mich wieder, um nach einem andern Standpunkt zu sehen. So gewann ich endlich die Anhöhe hinter dem Orchester, da steht gewöhnlich ein Häuflein Mischlinge aller Classen, Männer, Weiber, Dienstboten u. s. w. Ich mischte mich mitten unter sie, begünstigt von dem Dunkel der Bäume, und fand, daß man von da aus das Schlachtfeld der Musik vortrefflich übersieht; ich fand auch sogleich mit Hülfe eines kleinen Tubus den Gegenstand meiner Beobachtung, verfolgte jede Richtung ihres Hauptes und ihres Blickes und hätte ganz gewiß auch den Punkt aufgefunden, wohin diese Blicke ihr Geschoß richteten, da rief plötzlich ein kleiner Balg, eine Kinderstimme neben mir: „Mutter! Mutter! Der Saphir steht auch da!“ Sogleich drehten sich die Köpfe alle nach mir um! Das ist der Fluch der Berühmtheit!!! Ich hätte den kleinen Balg gleich durchbalgen mögen! Es war an kein Bleiben mehr zu denken. Ich trat auch von da meinen Rückzug an, und der Himmel gab mir einen kühnen und glücklichen Gedanken ein! In der hölzernen Rotunde des Orchesters der Mittags-Musik, da muß es herrlich observiren sein! Da ist Dunkel,

Deckung und ein hochgelegener Standpunkt. Ich kroch fast auf allen Vieren dahin, gelangte in das Orchester, in welchem zwar auch einige Individuen der Küche und des Vorzimmers campirten, wo ich aber unter einer Holzsäule eine allerliebste Anstellung fand!

Ein superber Platz! Ich sah jeden Damenkopf einzeln, und jeden Blick aller Damen nach vor- und rückwärts, nach allen Seiten-Alleen; ich sah jeden Blick, der zurückgesendet wurde, kurz, er war nicht mit Geld zu bezahlen. Ich lehnte mich gebückt auf eines von den dastehenden Notenpulten und machte unbemerkt meine Beobachtung.

Aber mit des Schicksals Mächten
Ist kein zweiter Bund zu flechten,
Und das Unglück reitet schnell!

Die Damen und die Herren, die ich beobachtete, hatten eben einen vierundzwanzigpfündigen Blick gewechselt; ich drückte stärker auf das Pult, ich fühlte es unter mir zusammenbrechen, es krachte und knitterte; in der Furcht, durch das Geräusch verrathen zu werden, wollte ich mich leise nach rückwärts zurückziehen, verfehlte im Rückzuge eine Stufe, stolpere nach hinten über, will mich an die anderen Pulte anklammern, reiße sie mit mir nieder, purzle auf den Boden hin, und ein Dutzend Notenpulte mit Donnergepolter über mich hin! Alles geräth in Aufruhr, die zunächststehenden Zuhörer richten alle die Köpfe nach dieser Seite, ich aber bleibe am Boden liegen, ich hätte mich um keinen Preis erhoben, sonst wäre ich gleich entdeckt worden. Ein Paar gutmüthige Mitbewohner des Orchesters wollten

mich aufrichten, ich aber bat sie, mich liegen zu lassen, und sagte: „Das wäre meine Unterhaltung." Das Alles aber hätte mir wahrscheinlich nichts genützt, die Aufmerksamkeit wäre auf diesen Punkt gerichtet geblieben, wenn nicht ein weiterer Zufall als Wetterableiter mich gerettet hätte.

Durch den Lärm nämlich, den die umstürzenden Notenpulte erregten, wurden alle im Parke anwesenden musikfeindlichen Hunde rebellisch, und es fingen ein Dutzend Hunde an, von allen Seiten in Sopran, Tenor, Baryton und Falsett zu bellen, zu winseln und zu heulen;

„— und dieser Thiere Belligkeit rettete mich
von des Parkes verfolgenden Blicken!"

Während die Hunde an meiner Rettung arbeiteten, kroch ich auf dem Bauche aus dem Orchester bis in die finstere Allee am obern Ende des Parkes, dort richtete ich mich in die Höhe, säuberte mich vom Erdenstaube, umzingelte mich selbst, beschrieb einen Bogen und komme von hinter dem rothen Kiosk die Seiten-Allee herauf, unbefangen und unverschämt, als ob ich nie in ein Loch gefallen, als ob ich nie eine Laterne entwurzelt, als ob ich nie einem Sterblichen auf die Hühneraugen getreten, als ob ich nie den Hut verloren, als ob ich nie von einem Balg als lebender Saphir erkannt worden wäre, als ob ich nie in meiner Aufregung ein unschuldiges Notenpult erwürgt hätte, und als ob ich nie auf dem Bauch aus dem Orchester entflohen wäre!

Mit einem Antlitz, klar wie ein Satz von Nestroy, trat ich in den Kreis meiner bekannten Herren und Damen: „Hat die Musik schon lang begonnen?" — „Ist viel schöne

Welt da?" — „Die wievielte Pièce ist das, mein Fräulein?" und solche unbefangene, geistreiche Fragen richtete ich an Alle. Hätte mir der Leser eine solche Verstellungskunst zugetraut?

Aber der Abend war mir sehr nützlich. Ich werde nie mehr „Beobachter" sein. Was gehen mich fremde Angelegenheiten an? Ein jeder kehre vor seiner Herzensthür, und wenn man noch so oft da kehrt, es sammelt sich stets wieder etwas an, was wegzukehren ist!

Die Musik war zu Ende, Alles ging oder lief oder fuhr nach Hause. Nur ich und Luna wir blieben noch eine Zeit lang im Park.

Ich saß lange schweigend und sehnsüchtig sinnend da! Luna fragte mich endlich: „Lieber Saphir, an was, an wen denkst Du?"

Ich erwiederte: „Liebe Luna, an was und an wen denkst Du?"

„Das geht Dich nichts an."

„Also geht das, an wen ich denke, auch Dich nichts an."

Woraus der Leser ersehen kann, daß es auch ihn nichts angeht, an wen ich gedacht habe. Auch gut!

Das Liedlein von der Rose.

Von Allem, was die Erd' im süßen Triebe
Für den erwachten Frühling aus dem Herzen treibt,
Ist nur die Ros' allein das Bild der Liebe;
Und Amor mit des Liebespfeiles Spitze schreibt
Ihr auf die Blätter: „Mädchenblume, Schönheitsblume,
Empfindungsblume, bleibst der Lieb' zum Eigenthume!"

Und wißt Ihr von der Blume ohne Mängel,
Die wie ein kleiner Blätter-Colibri
Sich wiegt und flattert auf dem Blumenstengel,
Woher sie ward, und wo sie ward und wie?
Und wie entstand die Mädchenblume, Liebesblume,
Empfindungsblume, die der Lieb' zum Eigenthume? —

Als aus des Meeres silberhellem Schaum
Die junge Liebesgöttin ward gewoben,
Und aus der Wellen zartem Silbersaum
In einer Muschel in das Land gehoben,
Da rang sie aus das lange, gold'ne Haar,
An dem des Meeres Silbertropfen hingen.
Und in die Muschel fiel ein Tropfen sternenklar,
Ward Perle da zur Zier von allen Dingen;
Ein Tropfen aber fiel auf's Ufer schon,
Wo sie den Fuß zuerst gesetzt in's Grüne;
In diesen Tropfen fiel vom Himmelsthron
Der erste Strahl aus Eos' gold'ner Bühne.

Und wo der grüne Strand mit heißem Kuß
Den Silbertropfen durstig hat getrunken,
Trieb aus dem Boden auf in vollem Schuß
Die weiße Ros', gestickt mit Silberfunken;

Und weiß und schlank des Stengels zarter Bau,
Als hätt' ihn Cypris selber zeichnen wollen;
Die Blätterkrone trägt er d'rauf zur Schau,
Wie zarte Brust von Seufzern angeschwollen;
Und als nun Venus sieht die Ros' mit Lust,
Im weißen Glanze rein emporgeschossen,
Wie Silberspang' an frischer Erdenbrust,
Aus Meer und Erdenkuß und Licht entsprossen,
Da sprach sie: „Mädchenblume, Lichtesblume,
Empfindungsblume, bleib' dem Herz zum Eigenthume!"

Und wie die weiße Rose selbst, so ruht
Der Gleichmuth Farb' ihr auf den weißen Wangen,
Sie kennt noch „Liebe" nicht, die Herzensgluth
War noch im Antlitz ihr nicht aufgegangen;
Da tritt entgegen ihr von Waldes Rand
Der erste Jüngling, den sie je gesehen,
Sie hebt den Blick und fühlt ihn fest gebannt,
Sie hebt den Fuß und kann nicht fürder gehen,
Sie hebt die Hand, doch wirken kann sie nicht,
Sie regt den Mund, doch kann sie nimmer sprechen,
Da senkt zur Rose sie ihr Angesicht,
Aus dem der Liebe erste Flammen brechen,
Und wie ihr glühend Angesicht die Ros' berührt,
Die nur mit Weiß bedacht die Blumengötter,
Ihr weißes Hermelin zum Scharlach wird,
Der Wangen Gluth schlägt sich in ihre Blätter
Und wie die Göttin selbst, von Gluth erfüllt,
Das Antlitz wieder hebt vom Kelchesschooße,
Da stand in Blut der Liebe eingehüllt
Erröthend da die — erste rothe Rose!
Sie neigt sich ihr und ihm dem Winke gleich,
Sie ladet stumm ihn ein zum Herzergusse,

Und wie er nahet, bücken beide sich zugleich
Zur Ros', und finden sich im ersten Kusse,
Und Amor sprach: „Die Mädchenblume, Herzensblume,
Empfindungsblume, bleib' der Lieb' zum Eigenthume!"

Und also ward die Rose eingeweiht
Vom Liebesgott zum Wappenbild der Liebe,
Er gab aus grünen Blättern ihr ein Kleid,
Daß sie im Werden keusch verhüllt noch bliebe;
Und daß sie Waffe habe, Schild und Wehr,
Wenn sie ein kecker Ritter je beleidigt,
Pflanzt er viel spitze Dörnlein um sie her,
Mit welchen sie die Blätterkron' vertheidigt;
Den Busen füllt er ihr mit würz'gem Hauch,
Auf daß ihr Seufzen mag als Duft erscheinen,
Mit Thau begießet er die Rose auch,
Denn Rose muß nicht lachen nur, auch *weinen*,
Und ewig blühend bleib' der Rose Blatt,
Wie es dem Schooß der Knospe sich entwunden,
Ihr Wangenroth werd' niemals blaß und matt,
Sie bleib' von steter Jugendgluth entzunden.

Doch eines Tags irrt Venus durch die Flur,
Sie sucht den Jüngling auf, der lange weilet,
Der Argwohn führt sie leicht auf seine Spur,
Sie sieht — daß er sein Herz getheilet —
Und plötzlich fühlt sie jene Höllenpein,
Und jene Bitterniß und jene Qualen,
Die Eifersucht in Herz und Mark und Bein
Der Menschen gießt aus vollen Schalen;
Ihr Auge bricht, ihr Angesicht wird fahl,
Sie theilt, betäubt von ihrem Schmerzensloose,
Die Eifersucht der Rose mit, die allzumal
Verwandelt ward zur — *ersten gelben Rose!*

Und als die Liebe, ungeliebt, allein,
Mit sich allein durch Feld und Fluren schreitet,
Als sie nur Thränen hat zum Labewein,
Und wilder Schmerz in Wildniß sie begleitet,
Da suchet sie an Zaun und Hecken nur
Das Röslein auf, das niemals dornenlose,
Und äzt es durch der bittern Thränen Spur,
Und so entstand die erste — wilde Rose!

Und weil der Mensch die erste Lieb' und Treu'
Im Angesicht der Rose hat gebrochen,
D'rum fühlt die Rose selber tiefe Reu',
Daß seiner Liebe sie das Wort gesprochen!
Sie senkt das Haupt mit einem leisen „Ach!"
Sie schrumpft zusamm', dem Blatt gleich der Mimose,
So, als der erste Mann die Treue brach,
Entstand aus Scham die — erste welke Rose!
Und selbst die todte Ros', und selbst die todte Liebe,
Sie werden sorgsam eingelegt in's Herzensbuch,
Damit doch rosenroth Erinn'rung bliebe,
Wenn man, im Herzen blätternd, einst sie such';
Selbst welke Rosen sind noch Liebsvasallen,
Und sterbend spricht es noch der Liebe Wort,
Ein Rosenblatt, das seiner Kron' entfallen,
Man schickt es als ein Liebesbriefchen fort:
Denn jedem Herz, dem in Lieb' und Sehnen
Die Sprache fehlt, zu sagen, was es litt,
Gibt Amor nur ein Rosenblatt und Thränen,
Und sagt: „Du Herz, Du stummes, sprich damit!"
Und wenn man preßt die Rosen, die vergangen,
Und wenn gepreßt sich fühlt ein liebend Herz,
Wird man von beiden edles Naß erlangen,
Dort duftend Oel, hier Thränen für den Schmerz!

Und weil die Rose also sich bewährte,
Und also theilt des Herzens Sympathie,
Wird sie des Menschen treuester Gefährte,
Die sich in Schmerz und Lust ihm selbst verlieh,
Weil sie bei ihm schon war beim Fest der Wiege,
Weil sie mit ihm auch geht zur Taufe am Altar,
Und weil sie mit ihm siegt die ersten Siege,
Die er erringt im Feld der Lieb'sgefahr,
Und weil sie mit ihm geht zum Hochzeitsfeste,
Beim frohen Lied und lauten Becherklang,
Und mit ihm ist, wenn seine Ueberreste
Man senkt ins Grab bei dumpfem Grabgesang.
Und dennoch fallen auch die Blätter ab,
Die Rosen lieben doch uns Menschen alle!
D'rum steigen sie als Geister aus dem Grab,
Wenn's kalt und finster wird in ihrer Halle,
Und kommen Nachts an's Fenster, schau'n herein,
Und möchten gern bei Menschen sein und bleiben,
Und klammern ihre weißen Aermchen fein
Voll Sehnsucht an die hellen Fensterscheiben;
Doch kommt der Tag, da endet auch ihr Glück,
Sie müssen fort, da nützt kein innig Sehnen,
Am Fensterglas bleibt ihre Spur zurück,
Sie sind zerflossen da in Thränen!
Und weil dem Menschen immerdar gewogen
Die Rose bleibt, ob weiß, ob gelb, ob roth,
Weil sie zu ihm mit Sehnsucht kommt gezogen,
In Lust und Leid, ja selbst im bittern Tod,
D'rum ist sie Lebensblume, Todtenblume,
Empfindungsblume, die der Lieb' zum Eigenthume!

Bademantel-Gedanken in verschiedenen Wärmegraden.

Ueber den Einfluß des Badelebens auf die Cultur der Menschen, das heißt auf die Hautcultur.

Humoristische Vorlesung.

Es gibt keinen glänzendern Beweis dafür, „daß Mann und Weib ein Leib ist", als das Badeleben überhaupt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen; denn kaum ist zum Beispiel die Frau acht Tage in Baden, so spürt der Mann in Wien schon eine Erleichterung!

Während sich die Frau in Baden zerstreut, kann sich der Mann in Wien sammeln, und was der Mann in Wien sammelt, kann die Frau in Baden zerstreuen!

Das Badner Heilwasser, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, übt vorzüglich einen großen Reiz auf die Haut, deshalb geht vielleicht manche reizlose Haut hieher, in der Meinung, sie wird hier einen neuen Reiz bekommen; die Kraft aber, welche das Bad auf die aussaugenden Gefäße ausübt, erstreckt sich wieder von der Frau auf den Mann, denn ihr Aufenthalt in einem Badeorte saugt oft seine Silber- und Goldgefäße in der Stadt auf!

Ueber die Entstehung der warmen Quellen überhaupt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind die Naturforscher noch nicht einig.

Die Naturforscher sagen, die warmen Quellen entstehen durch einen Proceß, entweder durch einen vulkanischen Proceß, oder durch einen Lebensproceß der Erde, wodurch die Metalle zersetzt werden. Ja, es geht in der Erde wie auf der Erde, so ein Proceß macht alles zu Wasser, indem alle Metalle dabei zer- und versetzt werden! Also die Erde hat auch einen Proceß?

Nun so ist bewiesen, daß sie große Hilfsquellen haben muß, sonst wäre sie längst zu Grunde gegangen.

Dieser Proceß der Erde ist der einzige Proceß, aus dem ein Glück für die Menschheit entsteht, und hier hat endlich einmal ein Doktor der Rechte den Doktoren der Medicin eine wahre unerschöpfliche Quelle geöffnet!

Man vergesse ja nicht, wenn man badet oder trinkt, dabei zu denken, daß diese Tropfen große Thränen sind, welche die Erde über ihren ewigen Proceß vergießt!

Und wie oft im Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, badet sich der Mensch nicht in den Thränen der Andern?

Wie manche Thräne, die als Balsam aus dem Auge eines Menschen quillt, schleift sich der Nebenmensch nicht um zum wasserhellen Demant an seinem Ringfinger? Wie manche Zähre, welche die Schicksalspresse aus der geknickten Rose eines Lebens preßt, tropft nicht als Balsam und Thau in die volle Knospe eines andern Lebens?

Wie mancher Dornenkranz, an dem noch die Bluttropfen eines zerritzten Menschenherzens hängen, flicht nicht der Mensch als Festkranz um sein glückliches Haupt? Das

ist ja eben das Schmerzliche im Leben, daß selten unser Lebenswagen dahinrollt, ohne daß an seiner Deichsel neben unserem Freudenpfad das Trauerroß unseres Nächsten mitziehen muß, daß selten eine Freudensaat für uns aufgeht, die nicht unter dem Dünger von fremdem Schmerz und Leid emporschoß, und daß selten ein milder Regen unsere Herzensflur erquickt, der nicht aus dem zerrissenen Himmel eines anderen Herzens kommt! — So stürzen auch nur aus der zerrissenen Brust der Erde die Quellen hervor, welche uns Heil und Segen spenden.

Ein jedes Studium, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, erfordert seine Quellen, und das Studium der Menschenkenntniß hat keine bessern Quellen, als eben alle Gesundheits-, Bade- und Trink-Quellen!

Nach dem Bade öffnen sich nicht nur die Hautporen, sondern auch die Herzensporen; der Mensch im Bademantel ist wahrer, als der Mensch im vollen Anzuge, und besonders die Frauenzimmer, je mehr sie fremden Flitter anziehen, desto mehr ziehen sie von ihrem eigenen schönen „Ich“ aus; sie sind wie ein Magnet, je mehr sie anziehen, desto schwächer wird ihre innere Kraft; deshalb suche man die Frauenzimmer nie zu rühren oder zu versöhnen, wenn sie in Gala sind: die Frauenzimmer und die Ungewitter sind im Anzuge am fürchterlichsten!

Wenn die Frauen auf's Land gehen, nehmen sie von der Stadt nichts mit, als Alles — das heißt Schneider, Schuster, Marchand de modes, und lassen gar nichts zurück, als Nichts, das heißt ihre Wirthschaft und ihren Mann.

Die Wiener Ehen sind, wie die Krebse, am besten in den Monaten Mai, Juni, Juli, August, da gehen die Frauen auf's Land, und die Männer genießen in der Stadt den allgemeinen Landfrieden. Die Wiener Frauen sind im Sommer wie echter Malaga, sie werden nicht eher gut, als bis sie die Linie passirt haben! —

Indessen, wie sieht's mit dem Land- und Badeleben der Männer aus?

Wie kommt's, daß unsere Männer nie trockener sind, als im Bade? Daß sie nie weniger Leben haben, als im Landleben, und daß sich jeder von ihnen nie mehr langweilt, als wenn sie gerade zusammenkommen, um sich zu unterhalten?

Unsere Männer glauben, wenn sie in einem Badeorte herumlaufen, in einem leinenen quadrillirten Kittel wie eine schottische Ballade, so haben sie Alles gethan, was die Menschheit für den Glanz eines Badeortes thun kann; aber es gibt schönere Talente, als einen gewürfelten Drillrock, und liebenswürdigere Eigenschaften, als grüne Pantoffel!

Es ist in einem Badeorte nicht genug, daß man sich warm hält, man muß auch die Gesellschaft warm halten, und es reicht nicht hin, alle Tage im Park von zwölf bis ein Uhr hin und wieder zu gehen, sich dann auf eine Bank bescheiden selbst in Schatten zu setzen; denn so ist die Conversation durch die Bank dahin!

Wenn die Menschen die Natur besingen, so glauben sie, sie müssen in den Naturzustand zurückkehren, und werden Naturmenschen, das heißt Menschen, zu denen man eine gesunde Natur braucht.

Die Natur, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Gebäude mit drei Stockwerken und einem Bodenzimmer oder *Aussicht*, nämlich: *Wasser*, *Erde*, *Luft* und *Himmel*!

Der gütige Hausherr hat dem Menschen die Erde, die bel étage zur Wohnung angewiesen, und diese Wohnung ist unten mit einem geheimen Gemache versehen, man nennt's das Grab. Da geht der Einwohner zur Ruh, wenn er oben lang genug gewohnt hat, aber dieses geheime Gemach hat auch einen Ausgang, und dieser führt wieder auf die *Aussicht* — in den Himmel; und der Hausherr verlangt keinen andern Zins, als daß man eine friedliche Partei sei und gute Nachbarschaft halte — aber der sündige Mensch denkt nicht eher ans Bodenzimmer, als bis ihm das Wasser bis an den Hals geht, und er Blicke, Wünsche und Gebete als Rettungsleiter anlegt, um hinaufzuklettern! Und der Hausherr ist kein Hausherr vom Graben, er steigert seine Partei nicht, wenn irgend ein Haus abgerissen wird, und er kündigt nur alle siebzig Jahre *einmal* auf, da kommt der Hausmeister Tod mit seinen zwei gerichtlichen Zeugen: „Doktor und Apotheker", und sagt: „Es ist *Ziehzeit*!" Und der Mensch steigt von der bel étage in den Keller hinab, und da hat er wieder sein Interimsquartier, bis der Hausherr ihn herauf nimmt zu sich ins Bodenzimmer: in den Himmel!

In einem Badeorte aber ist der Mensch in allen Stockwerken der Natur heimisch, ein wahres Amphibium; einen halben Tag lebt er im *Wasser*, und einen halben

Tag in der Luft, im Park ist er auf der Erde, und beim Essen ist er in seinem Himmel!

Viele unserer jungen Badeherren, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind wie die Badekessel, sie geben nicht eher einen Ton von sich, bis sie voll von Wasser sind, und man ihnen einheizt, daß sie kochen. Wie sie sich dem schönen Geschlechte nähern, und umgehen sollen, lernen sie weder im Frauenbad, noch im Dunstbad, und sprechen sie Eine an, so glaubt sie gewiß, er kommt aus dem Tropfbad! —

Anstatt den Umgang mit dem schönen Geschlecht praktiziren sie den Herumgang um das schöne Geschlecht!

Ueberhaupt sind die Wirkungen der Schwefelbäder auf Liebe, Geselligkeit, Umgang, Geist und Grazie sehr verschieden.

Zu einem Liebesgeständniß ist ein Schwefelbad wie vorgeschrieben, denn es macht bei dem galanten Ritter: erst Angstgefühl, dann Brustbeklemmung, dann geht's in einen Schwindel aus, und verweilt man zu lange, überfällt Einen ein kleiner Schauer. Gewiß wirken die Bäder nicht blos auf Milz und Leber, sondern auch auf Herz und Hirn! Warum soll der Schwefel blos eine Leberverhärtung curiren, und nicht auch eine Herzverhärtung? —

Es ist sonderbar, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die Natur es mit den unedlen Leidenschaften besser gemeint hat, als mit den edlen; der Sitz des Hasses, des Zornes, der Galle ist groß und bequem in Milz und

Leber, und wie klein ist das Herz, der Sitz der Liebe und der Großmuth? Wenn die Leber verdorben ist, zeigt es die Natur gütig durch Leberflecken an, aber wenn das Herz noch so sehr verdorben ist, kommen keine Herzflecken hervor! — Das Herz, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat zwei Kammern. Die Frauenzimmer haben eine zur Garderobe und die andere zur Kaffeestube gemacht. Die Männer machen aus der einen ein Spielzimmer und aus der andern ein Rauchzimmer. Zum Glück nehmen die Herzkrankheiten unserer Männer einen ganz andern Verlauf, als ihre Leberkrankheiten. Die Leberkrankheiten endigen meistens mit Wassersucht, die Herzkrankheiten mit Weinsucht! Es geht dem kranken Herzen unserer Männer, wie es einem meiner Bekannten mit seiner kranken Leber ging. Dieser litt nämlich lange an der Leber, er consultirte alle Aerzte vergebens, endlich reiste er nach Berlin zu einem berühmten Arzte, der untersuchte ihn und rief endlich erstaunt aus: „Es ist unerhört! Sie haben gar keine Leber!" Man kann sich den Schrecken meines Freundes denken, der wegen plötzlichen Mangels an Leber ganz trostlos war. Nachdem ihn auch dieser Arzt lange erfolglos behandelte, reiste er nach Heidelberg zu einem renommirten Professor der Medicin, dieser untersuchte ihn noch strenger und länger und rief endlich noch erstaunter aus: „Es ist unerhört! Sie haben zwei Lebern!" So sind die Herzkrankheiten unserer Männer, entweder weil sie gar keines, oder weil sie mehrere haben. Wenn unsere Männer ihr Herz verschenken, so machen sie es wie die guten Wirthe, wenn sie Einem

eine Flasche Wein verehren: das leere Herz bitten sie sich wieder zurück aus! Der Mann schneidet gleich aus dem Sterbekleide einer alten Liebschaft schon Windeln für eine neuzugebärende Liebschaft. Die Frauen hingegen lieben blos einmal aus Spaß, und einmal aus Ernst. Das erste Mal messen sie ihr Herz blos, um zu sehen, wieviel hineingeht, und dann füllen sie es aus mit dem rechten Inhalt.

Das weibliche Herz liegt leider da wie ein Einschreibbuch auf dem Brocken- oder Schneeberg. Wie wenig Männer zeichnen da etwas Erhabenes ein, und kommt auch einmal Jemand, der einen Göttergedanken in ein solches Herz einschreibt, so schreibt gleich auf der Rückseite Jemand eine Gemeinheit, einen rohen Scherz u. s. w., und da bleibt dem armen weiblichen Herzen nichts übrig, als das ganze Blatt mitsammt dem göttlichen Gedanken herauszureißen!

Die Wirkung des Schwefelbades auf die Kokettir-Organe ist erstaunlich!

Ich habe Frauenzimmer gekannt, die mit völliger Lähmung der Augenlider hieherkamen; ich glaubte, ihre Augen hätten Eisenbahnactien, so niedergeschlagen waren sie immer, sie hatten von der Augensprache so wenig gewußt, als ob sie ihre Muttersprache wäre.

Also, sie kokettirte so ganz und gar nicht, daß sie ihre Blicke beim Kopf nahm und zu Boden schlug. Nach den ersten acht Tagen gingen die Blicke schon im Park herum, ohne Krücken, und nach abermals acht Tagen hatten sie mit dem linken Aug' alle Männer umzingelt,

mit dem rechten sie zu Gefangenen gemacht, und noch mit einem dritten Aug', welches ich früher gar nicht gesehen habe, sie auf Ehrenwort entlassen, daß sie keiner andern Fahne dienen wollen. Ich habe mich erkundigt, was bei ihnen so gewirkt hätte, und man sagte mir, sie haben aus dem Ursprung geschöpft!

Was die Bäder und die Quellen auf den Geist für Wirkung machen, werde ich die Ehre haben, Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gleich zu beweisen, indem ich Ihnen meine verschiedenen Bademantel-Gedanken mittheile, wie sie mir in verschiedenen Bädern nach dem Wärmegrad einfielen; Sie werden schon vorlieb nehmen, es sind wahre Fischgedanken, wie sie eben aus dem Wasser kommen. Geschwind, sonst werden sie trocken.

Kühle Gedanken im Leopoldbad.

Temperatur: 26 Grad.

1.

Niemand hat einen schlechteren Bedienten, als wer sein eigener Herr ist.

2.

Welches ist die häuslichste Person der Stadt Wien? — Der Geldmangel; man bemerkt ihn nie an einem öffentlichen Orte, aber stets und überall zu Hause.

3.

Nicht jeder Mensch kann ein Schriftsteller sein, aber jeder Schriftsteller könnte ein Mensch sein.

4.

Was nennt man jetzt die „goldene Mittelstraße?“ — Die Straße, die zu goldenen Mitteln führt.

5.

Für die Industrie geschieht Alles, nichts für die Moral, Alles für den Handel, nichts für den Wandel. Darum sind die Handelsartikel zu Glaubensartikeln geworden, und die Glaubensartikel zu Handelsartikeln.

6.

Vor Zeiten, da waren noch gute Zeiten, da gingen sechzig auf ein Schock, dreißig auf ein Mandel, zwölf auf ein Dutzend und zwei auf ein Ehepaar!

Laue Gedanken im Antonibad.

Temperatur: 27 Grad.

1.

Nie ist das Urtheil der Menschen weniger werth gewesen, als seit Erfindung des Papiergeldes, denn sie urtheilen Alle nach dem Schein.

2.

Menschen und Kornähren sind gleich: je leerer der Kopf, desto leichter und tiefer bücken sie sich.

3.

Was ist für ein Unterschied zwischen einem Courmacher und einem Verliebten? — Der Courmacher hat immer reine, der Verliebte hat immer schmutzige Wäsche.

4.

Diogenes trug nicht nur eine Laterne, mit welcher er Menschen suchte, sondern für den Fall, daß er Menschen finden sollte, trug er auch einen — Knittel!

Gedanken im Frauenbad.

Temperatur: 26 Grad.

1.

Die Frauenzimmer wissen einen gescheidten Menschen nicht eher zu schätzen, bis sie einen — dummen Kerl geheirathet haben.

2.

Was ist der Unterschied zwischen einem Frauenzimmer und einem brennenden Licht? — Ein brennendes Licht brennt für den, von dem es geputzt wird; ein Frauenzimmer hingegen wird oft von diesem geputzt und brennt für einen Andern.

3.

Es gibt eine Classe Frauenzimmer, die machen's mit ihren Kleidern, wie gewisse Engros-Händler mit ihrem Waarenlager: wenn die Liebhaber nicht kommen, fangen sie an — auszuschneiden!

4.

Die Schönheit einer Frau und die Schönheit eines Witzes wird nur erkannt, wenn viele beisammen sind.

5.

Im Allgemeinen sind die Frauen ganz andere Männer, als die Männer, und die Männer ganz tüchtigere Weiber, als die Weiber!

6.

Jede Frau ist ein Buch, noch so schön und noch so gut, hintendrein doch immer ein — kleines Fehlerverzeichniß.

Armselige Gedanken im Bettlerbad.

1.

Die Großmuth ist eine lüderliche Person: wenn man ihr keine Schranken setzt, geht sie durch!

2.

Geld und Credit! Zwei rare Sachen! Geld braucht man am meisten, wenn man's nicht hat, und Credit hat man am meisten, wenn man ihn nicht braucht!

3.

Eine der elendsten Redensarten des Menschen ist, wenn er sagt: „Dieser Mensch verdient kein Mitleid!" Mitleid und verdienen! Mitleid muß man schenken, nur Taglohn muß verdient werden.

4.

Die Menschen weinen viel über das Unglück anderer Menschen, aber nur im Theater; ihre Augen sind wie die Feuerspritzen: wenn sie probirt werden, gehen sie Alle gut, wenn's aber wirklich brennt, geben sie oft keinen Tropfen her!

Stundenbad-Gedanken, zu denen man allein sein muß.

Temperatur: 29 Grad.

1.

Um Menschen kennen zu lernen, muß man mit ihnen umgehen; um sie zu lieben, muß man ihnen Gutes thun; aber um sie achten zu können, muß man sie — meiden.

2.

Die Menschen beurtheilen den Menschen lüderlicher, als ein Theaterstück; bei einem Theaterstück warten sie wenigstens sein Ende ab, bevor sie aburtheilen, bei einem Menschen aber nicht.

3.

Es ist ein großes Glück, daß die Lüge noch nicht ganz ausgestorben ist, sonst wüßte die Welt gar nicht mehr, was — Wahrheit ist.

4.

Der Geist des Publikums wird satt vom Hunger des — Dichters, der Hunger des Dichters wird hingegen nicht satt vom — Geist des Publikums.

Ursprung-Gedanken mit Karlsbader Salz.

1.

Warum fallen den Männern die Haare früher aus, wie den Frauen? — Weil sie sich den Kopf mehr kratzen müssen.

2.

Es gibt Leute, die alle geistreichen und ausgezeichneten Menschen hassen; sie sind wie die Lämmergeier, sie fallen ihre Beute nur dann wüthend an, wenn sie sich erheben und hoch fliegen!

3.

Die Dummheit ist eine solidere Eigenschaft, als die Klugheit, der Geist leidet an Altersschwäche, aber ein dummer Kerl nimmt im Alter an Dummheit immer zu.

4.

Die Frauenzimmer sind und gleichen allen Getränken: Sie sind wie der Kaffee: am Tage machen sie Kopfweh und am Abend echauffiren sie! Sie sind wie Bier: wenn sie einmal in der Jugend nicht einschlagen, so ist Malz und Hopfen verloren; sie sind wie der Wein: sie berauschen, und nachher kommt der Katzenjammer; und sie sind wie das Wasser: die Stillen sind betrüglich, die Lauten sind störend, die Tiefen sind gefährlich, und nur bei den Seichten kann man bis auf den Grund schauen! Die Männer sind wie Kaffee, aber die meisten sind eine Melange, und am unleidlichsten sind sie, wenn sie Grundsätze haben wollen!

Der Auswanderer.

Ein Grab liegt da im dunklen Haine,
Und auf dem Grabe kniet ein Mann;
An seiner Seit' das Kind, das kleine,
Das sieht betrübt den Grabstein an.
Den Mann verzehrt ein tiefer Kummer,
Weil Gattin und geliebtes Kind
An einem Tag zum ew'gen Schlummer
Hier in das Grab gegangen sind.
Er weint und betet, und spricht leise
In's Grab hinab sein Abschiedswort;
Er schickt sich an zur weiten Reise,
Es treibt ihn fort von diesem Ort;
Er spricht: „Leb' wohl, mein Weib, mein treues,
Mein süßes Kind, mein Herz, leb' wohl!
Ich suche mir ein Land, ein neues,
Am fernen, fernen Meerespol;
Mein lebend Kind führ' ich von hinnen,
Ich will's erzieh'n im besser'n Land,
Will bess're Zukunft ihm gewinnen,
Vom Joche frei und Sclavenband!
Lebt wohl darum, ihr theuren Todten,
Den Todten ist d i e Erde leicht,
Doch schwerer wird sie Dem geboten,
Der auf ihr in dem Joche keucht!" —

Dann wandert er hinweg entschlossen,
 Sein Kind führt er an seiner Hand,
Und singt verstimmt, und singt verdrossen
 Zurück vom fernen Meeresstrand:
— „Mich treibt es fort von meinem Volke,
 Mein Vaterland ist mir vergällt,
Es liegt wie eine Opferwolke
 Vor mir die neue, zweite Welt.
Aus Deutschlands düstern Waldesräumen,
 Wo Alles, Alles mich betrog,
Mein Hoffen, Wünschen und mein Träumen,
 Die Sehnsucht mich zur Meerfahrt zog.
Leb' wohl, du deutsche Erde,
 Leb', deutscher Boden, du denn wohl,
Der Himmel sprech' ein neues „Werde"
 Für mich an einem neuen Pol!
Leb' wohl, du schönstes Land der Länder,
 Lebt, Ströme, wohl, wo deutsch man spricht,
Rhein, Elbe, Donau, gold'ne Bänder,
 Die um den Leib ein Gott dir flicht;
Leb' wohl, du Land der Nixen, Elfen,
 Des Rübezahl, der Lore-Lei,
Und könnten Märchen dir nur helfen,
 So wärst du groß und stark und frei! —
Leb' wohl, du Land der Herzenstreue,
 Du schöne, blonde, deutsche Frau,
Du Auge, voll von Himmelsbläue,
 Du Auge, voll von Himmelsthau!
Leb' wohl, du deutsche Liederwelle,
 Die sich mit Veilchen sanft bespricht,
Du gleichst so ganz der Wiesenquelle,
 Die murmeln kann, doch rauschen nicht!

Leb' wohl, du deutsche Eichenkrone,
Galläpfelvoller Eichenast!
Du wirst dem deutschen Geist zum Lohne,
Weil du nicht Frucht, nicht Blüte hast.
Leb' wohl, du Land, so traumbefangen,
Vom Schlummer glücklich angeglüht,
Ich küsse scheidend dir die Wange,
Küss' scheidend dir das Augenlid!
Leb' wohl! Es ändert sich die Scene!
Mein Schicksal ruft: zu Meer! zu Meer
Es pocht das Herz, es fällt die Thräne,
Die Welle streckt die Arme her!
Das Schiff liegt da, ein Sarg aus Bretern,
Für Jeden, der von hinnen fährt;
Ich steig' hinein, nach Sturm und Wettern
Verlass' ich scheidend diese Erd',
Uns beide tragen dunkle Wogen
Zur Ruhestätt' durch Meeresfeld,
Und dort steig' aus des Sarges Bogen
Ich aus in einer bess'ren Welt!" —
Das Schiff zieht fort mit weißen Schwingen,
Der Sänger in die Wellen sieht,
Delphine tauchen auf und singen
Dem Schiffenden ein Heimatslied:
„Die Heimat ist, wo and're Herzen
Mit uns'rem Herzen Eins gemacht,
Mit uns gefühlt bei uns'ren Schmerzen,
Mit uns geweint, mit uns gelacht,
Mit uns geklagt dieselbe Klage,
Mit uns gesungen selbes Lied,
Gebetet in derselben Sprache
Und an demselben Grab gekniet!

Die Heimat wird nicht da geboten,
Wo unser Jugendleben lag,
Heimat ist, wo man seine Todten
Besucht am Allerseelen-Tag!“ —
So klang das Lied, der Sänger lauschte,
Im Arme sein geliebtes Kind,
Das Meer ging hoch, die Welle rauschte,
Zum Sturme ward der günst'ge Wind.
Und in den unermess'nen Tiefen
Erwachen Kräfte, wunderbar,
Und alle Schrecken, die da schliefen.
Und alle Geister der Gefahr!

Erst Geflüster,
Hohl und düster,
In den Wogen;
Dann kommt's lauter
Und vertrauter
Angezogen.

Kleine Wellen, grüne Zwerge,
Werden Riesen, werden Berge,
Schreiten auf der Wasserhaide
Geistergleich im weißen Kleide.
Schleppend rauscht ihr Silbermantel,
Und die Windsbraut, die Tarantel,
Nicht im Zaume mehr zu halten,
Stürzt mit wüthenden Gewalten
Aus des Mantels weißen Falten,
Um das Schiff im Nu,
Sonder Rast und Ruh',
Bei der Wimpel Haare zu ergreifen,
In den wilden Tanz zu schleifen, —

Und des Meeres Riesenorgel pfeifen
Wild und grell ihr Lied dazu!
Und der Tag verhüllt sich Aug' und Brauen
Mit der dunklen Wolkenhand,
Aufgethürmte Wellen bauen
Sich den Weg zum Wolkenrand,
Doch zurück in's Meeres Becken,
Und mit ihnen tausend Schrecken
An das morsche Schiff zu lecken,
Schleudert sie des Blitzes Brand!
Dieses treibt, ein Spiel der Wellen,
Treibt auf Wogen wild herum,
Mast und Segelbaum zerschellen,
Und der Steuermann steht stumm.
Und das Kind in seinen Armen
Hält der Sänger dicht und fest,
Und das Kind will nicht erwarmen,
Starr ist es und ganz durchnäßt,
Und es weint und bebt und zittert,
Ist sich seiner kaum bewußt, —
Wie es stürmet und gewittert,
Wie der Blitz den Mast zersplittert,
Schmiegt sich's an des Vaters Brust,
Seine gold'nen Löck'chen tropfen
Auf des Vaters bitt'res Herz,
In dem kleinen Herzchen klopfen
Furcht und Angst und Heimweh-Schmerz.
„Mutter, Mutter!“ flüstert's leise,
„Möchte meine Mutter seh'n!
Bin schon müd' von weiter Reise,
Möchte zu der Mutter geh'n!“

Und die bleichen Lippen lallen
Einmal noch: „Lieb' Mutter du!"
Und die kleinen Augen fallen
Ihm alsdann auf ewig zu! — —
Und der Sturm ist verflogen,
Und das Meer ist wieder blau,
Golden steigt der Regenbogen
Durch des Himmels prä'chtgen Bau;
Und die Schiffer zieh'n von hinnen,
Betend laut ein Dankgebet,
Doch in Schweigen und in Sinnen
Schmerzerstarrt der Sänger steht.
Hält im Arm die kleine Leiche,
Die hinab soll in das Meer, —
Aus dem dunklen Wasserreiche
Singen die Delphine her:
„Die Heimat wird nicht da geboten,
Wo unser Jugendleben lag,
Heimat ist, wo man seine Todten
Besucht am Allerseelen-Tag!"
Und das Kind, nach wenig Stunden
Nimmt man's von des Vaters Seit',
Auf ein Bret wird es gebunden,
Und der Stein ist schon bereit!
Nicht ein Grab wird ihm gegraben
Im geweihten Erdenschooß,
Nicht ein Kreuzchen soll es haben,
Nicht den kleinsten Kranz aus Moos;
Schlafen soll es ganz alleine
Auf des Meeres ödem Grund,
Elternauge auch nicht weine
Auf sein Grab zur frommen Stund'.

— Glücklich sind noch d i e zu nennen,
Und ihr Schmerz ist wohlgemuth,
Die den Ort, die Stelle kennen,
Wo ihr Kind im Tode ruht!
Denn sie können zu ihm ziehen,
Noch so fern am Wanderstab,
Können weinend, betend knien
An dem lieb gewordn'en Grab;
Können eine Blume brechen,
Als ob das Kind sie begehr',
Können mit dem Kinde sprechen,
Gleich als ob's am Leben wär';
Können beten, können klagen
An der kleinen Lebensgrott',
Können sich's zum Troste sagen:
„Allhier ruht mein Kind in Gott!"
Diesen Trost sollt' er nicht haben,
Unser Sänger, schmerzdurchtränkt,
Denn sein Kind wird nicht b e g r a b e n,
Denn sein Kind wird blos v e r s e n k t!
Schmerzgebeugt, vom Gram zerrissen,
Starr am Bord der Sänger hält,
Sieht schmerzerfüllt die Segel hissen,
Sieht schmerzerfüllt die neue Welt!
„Die neue Welt!" ihm engt's den Odem,
Die neue Welt, sein Hoffnungsland,
Mit Schauer tritt er auf den Boden,
Erglüht in schönem Sonnenbrand;
Er wandert fort vom lauten Strande,
Er wandert in dem langersehnten Lande,
Und alle Wünsche nimmt er mit!

Er zieht nach Süden, zieht nach Norden,
Er sucht sein Völker-Ideal! —
Da stößt er bald auf Sclavenhorden,
Die Füße wund, die Scheitel kahl,
Am langen Seil gekoppelt ihre Leiber,
Verkauft um eine Hand voll Geld,
Gehetzt vom wilden Troß der Treiber
Im Sonnenbrand ohn' Dach und Zelt!
Dann setzt in jene Zuckermühlen
Er seinen Schritt, bestürzt und stumm,
Ein Heer von schwarzen Menschen wühlen
Gespenstern gleich die Kessel um;
Die Peitsche herrscht auch hier nicht minder,
Man jagt sie peitschend in die Fluth,
Mit rothem Blut der schwarzen Kinder
Gewinnt man weißen Zuckerhut!
Und fort treibt's ihn mit wilden Blicken,
Er geht, wo freie Stämme sind,
Er sieht den Schatz des Land's, Fabriken,
Mit Pferden eingespannt das Kind!
Da treibt der Habsucht wilde Hyder
Die Kinder an so Tag und Nacht,
Wie Spul' und Rad sind ihre Glieder
In's Triebwerk peinlich angebracht! —
Dann sucht er heim die reichen Städte,
Wo hoch zu Thron der Mammon sitzt,
Wo man regieret die gold'nen Drähte
Der freien Puppe, schön geschnitzt;
Und Allem, dem er wollt' entrinnen,
Begegnet er hier wieder neu,
Denn von den Giebeln, von den Zinnen
Spricht hier der Egoismus frei!

Und Zwietracht, Hader und Parteiung
Im Leben auch in Kirch' und Staat,
Zerwürfniß hier und dort Parteiung,
Und nur die Selbstsucht sitzt im Rath!
Und jener Stolz herrscht hier unsäglich,
Der widerlichste Stolz der Welt,
Der Stolz so hohl, schal, unerträglich,
Der leerste Stolz — der Stolz auf Geld!
Da flieht der Sänger fort vom Lande,
Im Herzen bitterlich zerfleischt,
Er kehrt zurück zum deutschen Lande,
Von neuer Welt gar sehr getäuscht!
Er sagt sich selbst mit süßem Schrecken,
Mit wehmuthsvoller Schauerlust:
„Willst du die bess're Welt entdecken,
So such' sie in der eig'nen Brust;
Du siehst sie nicht, du mußt sie ahnen,
Sei wie Columbus überzeugt,
Dann find'st du schon die sich'ren Bahnen,
Daß sie vor dir in's Leben steigt!"
Es treibt ihn fort vom Inselvolke,
Die neue Welt ist ihm vergällt,
Er sieht wie eine Opferwolke
Vor sich die deutsche alte Welt.
Die Küste naht, ein süßer Schauer
Durchrieselt sein erstarrt Gemüth,
Der Heimatshimmel ist ja blauer,
Die Heimatsrose schöner blüht,
Der Heimatsboden ist viel weicher,
Das Heimatsleid thut minder weh,
Die Heimatsarmuth ist doch reicher,
Als Reichthum über fernem See! —

Und die Delphine wieder scherzen
Singend um das Schiff ganz sacht:
„Die Heimat ist, wo and're Herzen
Mit uns geweint, mit uns gelacht,
Die Heimat wird nicht da geboten,
Wo unser Jugendleben lag,
Sie ist, wo man die theuren Todten
Besucht am Allerseelen-Tag!“

Konditorei des Jokus.

1.

Oeffentlicher Verkauf kritischer Phrasen.

Jedes Handwerk hat seinen goldenen Boden; warum nicht auch die Kritik, da sie doch schon einmal zum Handwerk geworden ist? Vielleicht aber hat unsere Kritik deshalb keinen goldenen Boden. weil sie bodenlos ist.

Jedes andere ehrliche Handwerk will gelernt sein, man wird nach und nach Lehrbub, Wandergeselle, Meister; nur das kritische Handwerk wird nicht gelernt, da fallen Bube und Meister zusammen.

Warum müßte nur ein Recensent nicht wandern und fechten? In jedem Orte müßte eine Recensenten-Herberge sein für wandernde junge Kritiker. Wenn die Recensenten fechten gingen, so würden sie ihre Meinung wenigstens verfechten und ausfechten lernen, und sich nicht selbst von tausend Teufeleien anfechten lassen.

Das kritische Handwerk braucht nicht gelernt zu werden, man lernt vom Zusehen, man sieht zu, wie's die Andern machen und macht es nach. Man schafft sich das Geräthe an, das Handwerkzeug, die Farben und die Patronen, und man ist ein Recensent auf eigene Faust. Es gibt verschiedene Arbeiten, in denen kein neuer

Ausdruck erfunden wird; der Bergbau behält seinen „Schwaden — einfahren — Grubenlicht — Glückauf! — Teufe“ u. s. w. Die Schifffahrt hat ihr „Bugsiren — Beilegen — Kielholen — Ankerlichten“ u. s. w. — und die Kritik hat ihre stehenden, unwandelnden Ausdrücke: „Wacker! — Platzausfüllen — glänzender Erfolg — ergötzliche Darstellung — leistete Erfreuliches“ — und dann die ewigen, überall angebrachten Verzierungen und Arabesken: übertraf sich selbst! — in sich gerundete Darstellung — entwickelte glühendes Feuer — entwickelte erhabenen Schwung — entwickelte eine Rundung der Idee“ und das ganze Heer der namenlosen „Entwicklungen“, in die sich der Kritiker so gerne verwickelt.

Unlängst starb in einer kleinen deutschen Provinzstadt ein großer deutscher Kritiker, der einen ganzen Apparat von solchen Farbentaschen und Patronen, und einen ganzen Pack aufgehäufter Phrasen zum beliebigen Gebrauch für plötzliche Recensenten und unvorhergesehene Kritiker hinterließ.

Die Witwe des wackern Verblichenen, der jetzt „seinen Platz ausfüllt“, bietet folgende einzelne Sätze und Ausdrücke um den beigefügten Preis an kauflustige kritische Anfänger und Auslasser gegen gleich baare Bezahlung an. „Das Publikum verließ zufrieden das Haus“ 30 kr.

Das ist sehr billig. Man muß nur den Doppelsinn recht auffassen; wenn ein Publikum das Haus verläßt, ist es immer zufrieden.

„Beurkundete ein Eindringen in seine Rolle“ . . . . 1 fl. 12 kr.

Die Urkunde vertheuert das Ding ein wenig.

„Führte seinen Part mit angemessener Ruhe bis ans Ende durch“ 2 fl. und eine Flasche Bier.

Der Part will aparte honorirt sein.

„Das künstlerische Streben dieses aufschwingenden Talentes verdient anerkennende Ermunterung“ . . . . 3 fl. 36 kr.

Bitte aber, auch diesen schönen Maccaroni-Satz zu betrachten. Eine wahre Freude!

„Die Auffassung des schwierigen Charakters wurde von dem durchbringenden Geiste bis ans Ende glücklich gelöst“ —

Ist käuflich nicht an sich zu bringen und blos gegen zehn geliehene Gulden als ein Pfand bei dem betreffenden Künstler zu versetzen.

„Eine anmuthige Erscheinung“ . . . . . 15 kr.

„Kraft, Feuer, Gluth, Sicherheit, Delikatesse, Schmelz, Begeisterung und Liebreiz vereinen sich im Vortrage dieser geistvollen Künstlerin zu einem durchaus ganz vollkommenen Ganzen“ — 25 fl. baar, ein kleines Geschenk und zwei Mahlzeiten mit Champagner non moussé.

Ich bin überzeugt, daß das Alles für obige schöne, runde, wattirte und gestopfte Phrase nicht zu viel ist.

„Errang den Doppel-Lorbeer des Trauerspiels und Lustspiels“ —

Ueber diesen lieblichen Satz muß man sich mit Demjenigen, dem er beigebracht werden soll, auf Privatweg vergleichen. — Der Satz ist unbezahlbar.
„Der Roscius unserer Zeit" . . . 6 Dukaten.
u. s. w., u. s. w.

Wer drei dieser Phrasen zusammen ersteht, bekommt darauf eine Hand voll von: „Verwendbarkeit" — „wacker" — „genügende Anforderung" — „vielseitig gebildet" — „erregte Theilnahme" — „effectuirte glücklich" — „führte glücklich zu Ende" — „Beweise von Theilnahme" 2c. 2c.

2.

Kritische Analekten.

Warum soll das kritische Auge nicht eben so gut auf die Ysopblättchen und Milbenprodukte der Schöngeistigkeit, als auf ihre Pisangblätter und Mammouthsknochen gerichtet sein? Steckt nicht zuweilen in einem winzigen Fingerhute ein besserer Kopf und wenn es auch nur ein Nagelkopf wäre, als in großen Plüsch-, Sturm- und Filzhüten? Wie kärglich ist noch der Acker der Kritik bebaut! Brach liegen schöne Felder, und fette Gründe sind nicht urbar gemacht! Zum Beispiel die Kritik der Stammbücher! Welch ein Fund bietet sich dem menschlichen Geiste nicht in ihnen dar! welch ein Schatz von Schlafrockgedanken und Cravattengefühlen! welche niederträchtige Zärtlichkeit bei der erhabensten Hirnlosigkeit! welche infame Originalität bei der

hinreißendsten Unwissenheit! welche zerschmetternde Orthographie bei der correctesten Albernheit! diese Fülle der Leerheit bei diesem systematischen Nichts! diese bescheidene Unverschämtheit bei dieser blödesten Zudringlichkeit! diese Enthaltsamkeit des Witzes bei diesem Ueberflusse an gänzlichem Mangel!

Dann die Neujahrs-, Namens- und Geburtstags-Billete! Welche Ausbeute! wie naiv und mystisch! wie kurz und unbändig! Dann die Weihnachtskuchen-Chrestomathie! die Bauernkalender-Phraseologie! sodann die Blumenlese auf den Wachsfiguren unter Sturzgläsern, die alle einen Versegürtel haben! und zuletzt endlich die Bonbons-Literatur und die Konditorei-Devisen! Welch süßer Kern steckt für den Forscher unter dieser poetischen Fülle! diese Einfalt bei dieser Vielfältigkeit! dieser auffallende Witz bei dieser Hinfälligkeit der Gelegenheit! diese üppige Fülle des Reimes bei dieser wollüstigen Leere des Sinnes! diese orientalische Gluth des Ausdrucks bei diesem grönländischen Frost des Eindrucks! Diese Schnelligkeit der Ueberraschung bei dieser Langweiligkeit der Vorbereitung! diese Einbildungskraft des Beschauens bei dieser Bildlosigkeit der Bilder! Doch genug! mir war der Ruhm vorbehalten, den ersten Fingerzeig zu dieser Gattung der Kritik gegeben zu haben, und ich beginne dieses süße Recensirgeschäft bei unsern Bonbons.

Ein Bratspieß, an welchem vier Herzen stecken, mit der Unterschrift: „Sie brennen und braten alle für Dich.“

Kann man sich deutlicher und heißer ausdrücken? Ist dieser Styl nicht viel klarer, als unsere Journal-Gedichte? Ein Herz, das am Bratspieße steckt! zärtliche Herzen, für die der sentimentale Spieß ein Braten ist! Bis jetzt glaubte man, ein Herz müsse blos für den Gegenstand seiner Liebe brennen, aber nein, es muß auch braten für die Geliebte, und so ist sie doch sicher, daß sie kein rohes Herz bekommt!

> Zwei Augen und ein Mund mit einem Schlosse, und die Unterschrift: „Sieh' und hör' die ärgsten Possen, doch Dein Mund sei stets verschlossen!"

Das ist erstens eine stumme Klage gegen die Vorsehung, daß wir zwei Augen, um uns zu verlieben, und nur einen Mund zum Küssen und zum Geständniß haben. Die Unterschrift hat gewiß ein Vorstadt-Dichter für einen Vorstadt-Recensenten ausgesetzt, und der Konditor bezieht es auf die Liebe.

> Eine Rose und eine Lilie, mit der Devise: „Nur die Rose und Lielie sei stets Deine Dielie!"

Ich wette, das ist irgend ein Operntext, vielleicht aus der „Euryanthe", und als Operntext ist er köstlich. Zu was auch einen bessern, man versteht unsere Sängerinnen doch ohnehin nicht!

> Ein Gewölk, woraus ein Blasebalg-Amor herunterhängt, mit den Worten: „In Deinen Schooß er fällt, weil's ihm so gefällt."

Welch ein armer, reicher Reim! Aber wie groß ist die Satyre! Wenn Amor jetzt unsere Art zu lieben sieht, so muß er aus den Wolken fallen!

Dito ein ziegelfarbener Amor auf einem Steckenpferde: „Ein Mädchen, das mir Geld beschert, ist mein liebstes Steckenpferd!"

Welch ein offenherziger Amor! das ist der alte Amor nicht mehr, sondern ein ganz moderner! Unsern Jünglingen, wenn sie auch sonst für gar keine Wissenschaft Sinn haben, muß man es doch lassen, daß sie große Numismatiker oder Münzenliebhaber sind; sie sehen immer mit einem Auge auf das Gesicht der Braut, und mit dem andern auf das Münzengesicht.

Ein Mädchen, das einem Schafe einen grünen Kranz aufsetzt, mit den Worten: „Willst Du schön und reizend sein, so bewahre Deine Tugend!"

Wahrhaftig, so etwas läßt sich nur ein completes Schaf sagen! Es ist gewiß ein Myrthenkranz; denn die Mädchen schenken diesen am liebsten an einen Schafskopf! Aber wie soll ein Schaf die Tugend bewahren? Die Tugend eines Schafes ist, daß es geschoren wird; also meint die Schöne: „Geliebter, bewahre Deine Tugend und laß Dich in Deiner Dummheit brav von mir scheren!"

Ein noch reiferes Feld bieten die „Traumbüchlein" dar, zum Beispiel das „Augsburgische Traumbuch" nebst „Auslegung und beigesetzten Nummern", mit dem Motto: „Das Glück ist immer kugelrund." Im Vorworte

heißt es: „Träume sind Bewegungen des Gemüthes und des Leibes, welche von innerlichen Feuchtigkeiten entstehen; je mehr die eine oder die andere überflüssig ist, redigirt sie den andern Theil!"

Das A beginnt folgendermaßen:

„Affe, Glück in der Liebe."

Das ist sehr sinnig!

B.

„Blind sein, ist Unglück."

Eine anerkannte Wahrheit!

„Bücher lesen, ist Traurigkeit."

Ach ja! leider gar zu oft!

C.

„Comödie spielen, ist üble Nachrede."

Das sind die Recensenten, die nach der Comödie übel reden.

D.

„Dinte brauchen, ist Mühseligkeit."

Jeder Schriftsteller seufzt hier sein: O ja!

F.

„Flöhe fangen, } zeigt auf Unruh', ist Zänkerei."
„Frau nehmen, }

Ein vertrackter Traumdichter! Diese zwei F sind wirklich Unruhe aus dem ff!

G.

„Gans sehen, ist Ehre."

O, wie oft sagt man zu einer Gans: „Es freut mich, die Ehre zu haben," u. s. w.

H.

„Hunde, kleine, die bellen, große Freude."

Es gibt auch gar keine größere Freude, als sich von kleinen Hunden angebellt zu sehen.

L.

„Lumpen, sind heimliche Feinde."

Gewiß; denn heimliche Feinde sind Lumpen.

N.

„Narren sehen, ist Freude."

Aristipp hat also doch Recht: das Leben ist voller Freude! Wie Wenige gibt es, die sagen können: „Der Mensch ist zur Freude nicht gemacht!"

P.

„Perlen, bedeuten Thränen."

Aha, Fräulein Galotti, bin ich Ihnen auf die Spur gekommen? Zuweilen bedeuten umgekehrt die Thränen der Frau, daß sie Perlen will.

„Pfeifen, bedeutet Trübsal."

Ist das wahr, ihr Lokalpossen-Fabrikanten?

R.

„Räuber, sind gute Freunde."

Wie tief! denn sind es nicht oft unsere guten Freunde, die unsere Ehrenräuber sind?

S.

„Stehlen, bedeutet Gewinnst mit geringer Mühe."

Wie fein herauscalculirt! Zum Beispiel ein Dichterlein stiehlt ein Stück und verkauft's unter seinem Namen an die Bühne, so ist das ein Verdienst mit geringer Mühe.

Ausdruck erfunden wird; der Bergbau behält seinen „Schwaden — einfahren — Grubenlicht — Glück-auf! — Teufe" u. s. w. Die Schifffahrt hat ihr „Bugsiren — Beilegen — Kielholen — Ankerlichten" u. s. w. — und die Kritik hat ihre stehenden, unwandelnden Ausdrücke: „Wacker! — Platzausfüllen — glänzender Erfolg — ergötzliche Darstellung — leistete Erfreuliches" — und dann die ewigen, überall angebrachten Verzierungen und Arabesken: übertraf sich selbst! — in sich gerundete Darstellung — entwickelte glühendes Feuer — entwickelte erhabenen Schwung — entwickelte eine Rundung der Idee" und das ganze Heer der namenlosen „Entwicklungen", in die sich der Kritiker so gerne verwickelt.

Unlängst starb in einer kleinen deutschen Provinzstadt ein großer deutscher Kritiker, der einen ganzen Apparat von solchen Farbentaschen und Patronen, und einen ganzen Pack aufgehäufter Phrasen zum beliebigen Gebrauch für plötzliche Recensenten und unvorhergesehene Kritiker hinterließ.

Die Witwe des wackern Verblichenen, der jetzt „seinen Platz ausfüllt", bietet folgende einzelne Sätze und Ausdrücke um den beigefügten Preis an kauflustige kritische Anfänger und Auslasser gegen gleich baare Bezahlung an. „Das Publikum verließ zufrieden das Haus" 30 kr.

Das ist sehr billig. Man muß nur den Doppelsinn recht auffassen; wenn ein Publikum das Haus verläßt, ist es immer zufrieden.

„Beurkundete ein Eindringen in seine Rolle“ . . . . 1 fl. 12 kr.

Die Urkunde vertheuert das Ding ein wenig.

„Führte seinen Part mit angemessener Ruhe bis ans Ende durch“ 2 fl. und eine Flasche Bier.

Der Part will aparte honorirt sein.

„Das künstlerische Streben dieses aufschwingenden Talentes verdient anerkennende Ermunterung“ . . . . 3 fl. 36 kr.

Bitte aber, auch diesen schönen Maccaroni-Satz zu betrachten. Eine wahre Freude!

„Die Auffassung des schwierigen Charakters wurde von dem durchdringenden Geiste bis ans Ende glücklich gelöst“ —

Ist käuflich nicht an sich zu bringen und blos gegen zehn geliehene Gulden als ein Pfand bei dem betreffenden Künstler zu versetzen.

„Eine anmuthige Erscheinung“ . . . . . 15 kr.

„Kraft, Feuer, Gluth, Sicherheit, Delikatesse, Schmelz, Begeisterung und Liebreiz vereinen sich im Vortrage dieser geistvollen Künstlerin zu einem durchaus ganz vollkommenen Ganzen“ — 25 fl. baar, ein kleines Geschenk und zwei Mahlzeiten mit Champagner non moussé.

Ich bin überzeugt, daß das Alles für obige schöne, runde, wattirte und gestopfte Phrase nicht zu viel ist.

„Errang den Doppel-Lorbeer des Trauerspiels und Lustspiels“ —

Ueber diesen lieblichen Satz muß man sich mit Demjenigen, dem er beigebracht werden soll, auf Privatweg vergleichen. — Der Satz ist unbezahlbar.
„Der Roscius unserer Zeit" . . . 6 Dukaten.
u. s. w., u. s. w.

Wer drei dieser Phrasen zusammen ersteht, bekommt darauf eine Hand voll von: „Verwendbarkeit" — „wacker" — „genügende Anforderung" — „vielseitig gebildet" — „erregte Theilnahme" — „effectuirte glücklich" — „führte glücklich zu Ende" — „Beweise von Theilnahme" &c. &c.

2.

Kritische Analekten.

Warum soll das kritische Auge nicht eben so gut auf die Ysopblättchen und Milbenprodukte der Schöngeistigkeit, als auf ihre Pisangblätter und Mammouthsknochen gerichtet sein? Steckt nicht zuweilen in einem winzigen Fingerhute ein besserer Kopf und wenn es auch nur ein Nagelkopf wäre, als in großen Plüsch-, Sturm- und Filzhüten? Wie kärglich ist noch der Acker der Kritik bebaut! Brach liegen schöne Felder, und fette Gründe sind nicht urbar gemacht! Zum Beispiel die Kritik der Stammbücher! Welch ein Fund bietet sich dem menschlichen Geiste nicht in ihnen dar! welch ein Schatz von Schlafrockgedanken und Cravattengefühlen! welche niederträchtige Zärtlichkeit bei der erhabensten Hirnlosigkeit! welche infame Originalität bei der

hinreißendsten Unwissenheit! welche zerschmetternde Orthographie bei der correctesten Albernheit! diese Fülle der Leerheit bei diesem systematischen Nichts! diese bescheidene Unverschämtheit bei dieser blödesten Zudringlichkeit! diese Enthaltsamkeit des Witzes bei diesem Ueberflusse an gänzlichem Mangel!

Dann die Neujahrs-, Namens- und Geburtstags-Billete! Welche Ausbeute! wie naiv und mystisch! wie kurz und unbändig! Dann die Weihnachtskuchen-Chrestomathie! die Bauernkalender-Phraseologie! sodann die Blumenlese auf den Wachsfiguren unter Sturzgläsern, die alle einen Versegürtel haben! und zuletzt endlich die Bonbons-Literatur und die Konditorei-Devisen! Welch süßer Kern steckt für den Forscher unter dieser poetischen Fülle! diese Einfalt bei dieser Vielfältigkeit! dieser auffallende Witz bei dieser Hinfälligkeit der Gelegenheit! diese üppige Fülle des Reimes bei dieser wollüstigen Leere des Sinnes! diese orientalische Gluth des Ausdrucks bei diesem grönländischen Frost des Eindrucks! Diese Schnelligkeit der Ueberraschung bei dieser Langweiligkeit der Vorbereitung! diese Einbildungskraft des Beschauens bei dieser Bildlosigkeit der Bilder! Doch genug! mir war der Ruhm vorbehalten, den ersten Fingerzeig zu dieser Gattung der Kritik gegeben zu haben, und ich beginne dieses süße Recensirgeschäft bei unsern Bonbons.

Ein Bratspieß, an welchem vier Herzen stecken, mit der Unterschrift: „Sie brennen und braten alle für Dich.“

Kann man sich deutlicher und heißer ausdrücken? Ist dieser Styl nicht viel klarer, als unsere Journal-Gedichte? Ein Herz, das am Bratspieße steckt! zärtliche Herzen, für die der sentimentale Spieß ein Braten ist! Bis jetzt glaubte man, ein Herz müsse blos für den Gegenstand seiner Liebe brennen, aber nein, es muß auch braten für die Geliebte, und so ist sie doch sicher, daß sie kein rohes Herz bekommt!

Zwei Augen und ein Mund mit einem Schlosse und die Unterschrift: „Sieh' und hör' die ärgsten Possen, doch Dein Mund sei stets verschlossen!"

Das ist erstens eine stumme Klage gegen die Vorsehung, daß wir zwei Augen, um uns zu verlieben, und nur einen Mund zum Küssen und zum Geständniß haben. Die Unterschrift hat gewiß ein Vorstadt-Dichter für einen Vorstadt-Recensenten ausgesetzt, und der Konditor bezieht es auf die Liebe.

Eine Rose und eine Lilie, mit der Devise: „Nur die Rose und Lielie sei stets Deine Dielie!"

Ich wette, das ist irgend ein Operntext, vielleicht aus der „Euryanthe", und als Operntext ist er köstlich. Zu was auch einen bessern, man versteht unsere Sängerinnen doch ohnehin nicht!

Ein Gewölk, woraus ein Blasebalg-Amor herunterhängt, mit den Worten: „In Deinen Schooß er fällt, weil's ihm so gefällt."

Welch ein armer, reicher Reim! Aber wie groß ist die Satyre! Wenn Amor jetzt unsere Art zu lieben sieht, so muß er aus den Wolken fallen!

Dito ein ziegelfarbener Amor auf einem Steckenpferde: „Ein Mädchen, das mir Geld beschert, ist mein liebstes Steckenpferd!"

Welch ein offenherziger Amor! das ist der alte Amor nicht mehr, sondern ein ganz moderner! Unsern Jünglingen, wenn sie auch sonst für gar keine Wissenschaft Sinn haben, muß man es doch lassen, daß sie große Numismatiker oder Münzenliebhaber sind; sie sehen immer mit einem Auge auf das Gesicht der Braut, und mit dem andern auf das Münzengesicht.

Ein Mädchen, das einem Schafe einen grünen Kranz aufsetzt, mit den Worten: „Willst Du schön und reizend sein, so bewahre Deine Tugend!"

Wahrhaftig, so etwas läßt sich nur ein completes Schaf sagen! Es ist gewiß ein Myrthenkranz; denn die Mädchen schenken diesen am liebsten an einen Schafskopf! Aber wie soll ein Schaf die Tugend bewahren? Die Tugend eines Schafes ist, daß es geschoren wird; also meint die Schöne: „Geliebter, bewahre Deine Tugend und laß Dich in Deiner Dummheit brav von mir scheren!"

Ein noch reiferes Feld bieten die „Traumbüchlein" dar, zum Beispiel das „Augsburgische Traumbuch" nebst „Auslegung und beigesetzten Nummern", mit dem Motto: „Das Glück ist immer kugelrund." Im Vorworte

heißt es: „Träume sind Bewegungen des Gemüthes und des Leibes, welche von innerlichen Feuchtigkeiten entstehen; je mehr die eine oder die andere überflüssig ist, redigirt sie den andern Theil!"

Das A beginnt folgendermaßen:

„Affe, Glück in der Liebe."

Das ist sehr sinnig!

B.

„Blind sein, ist Unglück."

Eine anerkannte Wahrheit!

„Bücher lesen, ist Traurigkeit."

Ach ja! leider gar zu oft!

C.

„Comödie spielen, ist üble Nachrede."

Das sind die Recensenten, die nach der Comödie übel reden.

D.

„Dinte brauchen, ist Mühseligkeit."

Jeder Schriftsteller seufzt hier sein: O ja!

F.

„Flöhe fangen, } zeigt auf Unruh', ist Zänkerei."
„Frau nehmen, }

Ein vertrackter Traumdichter! Diese zwei F sind wirklich Unruhe aus dem ff!

G.

„Gans sehen, ist Ehre."

O, wie oft sagt man zu einer Gans: „Es freut mich, die Ehre zu haben," u. s. w.

H.

„Hunde, kleine, die bellen, große Freude."

Es gibt auch gar keine größere Freude, als sich von kleinen Hunden angebellt zu sehen.

L.

„Lumpen, sind heimliche Feinde."

Gewiß; denn heimliche Feinde sind Lumpen.

N.

„Narren sehen, ist Freude."

Aristipp hat also doch Recht: das Leben ist voller Freude! Wie Wenige gibt es, die sagen können: „Der Mensch ist zur Freude nicht gemacht!"

P.

„Perlen, bedeuten Thränen."

Aha, Fräulein Galotti, bin ich Ihnen auf die Spur gekommen? Zuweilen bedeuten umgekehrt die Thränen der Frau, daß sie Perlen will.

„Pfeifen, bedeutet Trübsal."

Ist das wahr, ihr Lokalpossen-Fabrikanten?

R.

„Räuber, sind gute Freunde."

Wie tief! denn sind es nicht oft unsere guten Freunde, die unsere Ehrenräuber sind?

S.

„Stehlen, bedeutet Gewinnst mit geringer Mühe."

Wie fein herauscalculirt! Zum Beispiel ein Dichterlein stiehlt ein Stück und verkauft's unter seinem Namen an die Bühne, so ist das ein Verdienst mit geringer Mühe.

T.

„Taub sein, zeigt gute Ehre an."

In so fern gewiß, als der Mann nichts anhört und die Frau Niemanden erhört.

W.

„Wahrsagen, ist Unglück."

Das heißt: Wahrheit sagen.

Z.

„Zeche bezahlen, ist Verdruß."

O gewiß! das fühlt Niemand mehr, als der Satyriker. Die ganze Welt ergötzt sich an seiner Tafel; doch muß er zu seinem Verdruß die Zeche bezahlen.

Der Priester und der Graf.

Der Graf von Poitiers, der Jägersmann,
Zieht täglich hinaus auf die Jagd,
Die Doggen trieb er d'rauf und d'ran,
Und sprengt hinaus, bevor es noch tagt.
Am Sonntag selbst, mit lautem Hörnerklang
Ritt er der Kirche vorbei, dem Dorf entlang,
Und als die Glocke ertönt zum Morgengebet,
Der Priester des Ortes in der Kirchthür steht,
Und als der Graf heransprengt, auf wildem Roß,
Und hinter ihm hersaust der Jäger Troß,
Der fromme Mann mit mildem Angesicht
Also zum Grafen, dem wilden Jäger, spricht:
„Dich ladet der Herr in sein offenes Haus,
Geh' an dem Sonntag nicht auf Waidwerk aus.
Der Herr, er ruft, er ladet Dich ein,
Tritt zum Gebet in's Heiligthum ein!"
Da lacht der Graf und ruft: „Hopp, hopp!"
Und jagt vorbei im wilden Galopp,
Er letzt sich mehr an Hörnerklang,
Als an Gebet und Meff' und Orgelsang!
Doch nicht ermüdet des Priesters Geduld;
Am nächsten Sonntag steht der Priester wieder da
Und spricht, als er den Grafen vorbeiziehen sah:
„Dich ruft der Herr in Gnade und Huld,
Vergeben ist Dir von letzthin die Schuld,
Dich ladet der Herr in sein offenes Haus,
Geh' an dem Sonntag nicht auf Waidwerk aus!"

Da lacht der Graf und wirft den Kopf empor,
„Laß ab von mir, Du beschwerlicher Thor!
Mich reizt nicht Glocken- und nicht Orgelschall,
Mich reizt der Rüden Gebell und der Peitschen Knall!“
Der Priester bekreuzt sich und schaut zum Himmel hinauf,
Doch gibt der fromme Mann den Grafen nicht auf,
Und wiederum steht er an der Kirchenthür
Und wartet auf den Grafen mit Wehmuth schier.
Und das Glöcklein tönt, welches die fromme Gemein'
Ruft in die Kirche zur Andacht hinein,
Zum Gotteshaus, zur heiligen Stell'!
Da tönt's d'rein von Jagdhörnern hell,
Der Graf ist's, der von wilder Lust entbrannt,
Den Wurfspieß wiegt in mächtiger Hand,
Und als er vorbeikommt auf bäumendem Thier,
Da ruft der Priester wiederum von der Kirchenthür:
„Dich ladet der Herr in sein offenes Haus,
Geh' nicht am Sonntag auf Waidwerk aus!
Ich lade im Namen des Herrn Dich ein,
Du sollst an seinem Tische willkommen ihm sein!“
Der Graf jedoch lacht laut und trotzt ihn an:
„Laß das nur gut sein, Du heiliger Mann!
Der Wald da draußen, das ist mein Tisch,
Mit grünem Tuch und Wildpret frisch,
So komm' Du mit mir, ich lade Dich ein,
Du sollst mir im Walde d'rauß willkommen sein!“
Und spricht's, und höhnt's, und spornt das Roß,
Und saust fort mit seinem Jägergeschoß.
Der Diener Gottes seufzt und also zu sich selber spricht:
„Der Herr verläßt, die ihn verlassen, nicht,
Und kommt der Frevler nicht zum Kirchenaufenthalt,
So sucht er selbst ihn auf in Wüst' und Wald!“

D'rauf eilt er zum Altar und nimmt mit frommer Hand
Das Allerheiligste herunter von der Wand,
Und schreitet still und betend aus dem Kirchlein fort,
Und schreitet still und betend durch den Ort,
Und schreitet still und betend durch Au und Flur
In' Wald hinaus nach des wilden Grafen Spur.
Und wie er immer betend schreitet und blickt empor,
Da schlägt ein heller Hilfruf an sein Ohr;
Der fromme Mann erschrickt, doch zagt er nicht,
Er schreitet vorwärts, indem ein Gebet er spricht,
Und wiederum schlägt ein jammernd Hilfgeschrei
Heraus aus tiefem Wald; und ohne Furcht und Scheu
Verdoppelt der Priester Gebet und Schritt,
Und als er in das tiefste Dickicht tritt,
Da liegt der Graf am Boden, unbewehrt,
Zwei Mörder schwingen über ihn das Räuberschwert.
Der Graf windet sich und ruft mit Angstgeschrei:
„Mein Gott, mein Heiland, steh' mir bei!"
Da tritt der Priester plötzlich aus dem dichten Wald:
„Im Namen des Drei-Einen! sag' ich, Mörder! Halt!"
Und streckt weit vor sich hin die heilige Monstranz,
Die wunderbar erglüht im lichten Sonnenglanz.
Und als der fromme Mann so vor ihnen stand,
Das Venerabile in hocherhob'ner Hand,
Da faßt's die Mörder an, sie steh'n erstarrt,
Sie fühlen in der Brust des Höchsten Gegenwart,
Sie sinken in den Staub und fangen zu beten an,
Und strecken ihre Hand zum frommen Gottesmann,
Und bieten selber sich, in tiefer Sündenreu',
Der Gnade und dem Recht der frommen Clerisei.
Den Grafen aber hat es mächtig übermannt,
Er stürzt auf die Knie und küßt des Priesters Hand,

Kann man sich deutlicher und heißer ausdrücken? Ist dieser Styl nicht viel klarer, als unsere Journal-Gedichte? Ein Herz, das am Bratspieße steckt! zärtliche Herzen, für die der sentimentale Spieß ein Braten ist! Bis jetzt glaubte man, ein Herz müsse blos für den Gegenstand seiner Liebe brennen, aber nein, es muß auch braten für die Geliebte, und so ist sie doch sicher, daß sie kein rohes Herz bekommt!

> Zwei Augen und ein Mund mit einem Schlosse
> und die Unterschrift: „Sieh' und hör' die
> ärgsten Possen, doch Dein Mund sei stets
> verschlossen!"

Das ist erstens eine stumme Klage gegen die Vorsehung, daß wir zwei Augen, um uns zu verlieben, und nur einen Mund zum Küssen und zum Geständniß haben. Die Unterschrift hat gewiß ein Vorstadt-Dichter für einen Vorstadt-Recensenten ausgesetzt, und der Konditor bezieht es auf die Liebe.

> Eine Rose und eine Lilie, mit der Devise: „Nur
> die Rose und Lielie sei stets Deine Dielie!"

Ich wette, das ist irgend ein Operntext, vielleicht aus der „Euryanthe", und als Operntext ist er köstlich. Zu was auch einen bessern, man versteht unsere Sängerinnen doch ohnehin nicht!

> Ein Gewölk, woraus ein Blasebalg-Amor herunterhängt, mit den Worten: „In Deinen
> Schooß er fällt, weil's ihm so gefällt."

Welch ein armer, reicher Reim! Aber wie groß ist die Satyre! Wenn Amor jetzt unsere Art zu lieben sieht, so muß er aus den Wolken fallen!

> Dito ein ziegelfarbener Amor auf einem Steckenpferde: „Ein Mädchen, das mir Geld beschert, ist mein liebstes Steckenpferd!“

Welch ein offenherziger Amor! das ist der alte Amor nicht mehr, sondern ein ganz moderner! Unsern Jünglingen, wenn sie auch sonst für gar keine Wissenschaft Sinn haben, muß man es doch lassen, daß sie große Numismatiker oder Münzenliebhaber sind; sie sehen immer mit einem Auge auf das Gesicht der Braut, und mit dem andern auf das Münzengesicht.

> Ein Mädchen, das einem Schafe einen grünen Kranz aufsetzt, mit den Worten: „Willst Du schön und reizend sein, so bewahre Deine Tugend!“

Wahrhaftig, so etwas läßt sich nur ein completes Schaf sagen! Es ist gewiß ein Myrthenkranz; denn die Mädchen schenken diesen am liebsten an einen Schafskopf! Aber wie soll ein Schaf die Tugend bewahren? Die Tugend eines Schafes ist, daß es geschoren wird; also meint die Schöne: „Geliebter, bewahre Deine Tugend und laß Dich in Deiner Dummheit brav von mir scheren!“

Ein noch reiferes Feld bieten die „Traumbüchlein“ dar, zum Beispiel das „Augsburgische Traumbuch“ nebst „Auslegung und beigesetzten Nummern“, mit dem Motto: „Das Glück ist immer kugelrund.“ Im Vorworte

heißt es: „Träume sind Bewegungen des Gemüthes und des Leibes, welche von innerlichen Feuchtigkeiten entstehen; je mehr die eine oder die andere überflüssig ist, redigirt sie den andern Theil!"

Das A beginnt folgendermaßen:

„Affe, Glück in der Liebe."

Das ist sehr sinnig!

B.

„Blind sein, ist Unglück."

Eine anerkannte Wahrheit!

„Bücher lesen, ist Traurigkeit."

Ach ja! leider gar zu oft!

C.

„Comödie spielen, ist üble Nachrede."

Das sind die Recensenten, die nach der Comödie übel reden.

D.

„Dinte brauchen, ist Mühseligkeit."

Jeder Schriftsteller seufzt hier fein: O ja!

F.

„Flöhe fangen, } zeigt auf Unruh', ist Zänkerei."
„Frau nehmen, }

Ein vertrackter Traumdichter! Diese zwei F sind wirklich Unruhe aus dem ff!

G.

„Gans sehen, ist Ehre."

O, wie oft sagt man zu einer Gans: „Es freut mich, die Ehre zu haben," u. s. w.

H.

„Hunde, kleine, die bellen, große Freude.“

Es gibt auch gar keine größere Freude, als sich von kleinen Hunden angebellt zu sehen.

L.

„Lumpen, sind heimliche Feinde.“

Gewiß; denn heimliche Feinde sind Lumpen.

N.

„Narren sehen, ist Freude.“

Aristipp hat also doch Recht: das Leben ist voller Freude! Wie Wenige gibt es, die sagen können: „Der Mensch ist zur Freude nicht gemacht!“

P.

„Perlen, bedeuten Thränen.“

Aha, Fräulein Galotti, bin ich Ihnen auf die Spur gekommen? Zuweilen bedeuten umgekehrt die Thränen der Frau, daß sie Perlen will.

„Pfeifen, bedeutet Trübsal.“

Ist das wahr, ihr Lokalpossen-Fabrikanten?

R.

„Räuber, sind gute Freunde.“

Wie tief! denn sind es nicht oft unsere guten Freunde, die unsere Ehrenräuber sind?

S.

„Stehlen, bedeutet Gewinnst mit geringer Mühe.“

Wie fein herauscalculirt! Zum Beispiel ein Dichterlein stiehlt ein Stück und verkauft's unter seinem Namen an die Bühne, so ist das ein Verdienst mit geringer Mühe.

T.

„Taub sein, zeigt gute Ehre an."

In so fern gewiß, als der Mann nichts anhört und die Frau Niemanden erhört.

W.

„Wahrsagen, ist Unglück."

Das heißt: Wahrheit sagen.

Z.

„Zeche bezahlen, ist Verdruß."

O gewiß! das fühlt Niemand mehr, als der Satyriker. Die ganze Welt ergötzt sich an seiner Tafel; doch muß er zu seinem Verdruß die Zeche bezahlen.

Der Priester und der Graf.

Der Graf von Poitiers, der Jägersmann,
Zieht täglich hinaus auf die Jagd,
Die Doggen trieb er d'rauf und d'ran,
Und sprengt hinaus, bevor es noch tagt.
Am Sonntag selbst, mit lautem Hörnerklang
Ritt er der Kirche vorbei, dem Dorf entlang,
Und als die Glocke ertönt zum Morgengebet,
Der Priester des Ortes in der Kirchthür steht,
Und als der Graf heransprengt, auf wildem Roß,
Und hinter ihm hersaust der Jäger Troß,
Der fromme Mann mit mildem Angesicht
Also zum Grafen, dem wilden Jäger, spricht:
„Dich ladet der Herr in sein offenes Haus,
Geh' an dem Sonntag nicht auf Waidwerk aus.
Der Herr, er ruft, er ladet Dich ein,
Tritt zum Gebet in's Heiligthum ein!"
Da lacht der Graf und ruft: „Hopp, hopp!"
Und jagt vorbei im wilden Galopp,
Er letzt sich mehr an Hörnerklang,
Als an Gebet und Meſſ' und Orgelsang!
Doch nicht ermüdet des Priesters Geduld;
Am nächsten Sonntag steht der Priester wieder da
Und spricht, als er den Grafen vorbeiziehen sah:
„Dich ruft der Herr in Gnade und Huld,
Vergeben ist Dir von letzthin die Schuld,
Dich ladet der Herr in sein offenes Haus,
Geh' an dem Sonntag nicht auf Waidwerk aus!"

Da lacht der Graf und wirft den Kopf empor,
„Laß ab von mir, Du beschwerlicher Thor!
Mich reizt nicht Glocken- und nicht Orgelschall,
Mich reizt der Rüden Gebell und der Peitschen Knall!“
Der Priester bekreuzt sich und schaut zum Himmel hinauf,
Doch gibt der fromme Mann den Grafen nicht auf,
Und wiederum steht er an der Kirchenthür
Und wartet auf den Grafen mit Wehmuth schier.
Und das Glöcklein tönt, welches die fromme Gemein'
Ruft in die Kirche zur Andacht hinein,
Zum Gotteshaus, zur heiligen Stell'!
Da tönt's d'rein von Jagdhörnern hell,
Der Graf ist's, der von wilder Lust entbrannt,
Den Wurfspieß wiegt in mächtiger Hand,
Und als er vorbeikommt auf bäumendem Thier,
Da ruft der Priester wiederum von der Kirchenthür:
„Dich ladet der Herr in sein offenes Haus,
Geh' nicht am Sonntag auf Waidwerk aus!
Ich lade im Namen des Herrn Dich ein,
Du sollst an seinem Tische willkommen ihm sein!“
Der Graf jedoch lacht laut und trotzt ihn an:
„Laß das nur gut sein, Du heiliger Mann!
Der Wald da draußen, das ist mein Tisch,
Mit grünem Tuch und Wildpret frisch,
So komm' Du mit mir, ich lade Dich ein,
Du sollst mir im Walde d'rauß willkommen sein!“
Und spricht's, und höhnt's, und spornt das Roß,
Und saust fort mit seinem Jägergeschoß.
Der Diener Gottes seufzt und also zu sich selber spricht:
„Der Herr verläßt, die ihn verlassen, nicht,
Und kommt der Frevler nicht zum Kirchenaufenthalt,
So sucht er selbst ihn auf in Wüst' und Wald!“

D'rauf eilt er zum Altar und nimmt mit frommer Hand
Das Allerheiligste herunter von der Wand,
Und schreitet still und betend aus dem Kirchlein fort,
Und schreitet still und betend durch den Ort,
Und schreitet still und betend durch Au und Flur
In' Wald hinaus nach des wilden Grafen Spur.
Und wie er immer betend schreitet und blickt empor,
Da schlägt ein heller Hilfruf an sein Ohr;
Der fromme Mann erschrickt, doch zagt er nicht,
Er schreitet vorwärts, indem ein Gebet er spricht,
Und wiederum schlägt ein jammernd Hilfgeschrei
Heraus aus tiefem Wald; und ohne Furcht und Scheu
Verdoppelt der Priester Gebet und Schritt,
Und als er in das tiefste Dickicht tritt,
Da liegt der Graf am Boden, unbewehrt,
Zwei Mörder schwingen über ihn das Räuberschwert.
Der Graf windet sich und ruft mit Angstgeschrei:
„Mein Gott, mein Heiland, steh' mir bei!"
Da tritt der Priester plötzlich aus dem dichten Wald:
„Im Namen des Drei-Einen! sag' ich, Mörder! Halt!"
Und streckt weit vor sich hin die heilige Monstranz,
Die wunderbar erglüht im lichten Sonnenglanz.
Und als der fromme Mann so vor ihnen stand,
Das Venerabile in hocherhob'ner Hand,
Da faßt's die Mörder an, sie steh'n erstarrt,
Sie fühlen in der Brust des Höchsten Gegenwart,
Sie sinken in den Staub und fangen zu beten an,
Und strecken ihre Hand zum frommen Gottesmann,
Und bieten selber sich, in tiefer Sündenreu',
Der Gnade und dem Recht der frommen Clerisei.
Den Grafen aber hat es mächtig übermannt,
Er stürzt auf die Knie und küßt des Priesters Hand,

Benetzt mit Thränen sie und senkt sein Haupt zur Erd',
Doch sprechen kann er nicht, sein Herz ist ihm beschwert.
Der heilige Mann legt ihm die Hand auf's Haupt:
„Mein Sohn, so glaube jetzt, wenn Du nicht längst geglaubt,
Der Herr, er lud Dich ein, Du kamest zum Herrn nicht,
So kam der Herr zu Dir und sucht Dein Gesicht,
Und sieht Dich wieder an mit mildem Vaterblick,
Und spricht wie vor zu Dir: „Ich lad' Dich ein, komm' mit mir zurück,
Geh' fürbaß ferner nicht an Deines Heilands Haus,
Du schüttest fürder erst Dein Herz darinnen aus!"
Der Priester schweigt und kehrt zurück mit mildem Angesicht,
Der wilde Graf fehlt ferner in der Kirche nicht!

Elephanten-Aphorismen, oder: Praktisch-theoretische Kunst, in drei Stunden ein Elephant zu werden.

Ein Handbüchlein für angehende Elephanten aus allen Ständen.

Einleitung.

„Sie haben Augen und sehen nicht,
Sie haben Ohren und hören nicht!“

Das Elephantenthum überhaupt.

Ein jeder Mensch, und wenn auch nicht jeder Mensch, doch gewiß jede Verliebte und jeder Verliebte wird wissen, was ein „Elephant“ ist. Ich meine nicht jenen vierfüßigen Elephanten, dessen Heimat das südliche Asien oder Afrika ist, ich meine jenen Elephanten, der in allen Gegenden einheimisch ist, wo Herzen an und für einander schlagen, wo Rendezvous blühen, und wo die zu überlistenden Männer, Väter, Tanten, Mütter, Bräutigame und Gouvernanten wachsen, ungefähr also die Gegend von Hütteldorf bis Otaheiti und von Rodaun bis Pernambuco.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß sie sich mittheilt, und in der Natur des Nils und der Verliebten, daß sie sich gerne ergießen! Zu einem liebenden Paar gehört ein Elephant männlicher Seits, und eine Elephantin weiblicher Seite.

Ein „Elephant“ ist ein Wesen, das in der französischen Comödie „Confident“ oder „Confidente“,

im deutschen Lustspiel „Vertrauter“ oder „Vertraute“, und im gemeinen Styl die „Klepperpost“ genannt wird. Im Augenblick, da der Mensch anfängt zu lieben, befällt ihn eine Sehnsucht nach einem Elephanten.

„Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Ein Elephant nur lindert seine Pein!“

Man hat schon Beispiele von „hoffnungsloser Liebe“, o ja, besonders wo der Liebende kein Geld hat, allein man hat noch kein Beispiel einer „elephantenlosen Liebe“! Noch nie gab es einen Liebenden, eine Liebende, welchen nicht die wohlthätige Natur ihren Elephanten beschied! Ohne Elephanten keine Liebe, ohne Liebe keinen Elephanten!

In die Brust des Elephanten legen die Liebenden ihre stillen Wünsche, ihre allerersten Seufzer nieder. Bevor der Gegenstand noch ahnt, daß er ein Gegenstand ist, oder ein Gegenstand wird, oder ein Gegenstand sein könnte, haben die Liebenden schon ihre Gefühle für den Gegenstand an dem mitfühlenden Busen des Elephanten ausgehaucht!

Warum man die Vertrauten, Rendezvous-Garden, Brief-Uebermittler, Schildwacht-Posten der Liebe „Elephanten“ nennt? Warum? Wahrscheinlich weil zu der Liebe selbst eine Engelsgeduld gehört; der Vertraute aber von Liebenden zu sein, dazu gehört eine Elephanten-Natur! Man muß eine solche Ausdauer und solche Geduld haben, wie ein Elephant, man muß so klug sein,

wie ein Elephant, man muß eine solche Alles riechende Nase haben, wie ein Elephant, und man muß sich so zu allen Kunststückchen abrichten lassen können, wie ein Elephant!

Früher hat man auf diese Elephanten auch, wie auf den wirklichen, ganze Thürme bauen können; jetzt aber, bei dem Raffinismus unserer Zeit, wo die Civilisation ihre Moralgrundsätze bis auf die Elephanten ausdehnt, würde es nicht rathsam sein, zu viel auf diese Elephanten zu bauen, denn man hat Beispiele von Nachspielen, wo der Elephant die Vertrautschaft nur als Vorspiel seiner eigenen Amourschaft spielte. Ein „treuer Elephant" ist also das, was ein weißer Elephant ist, den man in Siam als eine Gottheit verehrt.

„Wer einen treuen Elephanten errungen, mische seinen Jubel ein!"

„Ein treuer Elephant ist das halbe Glück der Liebe! Gebt mir einen treuen und klugen Elephanten, und ich erob're jedes mir bezeichnete Herz!"

Was sind alle Sinnbilder der Liebe gegen das eines Elephanten. Venus mag nur ihre Tauben ausspannen, und Amor seinen gezähmten Löwen pensioniren. „Ein Elephant!" Voila la devise de l'amour!

Zum Glück liegt in jeder menschlichen Brust eine Art Hinneigung zum Elephantenthum; man kann sagen, jeder Mensch trägt in seinem Busen einen kleinen Elephanten, der nach außen strebt und gerne in Activität gesetzt wird.

Es gibt „bewußte Elephanten" und „unbewußte Elephanten", das heißt solche, die es wissen,

daß sie Elephanten machen, und Andere, die es nicht ahnen, daß sie zu dieser Rolle auserkoren sind, das nennt man „ein Elephant malgré lui même« oder „die Tschapperl-Elephanten". So gibt es Elephanten mit und ohne Sattel, das heißt Elephanten, die gegenseitig wiederum sich selbst lieben; zum Beispiel der Elephant des Liebenden und die Elephantin der Geliebten lieben sich auch, und die zwei Paare machen abwechselnd die Liebenden und die Elephanten, das ist der reciproke Elephantismus, und rangirt wieder in eine andere Gattung.

Man sieht, daß die Lehre von den Elephanten sehr ausgezweigt und vielfach schattirt ist, und daß sie eine große, praktische und theoretische Gewandtheit und Erfahrung bedarf.

Wir werden die Lehre

„des gewandten Elephantismus"

als nothwendiges Supplement zu „Ovid's Kunst zu lieben" in einzelnen Bruchstücken mittheilen, und uns, so wie wir hoffen, ein wesentliches Verdienst um die liebende Menschheit erwerben.

Um aber dieses Werk so vollständig und so gemeinnützig zu machen, als möglich, werden wir auch Beiträge und Andeutungen, die uns von der Hand oder von dem Fuß achtbarer und erfahrener Elephanten und Elephantinnen zukommen, gerne annehmen und zum allgemeinen Besten benützen.

Woher kommt die Benennung „Elephant" für einen Vertrauten und Helfer in der Liebe, und warum heißt das Begünstigen und Rendezvous-Veranstalten der Liebe u. s. w. „einen Elephanten machen"?

Liebe ist Diebstahl, man stiehlt ein Herz, und auch bei diesem Diebstahl gibt's gewöhnlich einen „Stehler" und einen „Hehler", und auch da ist oft der Hehler ärger, als der Stehler.

Woher kommt die Bezeichnung „Elephant" für einen Vertrauten, Rendezvous-Verschaffer, Begleiter und Begünstiger zweier Liebenden?

Nicht in der Mythe, nicht in der Geschichte finden wir den Quell dieser Benennung, nur ein arabisches Märchen gibt uns davon Kunde.

Schach Nadir Pitzon liebte Sherezade, nicht jene der „Tausend und eine Nacht", sondern eine dito eine. Sie liebte ihn wieder, denn er war ein Schach und die Schache werden stets geliebt, vom Volke in genere und von den Sherezaden in specie. Allein man kann einen großen Schach lieben und nebenbei noch einen Andern lieben. Dieses ist ein Recht aller Sherezaden, sie mögen nun Sherezade oder Zenobia, oder Marie oder Katherl heißen. Unsere Sherezade liebte den Khulu Khan, Sohn Hussein's, den meine Leser schwerlich persönlich gekannt haben, der aber gewiß werth war, neben einem Schach geliebt zu werden

Wenn man einen Schach liebt, ist das „Auslieben“ mit einem Andern nicht so leicht, wie das „Austanzen“ mit einem Andern, wenn man auch auf einen ganzen Walzer engagirt ist!

Jeder Liebende ist eifersüchtig, auch ein Schach, und wenn ein Liebender in der Stadt Wien eifersüchtig ist, und sich aus Verzweiflung und Rache in das Wasserglacis stürzt, wo er auch untergeht, wenn er nicht gut schwimmt, so ist diese Eifersucht ein wahrer Kindermeth gegen den Schierlingstrank der Eifersucht bei einem Schach! Wenn Schach Nadir Pitzon eifersüchtig war, so hatte er die Gewohnheit, einen Mastixbaum anzuzünden und den Gegenstand seiner Rache an dem Mastixbaum festzubinden. Es ist ein Glück, daß im Wiener Prater die Mastixbäume so selten sind!

Ich weiß nicht, ob meine Leser je schon das Gefühl empfunden haben, auf einem Mastixbaum zu einer »Carbonade à la Jalousie« angerichtet zu werden; allein nach Allem, was man sich davon denken kann, muß es ein unangenehmes Gefühl sein!

Khulu Khan, Sohn Hussein's, war auch kein Liebhaber von angezündeten Mastixbäumen, und also sehr vorsichtig, wenn er Sherezade besuchte, damit Seine Hoheit der Schach nichts erfahre. Zu diesem Behufe hatte er einen Vertrauten; dieser war Hormisdad geheißen und war Aufseher der Elephanten des Schachs.

Schach Nadir hatte mehrere Leidenschaften, und da hatte er Recht; wenn wir, lieber Leser, Schache oder Schäche wären, wir hätten auch mehrere Leidenschaften;

denn ich kenne Menschen, die keine Schache oder Schäche sind, und die auch mehrere Leidenschaften haben; wenn also Menschen, die nicht Schache oder Schäche sind, mehrere Leidenschaften haben, warum sollen wirkliche Schache oder Schäche nicht mehrere Leidenschaften haben?!

Also Schach Nadir hatte unter andern Leidenschaften zwei vorzügliche Leidenschaften: „Frauenzimmer" und „Elephanten". Wir, lieber Leser, unsererseits, wir können zwar leicht begreifen, wie man ein leidenschaftlicher Liebhaber von „Elephanten" sein kann; allein, wie man ein leidenschaftlicher Liebhaber von „Frauenzimmern" sein kann, das ist uns freilich unbegreiflich, und wir würden, wenn wir Schache oder Schäche wären, gewiß einer solchen, unserm Klima und unserm Finanzensystem so zuwiderlaufenden Leidenschaft nicht Raum geben! Allein, das ist ja eben der Unterschied zwischen uns, lieber Leser, und einem Schach!

Also so unbegreiflich es ist, wir müssen's für wahr halten, er liebte nicht nur „Elephanten", sondern auch „Frauenzimmer!" Er hatte sie in seinem Harem eingeschlossen, nicht die Elephanten, aber die Frauenzimmer, und hatte mehrere Wächter zu beiden. Er vertrieb sich die Zeit bald im Harem bei Sherezade, und bald bei den Elephanten, unter denen er auch einen Favorit-Elephanten hatte, Babekan geheißen, Großahn des Hauses Miß Baba & Compagnie.

Die Favorit-Sultanin und der Favorit-Elephant theilten sich in Schach Nadir's Zärtlichkeit.

Obschon wir, lieber Leser, nie Elephanten gewesen sind, so können wir uns doch die beneidenswerthe Lage dieser Günstlinge denken! Er hatte Wärter, welche ihm mit Dattelpalmen Luft zuwehten, andere, die ihm Sesan und Safransaft verabreichten, andere, die ihm den Rüssel mit Sennesstauden und Galbanum umwickelten, und wieder andere, welche ihm vor dem Schlafengehen einige Nummern der Brockhaus'schen „Blätter für literarische Unterhaltung" vorlasen!

Nur jene Stunden, welche Schach Nadir bei Babekan zubrachte und hörte, wie man dem Elephanten die Brockhaus'schen „Blätter für literarische Unterhaltung" vorlas, worauf gewöhnlich der Elephant ein großes Gebrüll anfing, — so drückt sich nämlich das gutdeutsche „Gähnen" in der oberelephantischen Sprache aus — dann sagte Schach Nadir:

»Kojor ferid Nadon Eddir bum bam!«

welches auf sächsisch so viel heißt, als: „Den Redacteur dieser Blätter möchte ich unter meinen Elephanten haben!" — Nur diese Zeit allein war die Schäferstunde Khulu Khan's mit Sherezade, und immer, wenn Schach Nadir den Günstling Babekan besuchte, schrieb Hormisdad an Khulu Khan:

„Heute ist Elephant! Die Liebe ruft!"

Und während Schach Nadir sich an Babekan's Gegenwart labte, erlustirte sich Khulu Khan im Gulistan des Schachs an Sherezade's Seite.

Die Geschichte sagt nicht, mit was sich Khulu Khan und Sherezade die Zeit vertrieben, während der Schach

beim Elephanten war, und deshalb kann ich es meinen lieben Lesern auch nicht wieder erzählen, was ich doch so gerne gethan hätte, denn historische Wahrheit ist die erste Pflicht eines Geschichtschreibers. Jedoch bleibt es uns, liebe Leser, unbenommen, Muthmaßungen darüber anzustellen. Ich, meinerseits, glaube ganz gewiß, daß Khulu Khan ihr „Wenzel's Mann von Welt", oder „Dingler's Polytechnisches Journal für Industrie, Mechanik u. s. w." vorgelesen hat. Indessen, wenn der liebe Leser andere und gegründetere Muthmaßungen über die Wesenheit ihrer beiderseitigen Unterhaltungen haben sollte, so bin ich gern bereit, mich eines Bessern belehren zu lassen.

Für uns, in diesem Augenblicke, ist es hinreichend zu wissen, daß Sherezade und Khulu Khan nur dann zusammen kamen, wenn Schach Nadir beim Elephanten war. Man kann sich denken, welche inbrünstige Gebete für Babekan's langes Leben alle Tage von den Liebenden zu den Göttern emporgeschickt wurden! Allein, „die Jahre der Menschen sind siebzig, und wenn's hoch kommt, achtzig!" Patroklus mußte sterben, und Jerusalem ist zerstört worden, und der „Telegraph" hat zu erscheinen aufgehört, und ein „Elephant" sollte ewig leben?

An einem schönen Morgen, an welchem die ersten Strahlen der Sonne vom Gebirg Ararat in den majestätischen Tigris hinunterflossen und ihr langes Haar in demselben badeten — („Schön gesagt! Nicht wahr? Wenn auch nicht geographisch richtig, allein doch poetisch! Ich bin ein ganzer Kerl! Wer Anderer untersteht sich noch, das lange

Haar der Sonnenstrahlen von dem nördlichen Ararat in dem östlichen Tigris baden zu lassen? Ich thu's! Omne licet —!") — Also an einem schönen Morgen, dem ein Abend folgen sollte, an dem der Schach und der Elephant und Khulu Khan mit Sherezade zusammen kommen sollten, fand Hormisdad den Elephanten auf dem Sterbebette! Hormisdad ließ Schach's Leib-Homöopathen kommen, und dieser verordnete dem hohen Kranken, daß man einen kleinen Zwirnfaden auf einer Seite mit einem kleinen Bättchen einer Sennesstaude magnetisire, diesen Faden dann in einem hunderteimerigen Kübel von Krappwasser wasche, und dann einen Tropfen dieses Wassers auf ein glühendes Eisen gieße, ein kleines Mohnkorn über den sich daraus entwickelten Dampf halte und dann den Elephanten an dieses Mohnkorn in einer Entfernung von zwei englischen Meilen riechen lasse. Allein, mag es sein, daß die Vorschrift nicht pünktlich befolgt wurde, oder daß das Mohnkorn zu groß war, das Mittel half nicht! Vergebens bemühte sich der Leib-Homöopath, dem Elephanten begreiflich zu machen, dieses Mittel müsse helfen; der Elephant that's nicht! Ich weiß nicht, ob meine lieben Leser schon in der angenehmen Lage gewesen sind, einem Elephanten u. s. w. etwas durch Vernunftgründe beibringen zu müssen? Es ist nicht die leichteste Arbeit!

Lieber Leser, wenn Du es durchaus nicht auf Brot brauchst, so lasse es Dir ja nicht einfallen, einem Elephanten u. s. w. etwas von Seite der Vernunft vorzustellen, es ist eine undankbare Mühe! So war es auch mit unserm

Elephanten! Vergebens suchte der Leib-Homöopath ihm zu beweisen, er müsse von diesem Mittel genesen, vergebens zeigte er dem Elephanten die Stelle in Hahnemann's: »Fragmenta de viribus medicamentorum posivitis, sive

in sano corpore humano observatis«,

wo es bewiesen ist, daß die Krankheit so lange warten muß, bis das Mittel hilft, bei Lebensstrafe; es nützte nichts! Was fragt ein Elephant nach den Gesetzen eines »sano corpore humano«? Und noch dazu ein Elephant, welcher ein Günstling ist, und noch dazu der Günstling eines Schachs!

Vergebens sehnte sich der Elephant nach allopathischen vier Zentnern Heu und zwei Zentnern Traganth, um sie nach seinen Ansichten ab usu in morbis zu bearbeiten! Indessen, da wir, liebe Leser, nicht zum Consilium gerufen worden sind, so ist es uns gleichgiltig, ob der Elephant mit Hilfe der Allopathie oder mit Hilfe der Homöopathie seinen Geist aufgab, uns ist es genug, daß er seinen Geist aufgab, was man auch „sterben" oder „hinwerden" nennt, je nachdem der Gegenstand des Gestorbenwerdens in seinen Lebzeiten rangirte. Babekan lag kalt da, maustodt, so todt als das Kapital des Witzes bei rohen Menschen.

Wenn ein Elephant todt ist, was ist er? — Rathe, lieber Leser!

Ein todter Elephant!

Bravo! Der Geist macht ungeheuere Fortschritte! Also aus einem Elephanten, welcher stirbt, wird ein todter Elephant! Allein ein todter Elephant kann einen lebenden

Schach nicht unterhalten, und heute, grade heute, heute muß der Elephant leben, denn Khulu Khan muß zu Sherezade, um seine Vorlesungen fortzusetzen.

Verzweiflung herrschte allgemein! Hormisdad war in Verzweiflung, Sherezade war in Verzweiflung und Khulu Khan war in Verzweiflung! Blos der Elephant war der einzige ruhige Mann bei dem ganzen Vorfall, und das blos, weil er todt war. Der Tod ist ein wahres calmirendes Mittel bei Menschen, Völkern, Recensenten und Elephanten!

Khulu Khan war in Verzweiflung. Nicht wahr, lieber Leser, das gönnen wir ihm? Wer so viel liebt, muß dann und wann verzweifeln. Die Verzweiflung ist das Salz der Liebe, es erhält sie.

In der Verzweiflung schrieb Khulu Khan an Hormisdad einen Brief voll Verzweiflung.

Die Liebenden schreiben nie besser, als wenn sie verzweifeln, und sie verzweifeln nie besser, als wenn sie schreiben! Die Verzweiflung ist die allegorische Madame Jaffé mit der amerikanischen Schreibmethode sie lernt in einer Minute schreiben!

Lieber Leser, waren Sie schon einmal in Verzweiflung aus Liebe? Wie? Nur keine falsche Scham! Also Sie wissen, wie die Verzweiflung schreibt! Zum Verzweifeln! Ich habe einmal in meiner Verzweiflung einen solchen langen Brief an meine Geliebte geschrieben, daß ich während seiner Verfassung ein ganzes Poulard, einen Erdäpfelsalat und eine kleine Flasche Champagner zu mir nehmen mußte, um die Verzweiflung auszuhalten!

Also einen solchen Brief schrieb Khulu Khan an Hormisdad. Hormisdad war ein Freund in der Noth! Er unternahm alles Mögliche, um das Rendezvous zwischen Khulu Khan und Sherezade an demselben Abend noch möglich zu machen. Er schrieb an Khulu Khan:

„Euch zu Liebe wage ich das Aeußerste! Der Schach weiß noch nichts von dem Tode des Elephanten, er wird also heute Abend kommen, und ich werde an der Stelle Babekan's den Elephanten machen! Dieses aus Freundschaft für Dich. Bon jour!«

Wie sich nun Hormisdad aus der Affaire zog, wie er es anstellte, als „Elephant" zu erscheinen und diese Rolle täuschend fortzuspielen, weiß ich nicht, es geht uns auch gar nichts an. Schach Nadir wurde glücklich getäuscht; man sagt, er war nicht der erste und nicht der letzte Schach, der getäuscht wurde, das sind politische Dinge, und gehen uns wieder nichts an. So viel ist gewiß, daß, so oft nun Sherezade mit Khulu Khan zusammen kommen wollte, schrieb sie an Hormisdad:

„Heute machen Sie den „Elephanten"!"

Und so oft Hormisdad „einen Elephanten" machte, so oft las Khulu Khan seiner Sherezade

„Wenzel's Mann von Welt"

vor.

Wie lange Hormisdad den Elephanten machte u. s. w., das gehört wieder nicht hieher. Es ist genug, zu wissen, daß von dieser Begebenheit her jede Person, welche ein Liebesverhältniß begünstigt, bei den Zusammenkünften

Schildwacht steht, u. s. w. ein „Elephant" heißt, und ein Paar Liebende zusammenbringen „einen Elephanten machen" heißt.

Woher ich die Geschichte weiß, die fast Niemand weiß? Das ist ein Redactions-Geheimniß. Da aber die lieben Leser alles wissen müssen, so gestehe ich, daß eine meiner Pränumerantinnen auf den „Humoristen", deren ich in Persien, namentlich aber unter den „Seldschuken" und „Ghaznawiden" eine schwere Menge habe, mir sie neulich mitgetheilt hat.

Hieraus ersieht der Leser, wie weit verbreitet mein Journal ist, und kann nicht umhin, auch zu pränumeriren! denn er wird doch nicht weniger gebildet sein wollen, als ein „Seldschuk" und ein „Ghaznawid"!

Wie muß ein „Elephant" beschaffen sein, und welche Geistes- und Gemüths-Eigenschaften muß ein „Elephant comme il faut" besitzen?

Eine gute Wahl bei dem „Elephanten" ist die halbe Partie der Liebe vor!

Aber wie soll man seinen Elephanten wählen? Viel Elephanten sind berufen, wenige sind auserwählt!

Das weibliche Geschlecht im Allgemeinen neigt sich entschieden zum Elephantismus hin! Fast jedes Frauenzimmer, welches so viele Sommer-Sprossen auf der Jahres-Leiter des Lebens erstiegen hat, als nöthig sind,

um lieb=bar und heiraths=bar zu sein, ist im Durchschnitt ein Amphibion, halb Liebende, halb Elephant. Ein jedes Frauenzimmer hat etwas zu vertrauen und läßt sich etwas vertrauen. Sie führen diese doppelte Buchhalterei bis zu ihrem ältesten und allgemeinen jüngsten Tag fort. Man kann versichert sein, bei jedem Frauenzimmer einen willigen Elephanten zu finden, wenn anders der Liebende ihr selbst nicht gar zu sehr gefällt, oder wenn anders die Liebende nicht gar zu schön im Verhältniß zu ihr selbst, oder wenn wiederum anders die Liebende nicht etwa die Aufmerksamkeit ihres eigenen Anbeters auf sich zieht.

Die Frauenzimmer gönnen sich gegenseitig Alles, mit Ausnahme von schönen Kleidern, schönen Juwelen, schönen Equipagen, schönen Sommergärten, schönen Männern und schönen Kindern.

Die erste Liebe ist fast immer eine unglückliche, die erste Elephantie nicht minder: Wer zum ersten Male einen Elephanten macht, dem spielt das Schicksal oft grausam mit, und nicht selten ist eine schlecht angewandte Elephantie Ursache an dem tragischen Ausgang der Liebe! Erfahrung ist die Mutter der Weisheit und die Großmutter des gediegenen Elephantismus! Elephanten, die noch kein Pulver gerochen haben, sind nicht sehr zu empfehlen. Zu einem „Elephanten comme il faut" ist durchaus nicht weniger nöthig, als ungefähr Folgendes:

1. Der Elephant muß schon in sechs eigenen Liebeshändeln gefochten haben.

2. Der Elephant muß eine wachsame Mutter, zwei lauernde Brüder, vier Alles beschnüffelnde Tanten, sechs Alles aufschnappende Nachbarinnen und fünf kläffende Pintscher zu hintergehen und zum Schweigen zu bringen wissen.

3. Der Elephant muß ein Billet-doux in Gegenwart von einem Bräutigam und von zehn naseweisen Quadrilletänzern an seine Adresse bringen, ohne daß Jemand etwas bemerkt.

4. Der Elephant muß ein Roßgedächtniß haben, um all den Unsinn und all den heiligen Wahnsinn zu merken und wiederzugeben, den sich die beiden Gegenstände gegenseitig mittheilen lassen.

5. Der Elephant muß so klug sein, um genug dumm zu scheinen, daß er die läppischen Streitigkeiten und Schmollgeschichten alle für so wichtig hielte, als ob es sich um eine Abdications-Acte eines Kaiserthrones oder um die Angelegenheit des Orients handelte.

6. Der Elephant muß eine Viehnatur im Zufußgehen haben, denn man hat keine Idee, was man mit Liebenden auf und ab, und waldaus und waldein, und straßauf und straßab, und fensterhin und fensterher rennen muß!!

7. Ein Elephant muß auf Hunger und Durst verzichten, auf alle Aussicht, zu einer geregelten Zeit zu essen; er muß immer Schiffszwieback mit sich führen, um bei gelegener Zeit seinen Hunger zu stillen.

8. Ein Elephant muß wasserdicht sein, Regengüsse und Thränengüsse müssen an seiner Wachsleinwand-Natur, ohne zu schaden, vorübergehen.

9. Ein Elephant muß zu jeder Zeit schlafen können, und von dieser Kunst allsogleich Gebrauch machen, wenn die Liebenden beisammen sind. Ein Elephant muß also wachsam und schlafsam sein!

10. Ein Elephant darf kein Nachtwandler sein; denn da der Mondschein eine große Rolle bei den Liebenden spielt, so wäre es traurig, wenn bei einem Rendezvous im Mondschein der Elephant plötzlich anfinge, auf die Wand hinauf zu klettern, obwohl ein Liebhaber in der Hand besser ist, als ein Elephant auf dem Dach!

11. Ein Elephant muß noch immer in den Jahren sein, in denen er hoffen kann, der Gegenstand, dem er einen Elephanten macht, kann ihm bei Gelegenheit einen Gegen-Elephanten machen.

12. Ein Elephant darf weder blind noch kurzsichtig sein, muß sehr gut hören und sogar ein Wittergefühl haben, kurz, er muß etwas von der Natur des Vorsteh- und Spürhundes haben, und einen nahenden Verrath schon von hundert Schritt weit wittern.

Wer einen solchen Elephanten gefunden, ist ein Glücklichliebender!

Wenn ein Mann einen weiblichen Elephanten hat, dann darf er ein Bischen stark auftragen, sein Elephant verzeiht das! Er darf zum Beispiel im Uebermaße seiner Empfindung die Elephantin an sein Herz drücken und ausrufen: „Ach, meine Theure!" Die Elephantin weiß dann, daß er eigentlich seinen Gegenstand ans Herz drückt, und sie nur eigentlich als Modell ans Herz gedrückt wird.

Solche Irrungen der Phantasie wissen erfahrene Elephantinnen mit Duldung zu ertragen.

Wenn ein Frauenzimmer einen männlichen Elephanten hat, so darf der Elephant gewöhnlich darauf rechnen, daß sie im Enthusiasmus der Liebe, wenn sie von dem Geliebten zum Elephanten spricht, diesem die Hand drückt, das Haupt auf seine Schultern lehnt und mitunter einen Blick auf dem Elephanten ruhen läßt, der von Rechtswegen ausschließliches Eigenthum des Geliebten ist. So ein Blick, den man auf Jemandem ruhen läßt, ruht gewöhnlich nicht, und der Elephant ist in solchen Fällen nicht verpflichtet, dem Geliebten von diesem in Ruhestand versetzten Blick etwas wiederzusagen.

Ueberhaupt, was an Vergeßlichkeiten, kleinen Irrungen, an Händedrücken, Blicken, mitunter auch an gegenseitigen Brustbeklemmungen u. s. w. für die Elephanten nebenbei abfällt, sind Accidenzien, und gehören in der Liebe und in dem Elephantismus zu den nicht befugten, aber tolerirten Unerlaubtheiten. Tolerirt heißt in dem Elephanten-Codex: „Etwas zugeben, was man nicht weiß, und was man nicht ändern kann!“

Die spanische Wand.

Der „Elephant“, meine holden Leserinnen, ist aber nicht das einzige Exemplar in der Raritäten-Kammer der Liebe und der Galanterie. Der „Elephant“ ist an und

für sich ein harmloses Thier, er ist ein honnetes Thier, ein lieb- und ehrsames Thier. Wer in seinem Leben hat nicht schon einmal einen „Elephanten“ gemacht, das heißt, welches Herz hat nicht schon die Liebe Anderer begünstigt, das Abenteuer eines Freundes, die Absicht einer Freundin befördert? Wer, der nur einigermaßen in der Gesellschaft lebt, hat nicht schon hie und da einen Bruder beschäftigt, um seiner Schwester Gelegenheit zu geben, ihren Geliebten zu sehen? Welches empfindsame Herz hat nicht schon einer Mutter ein Bischen den Hof gemacht, damit sie ihr Töchterlein nicht so genau beobachte, wenn dieser Freund ihr seine Seufzer mündlich commentirt?

Kurz, Keiner von uns schämt sich, ein „Elephant“ gewesen zu sein, noch zu sein, oder bei vorkommender Gelegenheit ein „Elephant“ zu werden.

Ein „Elephant“ muß Geist haben, muß liebenswürdig genug sein, um im Nothfall auch ein holdes Frauenzimmer so zu beschäftigen, daß sie Auge und Ohr nur für ihn und nicht für ihre Schwester, Freundin, Cousine oder sonstige Begleiterinnen habe; ein „Elephant“ muß schlau sein, verschlagen, muß vor Allem: »présence d'esprit« haben, um bei allen Kreuz- und Querstrichen des Schicksals und des boshaft-witzigen Zufalls gleich bereit zu sein, diesem Schicksal ein Paroli zu biegen, und den Zufall mit einem Einfall außer Concept bringen. Kurz, ein „Elephant“ erfordert diplomatischen Geist! Ein guter „Elephant“ ist die halbe Liebschaft! Gebt mir einen tüchtigen Elephanten, und ich erobere das unüberwindlichste

Herz-Comorn; gebt mir einen klassischen Elephanten, und ich nehme es mit acht Brüdern, mit neun Gouvernanten, mit zehn Cousinen und mit einem Dutzend Freundinnen auf, wenn sie auch mit Argus-Augen und mit Briareus-Armen den Gegenstand meiner Wünsche überwachen!

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Treuen Elephant errungen,
Mische seinen Jubel ein!

Aber es passirt oft im Leben, daß der „Elephant" seinen Rüssel zu tief in unsere Angelegenheit mischt, seinen Zahn auf unsern Gegenstand selbst richtet, und aus einem Elephanten ein Fuchs wird! Das ist das Gräßlichste, was in der Praxis vorkommen kann!

Wohlthätig ist der Elephant,
Wenn der Freund bewährt ihn fand,
Denn jedes süße Rendezvous
Genießt man nur durch ihn in Ruh'!
Doch furchtbar wird der Elephant,
Wenn er agirt für eig'ne Hand!
Wehe, wenn er, losgelassen,
Liebe selbst im Busen fand,
Und wenn wir ihn allein gelassen,
Nur für sich selbsten schürt den Brand,
Denn die Elephanten prassen
Oft gar zu gerne Zuckerkand! —

Aber ganz anders ist's mit der „spanischen Wand"! Einen Elephanten macht man mit Bewußtsein, aus freiem Willen, aus Güte, aus Freundschaft, aus Privatvergnügen; man spielt keine traurige, keine lächerliche

Rolle dabei! Aber eine „spanische Wand“ machen, das ist albern, das ist lächerlich!

Und Sie wissen vielleicht noch nicht, was eine „spanische Wand“ in dem Fremdwörterbuch der Liebe und Galanterie bedeutet?

Sie haben noch keine „spanische Wand“ gemacht, keine „spanische Wand“ gebraucht? Preisen Sie sich glücklich, und möge Sie Gott Amor und Gott Hymen, diese zwei Schildwachen, die sich immer nur ablösen, aber nie zusammen ihren Herzensposten beziehen — mögen Sie diese beiden Götter dafür bewahren, je eine „spanische Wand“ zu werden!

Sehen Sie hier eine junge, hübsche Frau; ihr Mann hat einen Freund, dieser Freund ist Hausfreund in der ausgedehntesten Bedeutung dieses Wortes! Er liebt Alles, was sein Freund liebt, er möchte nichts, als das, was sein Freund möchte; er ist sein Haus-Freund, Tisch-Freund, Spiel-Freund, Spazier-Freund u. s. w., kurz, er ist der Schatten des Mannes, und dieser Schatten fällt in schwarzen Umrissen auf die Frau, und dies Schattenspiel braucht Dunkelheit, und man möchte gerne die Blicke und die Nachforschungen des Mannes ablenken, dann, dann, ja dann schafft man sich eine „spanische Wand“ an, das heißt, die Frau thut, als ob dieser oder jener Mann sie interessire. Der Freund macht den Mann aufmerksam, daß Dieser oder Jener seiner Frau nicht gleichgültig zu sein scheint. Der Mann richtet nun seine ganze Aufmerksamkeit auf Diesen oder Jenen, er bittet den Freund, seine Frau und Diesen oder

Jenen zu beobachten. Dieser Dieser oder jener Jener wird nun mit kleinen Agacerien bei der Nase herumgeführt, er glaubt der Begünstigte zu sein, allein er ist nur die — „spanische Wand", hinter welcher das Schattenspiel desto unbemerkter vor sich gehen kann.

Alle Wände haben Ohren, nur eine solche „spanische Wand" hat keine Ohren; sie sieht, sie hört nicht, was hinter ihr geschieht, sie ist nur mit sich beschäftigt!

Eine solche „spanische Wand" ist ein tragi-komisches Wesen! Diese „spanische Wand" seufzt, damit ein Anderer nicht seufze, sie träumt, damit ein Anderer ihre Träume auslege, sie hofft, und ein Anderer frißt ihre Hoffnungen realisirt auf! Diese „spanische Wand" zittert, damit ein Anderer fest auftrete, und eine solche „spanische Wand" bekommt oft noch ein Duell, damit der Andere auf dem Platze bleibe!

Furchtbar muß die Empfindung sein, wenn so eine „spanische Wand" erwacht und einsieht, daß sie nichts war, als eine — „spanische Wand"! Es muß ein demüthigendes, niederschmetterndes Gefühl sein, da, wo man geschmachtet, geseufzt, gehofft und verzweifelt hat, nichts als eine „spanische Wand" gewesen zu sein! Und wenn man vielleicht gar Gedichte gemacht hat an einen Gegenstand, Elegien, Sonette, Canzonen u. s. w., oder man ist ein Sänger, Musiker, und hat Nächte lang unter ihrem Fenster gespielt, gesungen, und weiß immer, daß man nichts war, als eine — „spanische Wand"! Horribile dictu!

Und wer weiß, meine holden Leserinnen, wer von uns beim Lesen dieser Zeilen lächelt und — und —

„Man kann lächeln, und lächeln, und immer lächeln, und doch eine „spanische Wand" sein!"

Wer weiß, wie viele lebende Seufzerbälge unter uns herumwandeln, träumend, sehnend, hoffend, dichtend, die Brust gefüllt mit süßen Erwartungen, und sie sind im Grunde nichts, als — „spanische Wände"!

In allen Gattungen der Liebe und der Galanterie gibt's „spanische Wände"! Kein Rang, kein Stand schützt davor, es gibt nur Eines, was uns sichert, keine „spanische Wand" zu sein, und das ist — die Häßlichkeit! Probatum est! Kein Ehemann, kein Geliebter, keine Ehefrau und keine Geliebte wird auf den Gedanken kommen, den Argwohn des Eifersüchtigen von dem wahren Gegenstand dadurch abzulenken, ihn glauben zu machen, daß ein häßlicher Gegenstand der Begünstigte sein könnte!

Es lebe die Häßlichkeit! Sie bewahrt uns vor der Schmach, eine „spanische Wand" zu sein.

Die alten Zeiger.

Des Menschen Geist und Kraft wird täglich reicher,
Die Wissenschaft hat keine Gränzen mehr,
Und zinsbar macht er seinem großen Speicher
Die Luft, das Feuer, die Erde und das Meer.
In elektrischen Funken, Raumdurchstreicher,
Schickt er Gedanken in den Weltverkehr;
Vom Dampf begehrt er Weg durch Fels und Wildniß,
Und von dem Lichtstrahl fordert er sein Bildniß.

Ergründet hat er die geheimsten Kräfte,
Zur Rechenschaft gezogen die Natur,
Belauscht hat er der Pflanzen Urgeschäfte,
Dem Licht folgt er auf seiner Strahlenspur;
Er weiß, wie Blatt und Blüte mischt die Säfte,
Und wann am Himmel aufgeht der Arctur,
Erkannt hat er der Sterne Gang und Säumniß,
Jedoch sein eigen Herz bleibt ihm Geheimniß.

Des Baches Fluth belebt er mit Undine,
Den Hain bevölkert er mit Elf' und Fee,
Die holde Sage schenkt er der Ruine,
Orakel knüpft er an das Blatt vom Klee,
Aus Wirklichkeit und Dichtung, wie die Biene,
Saugt schwärmend er des Wissens Panacee;
Jedoch sein Trunk aus jeder Wissensquelle
Wird Honig nicht in seiner Herzenszelle.

Des Menschen Wissen treibt ihn zur Verneinung,
Zum Zweifel, der nimmermehr im Busen ruht,
Erkenntniß wird zum heißen Kampf der Meinung,
Ein Schwert und ein sich selbst verwundend Gut,

Für Stoff und Wesen gilt ihm die Erscheinung,
Phantome haben für ihn Fleisch und Blut,
Sein Grübeln soll des Glaubens Lichtstrahl spalten
Und spaltet nur in ihm sein eig'nes Walten.

Dann sagt der Mensch: „Die Zeit ist abgelaufen,
Die Stunden-Uhr zeigt nicht mit Sicherheit,
Verschüttet unter neuen Stundenhaufen
Ist jetzt das Zifferblatt der alten Zeit,
Auf! laßt uns neue Uhrenschlüssel kaufen,
Wie es das neue Räderwerk gebeut!
Laßt neue Glocken auf die Thürme tragen,
Die neuen Stunden mächtig anzuschlagen!"

Jedoch soll eine Glocke wahr verkünden,
Die wahre Zeit auch zu der rechten Stund',
Muß unbewegt von Euch sie sich befinden,
Vom innern Rädergang gelöst ihr Mund,
Geschwungen nicht von Sturm und Wirbelwinden,
Und nicht vom Strang gezerrt geb' sie sich kund,
Nicht Zeit und Stund' die Glocke niederzittert,
Wird von dem Erdbeben sie allein erschüttert.

D'rum schaut empor zum Himmelsdom, dem blauen,
Dort hängt die Pendeluhr der wahren Zeit,
Lazurblau ist das Zifferblatt zu schauen,
Als Ziffer steh'n die Stern' in Herrlichkeit,
Der Schlüssel dieser Sternuhr heißt „Vertrauen",
Und ihre Feder heißt „die Ewigkeit",
Und um dies Zifferblatt wie Lichtesreiger
Geh'n Sonn' und Mond, die gold'nen — alten Zeiger!

Und diese Uhr, zu hoch für Menschenzwerge,
Sie wird vom Erdenstaub verdorben nicht,
Sie spannt ihr blau Gehäus aus über Berge,
An Strahlen hängt herab ihr Uhrgewicht;

Einst sprengt ihr Schlag Marmor-Grab und Särge
Zur Stunde, die da rufet in's Gericht,
Beleuchtet nächtlich wird die Uhr im Dunkeln,
An der die alten Zeiger troststreich funkeln.

Der Zeiger „Mond“ macht um die Uhr die Runde,
Zum Sternbild „Jungfrau“ rücket er heran
Und zeigt des Herzens erste schönste Stunde,
Die Himmelsstunde „Liebe“ zeigt er an;
Herunter von der saphirenen Rotunde
Ertönt ein süßes Sphärenlied sodann,
Und wie aus einer Spieluhr, zart und leise,
Herniedertönt das Lied von Liebesweise:

„Eins“ ist die Liebe,
Gegenlieb' „Zwei“,
Auf daß sie stets bliebe,
Kommt auch die „Treu'“,
Dann waren's der Triebe
Zusammen schon „drei“,
Doch lang' nicht regierte
Das Kleeblatt allein,
Es stellte als „Vierte“
Sich „Eifersucht“ ein.
Die drei dann hatten
Den Frieden mehr nicht,
Denn Liebe sucht Schatten,
Und Eifersucht Licht;
Die Lieb' spielt Verstecken,
Die Eifersucht jagt,
Die Lieb' ist voll Schrecken,
Die Eifersucht wagt;
Die Liebe liebt Necken,
Die Eifersucht nagt!

Die Liebe lebt eben
Vom Zwiespalte fast,
Das Schönste im Leben
Wird nur durch Contrast:
Die Wolke weint, die Sonne lacht,
Und Regenbogen ist gemacht;
Das Herze lacht, das Auge weint,
Und Freudenthrän' erscheint;
Die Unschuld spricht, die Lippe schweigt,
Und das Erröthen wird erzeugt;
Ein Feuerstrahl, ein Wasserstrahl,
Und Demant wird so wie Opal!
Was ist der Liebe Paradies?
Ein Bischen Bitter, ein Bischen Süß,
Ein Bischen Lust, ein Bischen Leid,
Ein Bischen Fried', ein Bischen Streit,
Ein Bischen bejaht, Ein Bischen verneint,
Ein Bischen gelacht, ein Bischen geweint,
Ein Bischen Hitz', ein Bischen Frost,
Ein Bischen Wermuth, ein Bischen Most,
Ein Bischen Zank, ein Bischen Ruh',
Ein Bischen Sie, ein Bischen Du,
Ein Bischen Jen's, ein Bischen Dies,
Ein Bischen Bitter, ein Bischen Süß,
Das ist der Liebe P.radies! —

Und an der Uhr vom Sternenchor
Rückt schnell des Mondes Zeiger vor,
Am Sternbild „Zwilling" zeiget er auf „Zwei",
Die Stund' der Freundschaft kommt herbei.
Was ist der Mensch, der einsam ist,
Der Auster gleich, nach Sturmes Frist,
Die an dem Strand die Fluth vergißt?

Was ist die Blum', die einsam nickt,
Wenn Menschenhand sie niemals pflückt?
Was ist die Lerch', die einsam singt,
Wenn Menschenohr ihr Lied nicht trinkt?
Was ist die Thrän', die sich nur fließt,
Die nicht ein Menschenleid versüßt?
Was ist der Stern, der einsam zieht,
Wenn Menschenaug' nicht zu ihm sieht?
Was ist des Demants Glanz und Pracht,
Wenn er bei Menschenfest' nicht zu uns lacht?
Ein einsam Herz in Lust und Schmerz
Ist immer nur ein halbes Herz;
Zwei Herzen nur in Leid und Scherz
Die bilden erst ein ganzes Herz! —

Und wenn der gold'ne Zeiger ungehemmt
An's Sternbild „der Schütze" kömmt,
Die Stund' des Kriegs geschlagen hat,
Und „Mars" mit gold'nem Degenblatt,
Als Feldherr, tritt aus blauem Zelt
Und ruft die Krieger in das Feld!
Denn auch der Krieg, zur rechten Zeit und Frist,
Ein Himmelszeichen dorten oben ist.
Nicht auf des Silbers weißem Strahl
Zog Geist und Wissen über Berg und Thal,
Auch Gold nicht trug von Pol zu Pol
Des Glaubens heiliges Symbol.
Das Eisen nur, so g'ring gestellt,
Ist Gut und Blut und Mark der Welt.
Das Eisen nur, der schlichte Mann,
Ist alles Segens erster Ahn,
Das Eisen nur, das Gold begehrt
Vom Gnom, gekocht am finst'ren Herd,

Nur Eisen, durch Magnet bewährt,
Den Blitzstrahl seine Wege lehrt.
Das Eisen öffnet nur das Herz der Erd',
Das für ein Körnlein dankbar zehn beschert,
Das Eisen prüft des Mannes Werth —
Das Eisen d'rum sei hoch verehrt,
In Fried' und Krieg als Pflug und Schwert!

Der Krieg ist der Sitz
Der keimenden Saat,
Der Krieg ist der Blitz,
Der Krieg ist die That.
Wie süß ist die Lust,
Wenn Brust an Brust,
Und d'rauf und d'ran,
Und Mann an Mann,
Und Muth an Muth,
Und Blut an Blut,
Und Schwert an Schwert
Die Kraft bewährt!

Dann, wenn der Sturm hat ausgewittert,
Des Krieges Donner nicht mehr kracht,
Vom Trommelschlag die Luft nicht zittert,
Der Dampf sich hebt vom Feld der Schlacht,
Wenn aus der Wolke, strahlvergittert,
Die Friedenssonne wieder lacht,
Wenn das Unrecht liegt zersplittert,
Und wenn gesiegt das Recht mit Macht,
Der Hader, der die Zeit verbittert,
Durch Sieg zur Eintracht wird gebracht,
Wenn ausgekämpft der blut'ge Kriegerstrauß
Für Vaterland und Recht, Altar und Haus,
Dann, wenn das Schwert, der durst'ge Zecher,
Hat ausgeleert den rothen Becher,

Soll man den Becher credenzen,
Und den Soldat, der ihn geleert,
Dann soll man ihm bekränzen
Den Helm, den Schild und das Schwert!

Dann ist der Kranz zu reichen
Dem, der verspritzt sein Blut,
Der für uns über Leichen
Geschritten ist mit Muth.
Aus Lorbeer schlingt, aus Eichen
Den Kranz um seinen Hut,
Den Kranz, der ohne Gleichen,
Den Kranz, dem alle weichen,
Den Kranz als Sondergut,
Den Kranz, den tausend Jahre
Für Helden man gepflückt,
Den Kranz, der die Cäsare
Von jeher hat entzückt,
Den Kranz, mit dem die Bahre
Des Helden man noch schmückt,
Den Kranz der alten Götter,
Den Kranz der Lorbeerblätter! —

Der Zeiger „Mond“ in stiller Ferne
Kommt nun zum Sternenbild: die „Leier“;
Die schöne Stunde zeigt sie an,
In welcher auf der Erde hie
Das Menschenherz ist aufgethan
Dem Götterklang der „Poesie“!

Die „Leier“ ihre Saite spannt
Vom Himmel über Meer und Land,
Der Leier Griff gediegen Gold,
Die Saiten sind aus Licht gerollt,
Der Himmel ist das Notenblatt,
Ein jeder Stern sein Kreuzchen hat.

Und Engel gehen still herum
Und wenden still die Blätter um
Und von der „Leier" niederklingt
In lieblichsüßer Melodie
Was uns für Sträußchen bringt
Das Blumenmädchen „Poesie":

„Ein Blümchen von der Halde,
Das sich allein nur blüht,
Ein Zweig aus dunklem Walde,
Durch den ein Rauschen zieht.
Ein Tropfen aus der Quelle,
Aus der die Thräne fließt,
Ein Ton aus der Kapelle,
Wo Andacht sich ergießt.
Ein Klang der Philomele
Aus grünem Blätterdach,
Ein Hauch der Mädchenseele
Beim ersten Liebesach!
Die Inbrunst von dem Flehen
Der Mutter für das Kind,
Die Thräne, ungesehen,
Die in den Sand verrinnt.
Das Licht der Frühlingstage,
Den Traum der Sommernacht,
Die Antwort auf die Frage:
„Wozu das Herz gemacht?"
Das Alles dann in Tönen,
Gemischt zur Harmonie,
Das Leben zu verschönen
In tönender Magie,
Und tröstend zu versöhnen
Das Dorten und das Hie,
Des Herzens Wann und Wie! —
Das ist das Sträußchen „Poesie"! —

Und wenn die Leier ruht und schweigt,
Der „Mond“ ein and'res Sternbild zeigt,
Den „Becher“ oben, goldenblank,
Gefüllt mit klarem Aethertrank.
Der „Becher“ zeigt den „Frohsinn“ an,
Ruft herab dem Menschen dann:
Zur „frohen Stunde“ stoßet an!
So lang' hier dieser „Becher“ kreist,
Ist er für Euch gefüllt mit Lebensgeist,
So lange dieser „Becher“ nicht versank,
So lang' schenkt Gott Euch ein den Gnadentrank! —
Und nach dem „Becher“, lichterfüllt,
Zeigt Euch der „Mond“ ein and'res Bild,
Er zeigt das Sternenbild: „den Schwan“,
Die letzte Stunde zeigt er an,
Es tönt hernieder Schwanensang,
Aus Lebensfluth ein Todesklang.
Er singt herab von seiner Höh':
Der schönen Erde sagt: Ade!
Der Geist streift ab sein Lichtgefieder,
Das er dem Staube läßt als Staubtribut,
Als „Schwan“ schifft er zu seiner Heimat wieder,
Zum klaren See der ew'gen Himmelsfluth,
Und seinen Schwanensang singt er hernieder
Zum Staub, wo seine weiße Hülle ruht,
Die Erde hört des Todes Mahnungslieder
Und schaut zur Sternenuhr dann wehgemuth,
Und auf Unsterblichkeit sieht er mit Schweigen
Die alten Zeiger: „Mond“ und „Sonne“ zeigen!

Freipassirende humoristische Lamm-Gedanken und Schaf-Aphorismen

in diätetischen Portionen.

1.

Sprachkenntniß und Menschenkenntniß.

Sprachkenntniß und Menschenkenntniß sind die zwei Postpferde durch das Leben, sowohl für Lustfahrer, als für Geschäftsreisende.

Sprachen und Menschen haben viel Aehnliches. Die todten Sprachen und die todten Menschen werden höher geschätzt, als die lebenden Sprachen und die lebenden Menschen; und von den Sprachen wie von den Menschen ist es vollkommen wahr: „Wem die Todten gleichgiltig werden, dem werden es am Ende die Lebendigen auch!"

Der Mensch lernt oft fremde Sprachen mit Eifer kennen, und seine eigene nicht; der Mensch studirt auch oft fremde Menschen mit Eifer, doch seinen innern, eigenen Menschen sucht er selten oder nie kennen zu lernen! —

Je mehr Sprachen man kennen lernt, desto mehr Lust bekommt man, noch mehr Sprachen kennen zu lernen; je mehr Menschen aber man kennen lernt, desto weniger Lust bekommt man, noch mehr Menschen kennen zu lernen.

Gott hat dem Menschen die Sprache gegeben, damit er schweige; Gott hat dem Menschen das Schweigen gegeben, daß er damit rede!

Wie zur Sprachenkenntniß eine Sprachlehre, so braucht man zur Menschenkenntniß eine Menschenlehre, eine Menschen-Grammatik. Die Menschen-Grammatik besteht, wie jede andere Grammatik, in zwei Hälften. Zuerst kommen die Männer, die liefern die trockenen Regeln, wie die Menschheit construirt sein müßte oder sollte, aber sie liefern kein Beispiel dazu; dann kommen die Frauen als zweite, praktische Hälfte der Grammatik, sie liefern die auserlesensten Beispiele und Muster der Menschheit.

Es gibt Haupt- und Neben-Sprachen, so gibt es auch Haupt- und Neben-Menschen. Die Haupt-Menschen haben wie die Haupt-Sprachen ihre eigene Entstehung, sie verdanken Alles sich selbst, entstehen aus sich selbst; die Neben-Menschen verdanken wie die Neben-Sprachen ihre Existenz blos Andern, sie leiten ihre Wesenheit von fremden Menschen ab. Man könnte jene auch Ur-Menschen, diese abgeleitete Menschen nennen.

Wer den Zusammenhang der Menschen und ihre Kunde ergründen will, muß, wie bei der Ergründung der Sprachkunde, dieses durch die Vocale, durch die für sich und allein klingenden Selbstlaute der Menschheit thun, und nicht durch die Menschen-Consonanten oder Mitlauter, die für sich allein weder kurz noch lang,

weder scharf noch schwer klingen, und blos durch andere Menschen be- und gestimmt werden.

Wie unterscheiden sich die Männer von den Frauen in der Sprache?

Die Männer, wenn sie sprechen, sind sie wie Reisende, die blos ankommen, aber nicht reisen wollen; sie haben das Ziel der Reise im Auge, nicht den Weg, sie geben daher auf den Weg nicht Acht. Die Frauen hingegen, wenn sie sprechen, sind wie Reisende, die blos reisen und nie ankommen wollen, das Ziel ist ihnen gleichgiltig, der Weg: das Sprechen, ist der Zweck; sie verlängern gerne den Weg, machen Umwege, sind beständig auf der Reise und nie am Ende der Fahrt!

Wenn ich einen Mann reden höre, so will ich es ihm sogleich abhören, ob er ledig oder verheirathet ist. Ein lediger Mann spricht in einem Zuge fort, er sieht sich während der Rede nicht um. Wenn ein verheiratheter Mann lange spricht, so sieht sich jeder Satz verwundert und ängstlich um, ob ihm die Frau noch nicht in die Rede gefallen ist.

Der Mann betrachtet die Conversation wie einen Frachtwagen, er beladet sie so sehr mit schweren Dingen, daß sie sich nur langsam fortbewegt. Die Frauen betrachten die Conversation wie einen Luftballon, je weniger Gewicht sie mitnehmen, desto leichter geht's in die Höhe. Je höher sie sich versliegen, desto mehr Ballast werfen sie aus!

2.

Dichter-Natur und Natur-Dichter.

Was heißt ein Natur-Mensch? Gibt es einen Menschen ohne Natur? Einen Unnatur-Menschen? Leider ja!

Aber was heißt ein Natur-Dichter? Kann es einen Dichter ohne Natur geben? Die Natur kann sehr wohl ohne Dichter bestehen, aber kein Dichter ohne Natur!

Die Naturgeschichte der Natur-Dichter ist ganz einfach: weil sie in der Jugend nichts gelernt haben, und also natürlich im Alter nichts wissen, so werden sie wiederum natürlich Natur-Dichter!

Zu unsern Natur-Dichtern gehört eine gesunde Natur!

Ein Natur-Dichter ist eine auf den Kopf gefallene Dichter-Natur!

Eine Dichter-Natur schöpft ihre Dichtungen aus der Natur, ein Natur-Dichter schöpft seine Natur aus Dichtungen! Eine Dichter-Natur ist ein Wesen, wo die Natur hinter dem Dichter bleibt, ein Natur-Dichter ist ein Wesen, wo der Dichter hinter der Natur bleibt.

Blumentod.

Dem Orientalischen nachgebildet.

Wer da will mit Klang der Saiten
Rühren vieler Menschen Herz,
Singe nicht von Fröhlichkeiten,
Singe nur von Leid und Schmerz!
Denn es gibt gar viele Herzen,
Die mit Freude unbekannt,
Keines gibt es, das nicht Schmerzen,
Das nicht Leiden schon empfand!
Singet man von Freudenthränen,
Wird uns Mancher nicht versteh'n,
Singet man von Schmerzensthränen,
Die hat Jedermann geseh'n!
Glück und Lust sind blos nur Gäste
An dem langen Lebensmahl,
Rothe Tage, die als Feste
Im Kalender steh'n zumal;
Leid und Schmerz sind Tischgenossen,
Finden täglich sich da ein,
Thränen, die dem Schmerz geflossen,
Wässern stets den Lebenswein!
Kränze, die des Lebens Boten,
Sie vergeh'n am Hauch der Zeit,
Dornenkranz und Kranz der Todten
Dauern für die Ewigkeit! —

Laßt an Euer Herz d'rum kommen
 Einen Sang vom Todtenkranz,
Den die Muse abgenommen
 Einem Haupt im Frühlingsglanz.

In dem kleinen, stillen Zimmer
 Saß ein Mädchen ganz allein,
Bei dem blassen Strahlenschimmer
 Von des Zwielichts Dämmerschein.
Eine kleine, rothe Rose
 Glänzt wie ein Rubin im Haar,
Gold'ne Locken fielen lose
 Um das Antlitz, süß und klar.
Vor dem Sopha, auf dem Tische
 Steht ein Strauß, ganz frisch gepflückt,
Steht der duft'ge, reiche, frische,
 Den der Theure ihr geschickt. —

Allen Wesen, allen Reichen,
 Jedem Fühlen, noch so zart,
Gab der Schöpfer Sprach' und Zeichen,
 Ausdruck, Wort, nach eig'ner Art!
In den Wolken spricht der Himmel,
 Wenn sein Zorn im Blitz wird laut,
Und er spricht im Sterngewimmel,
 Wenn versöhnt er niederschaut;
Und die Erde spricht in Fluthen,
 Die ihr brechen aus der Brust,
Und das Feuer spricht in Gluthen
 Und in Flammenschrift mit Lust,

Und die Luft, sie spricht in Wettern,
Und in Donners Allgewalt,
Und der Zephyr spricht in Blättern,
Und der Sturm, er spricht im Wald!
Und der Berg, er spricht in Flammen,
Und das Wasser spricht im Bach.
Und die Wellen all' zusammen
Plaudern, was die Quelle sprach.
Und der Stein, er spricht mit Funken,
Und mit Blitzen spricht der Stahl,
Und die Wolke, sonnetrunken,
Spricht mit siebenfachem Strahl;
Unschuld spricht im Roth der Wangen,
Im Erbleichen spricht die Schuld,
Und mit Zittern sprechen Bangen,
Furcht, Entsetzen, Ungeduld!
Glaube spricht mit Händefalten,
Demuth mit gebeugtem Knie,
Lieb' allein und Liebewalten,
Liebe fand sich Sprache nie!
Nicht im Reich der hohen Lüfte,
Nicht im tiefen Meeresschooß,
Nicht im Reich der Erdengrüfte,
Nicht im Reich von Baum und Moos,
Nicht in Edelsteines Reichen,
Nicht in Süd und nicht in Nord
Fand die Liebe Bild und Zeichen,
Das sie senden könnt' als Wort!
Bis der Himmel aus der Ferne
Auf die Erde sich gesenkt,
Bis ein Kuß der lichten Sterne
Hat die Erd' mit Lieb' getränkt;

Wo nun unter'm Sternenkusse
Schamroth unsere Erde ward,
Sproßten schnell, im Farbengusse,
Rosen, Blumen, enggeschart!
Als die Blumen dann am Morgen
Aufgewacht zur Tageslust,
Stand ein Sternlein halb verborgen
In der Blumen off'nen Brust;
In den zarten Blumenblättern
Sich der Liebe Schrift ergießt,
Die in ihren Farbenlettern
Nur das Aug' der Liebe liest!
Und Geschlecht und Farb' und Zeile,
Blume, Stengel, Kelch und Dold'
Stehen nur als Redetheile
In der stummen Liebe Sold!
Nichts gab Gott der Liebe offen,
Als des Herzens kleinen Raum,
Und für jeden Tag ein Hoffen,
Und für jede Nacht den Traum,
Und die Thräne zu den Schmerzen,
Und die Blum' zum Freudenschritt,
Sprach darauf zum Liebesherzen:
„Das nimm hin und sprich damit!" —
— Und von Thränen reich begossen
Stand der Strauß von Blumen da,
Den das Mädchen, gramumflossen,
Als ein Abschiedszeichen sah!
Denn kein Strahl der Hoffnung glänzte
Ihrer dunklen Liebesnacht,
Nur den Grampokal credenzte
Ihr des Schicksals bitt're Macht!

Ewig muß sie bald vermissen,
Was ihr ewig theuer war,
Folgen soll sie, herzzerrissen,
Einem Andern zum Altar!
Und die letzte Blumengabe
Aus der theuren, theuren Hand,
Stiller Liebe einz'ge Gabe,
Stiller Liebe einzig Pfand,
Netzet sie mit heißen Thränen,
Alle Blätter sind schon naß,
Küsset sie mit heißem Sehnen,
Küßt sie ohne Unterlaß!
Und vom Schmerze hingerissen,
Sinkt sie still und gramverletzt
Auf des Sophas Seidenkissen,
Das mit Thränen sie benetzt,
Und aus ihrem Herzensgrunde
Ringt ein Beten sich empor:
Komm', o Tod, zu dieser Stunde,
Schließ' mir auf dein schwarzes Thor,
Weil' nicht an des Glückes Schwelle,
Geh' am Freudenhaupt vorbei,
Kehr' nicht ein bei Kerzenhelle,
Weile nicht beim Festglanzschein,
Löse nicht das Kind vom Herzen
Seiner Mutter, die's gebar,
Wirf die Sense voller Schmerzen
Nicht in ein beglücktes Paar!
Küss' erbleichend nicht die Lippe,
Die das Glück erst roth geküßt,
Lange nicht mit Deiner Hippe
Hin, wo Lebensfreud' noch ist! —

Dort erscheine, wo entlaubet
Steht des Lebens gold'ner Baum,
Wo der Gram den Schlaf beraubet,
Und die Qual beraubt den Traum!
Dort erscheine, wo das Hoffen
In Verzweiflung sich verkehrt,
Wo am Wurzelleben offen
Jammer und Vernichtung zehrt;
Mir erscheine, mir verkünde,
Daß der Herr mich rufet ab,
Daß ich nicht durch Frevelsünde
Selbst mich rette in das Grab;
Mir erschein', Du Gramverscheucher,
Mir erscheine Du recht bald,
Mir erschein', Du Friedensreicher,
Doch in freundlicher Gestalt!" —
So verklingend, schlafumfangen,
Und den Blick emporgelenkt,
Hat auf Aug' und Purpurwangen
Sich der Schlaf herabgesenkt;
Tageslicht war schon verkommen,
Dunkel hüllt das Zimmer ein,
Nur das Mondlicht, mild erglommen,
Füllt den Raum mit mattem Schein;
Bange Stille liegt im Dunkeln,
Ringsherum kein Lebenslaut,
Da — im Strauße — welch' ein Funkeln,
In den Blumen wird es laut;
Erst ein Flüstern in den Zweigen, —
Dann ein Rauschen wunderbar, —
Dann ein Beben, dann ein Neigen
In der Blumen bunten Schar, —

Plötzlich aus des Straußes Fächer
Ringt's wie Wolken sich heraus,
Und aus jedem Blumenbecher
Steigen ihre Geister aus!
Angethan mit Duftgewändern,
Nebelschleier zum Talar,
Blumenstaub zu Gürtelbändern
Und als Kron' den Thau im Haar.
Aus der Rose, weiß von Blättern,
Steigt ein Mädchen wunderzart,
Das vor liebeheißen Wettern
Sich das Herzblatt rein bewahrt.
Aus der Rose, roth und blühend,
Ringet sich ein üppig Weib,
Wünsche, Träume flattern glühend
Um den schlanken Götterleib.
Aus dem Kelch der stolzen „Aster“
Steigt ein Bildniß, rein und mild,
Gegen jedes Erdenlaster
Führt es seinen Sonnenschild!
Aus des „Rittersporns“ Mitte
Tritt ein Krieger voller Muth,
Und er trägt, nach alter Sitte,
Liebesschleifen auf dem Hut.
Aus dem Kelch der „Immortelle“
Springt der reichste Göttersohn,
Seiner Zither, goldenhelle,
Neigt sich mild die „Kaiserkron'“!
Von dem Zweig des „span'schen Flieder“
Tanzt in seinem Sammtbaret
Ein Hidalgo stolz hernieder,
Schlägt dazu sein Castagnett!

Aus des „Veilchens“ blauem Kleide
Huscht ein goldgelocktes Kind,
Bringt ein Röslein von der Haide
Demuthsreich als Angebind'.
Aus dem „Maaslieb“, zartverschlossen,
Steigt der blinde Gott heraus,
Leidensmaß, ganz voll gegossen,
Gießt er über Liebe aus!
Aus der „Todtenblume“ Becher
Schwebt der blasse Freund zuletzt,
Der dem durst'gen Lebenszecher
Letzten Trunk an Lippen setzt! —
Und die Geister hauchen, wehen,
Schweben her, nach Geistersinn,
Wie sie sich im Kreise drehen,
Singen sie zur Schläferin:
„Holdes Mädchen, süße Rose,
Schöne Schwester, gute Nacht!
Schlafe ein im Erdenschooße
Und im Himmel sei erwacht!
Holdes Mädchen, süße Schwester,
Schöne Blume, gute Nacht,
Nie ward einer Blume fester
Todesschlaf noch zugebracht!
Blasse Blume, Rose, süße,
Bleiche Schwester, gute Nacht!
Viele Grüße, Herzensgrüße
Von dem Fernen, habe Acht!
Weiße Rose, thränbethaute,
Grameschwester, gute Nacht!
In dem Traume sei der Traute
Dir noch selig zugedacht.

Holde Blume, farbenreiche,
Schmerzgebroch'ne, gute Nacht!
Schwestern aus dem Blumenreiche
Halten bei Dir Todtenwacht!
Süßes Mädchen, Blumenleben,
Holde Schwester, gute Nacht!
Blumentod ward Dir gegeben,
Blumenduft hat ihn gebracht!" —

Und der Morgenstrahl bricht helle
In das Zimmer schon herein,
Und die Geister schlüpfen schnelle
In den Blumenkelch hinein;
Als das Licht zum Tag gestaltet,
Hell darauf in's Zimmer sah,
Lag, die Hände sanft gefaltet,
Todtenblaß das Mädchen da;
Und die Augen, die einst klaren,
Waren noch von Thränen naß,
Und die Rose in den Haaren,
Wie sie selber, welk und blaß;
Und ein Lächeln, das voll Mildniß
Selbst den stillen Mund noch ziert,
Zeigt, welch' ein geliebtes Bildniß
Ihr der Tod hat zugeführt! —

Weil nur Liebe war ihr Leben,
Und ihr Tod nur „Blumenduft",
Werde ihr ein Grab gegeben
In der Dichtkunst gold'nen Gruft.

Und ihr Sarg, er wird getragen
Von der Horen holdem Chor,
Auf den schwarzbehängten Wagen
Heben Musen sie empor;
Und in dem Cypressenhaine
Graben ihre Zelle sie,
Und auf ihrem Leichensteine
Steht von Hand der Poesie:
„Lieb' und Rose, früh begraben,
Hört, was Euer Engel spricht:
Einen Frühling sollt Ihr haben,
Aber Herbst und Winter nicht!"

Konditorei des Jokus.

1.

Der Schneeberg-Fresser.

Wenn der Mensch nichts zu versäumen hat, so kann er mit der Eisenbahn fahren! Zum Beispiel von Wiener-Neustadt nach Wien. So fuhr ich denn auch an einem schönen Sonntage.

An einem Sonntage sollte man auf unsern Fahrten eigene Waggons haben: „Für Betrunkene."

Es ist ausgemacht, daß Betrunkene, sie mögen bezahlen wie viel sie wollen, stets zur letzten Classe gehören, ja, auch aus der letzten Classe sollten sie ausgeschlossen sein, und ein eigener Stall für ihre Beförderung eingerichtet sein!

Und mit den „Bierhallen" und mit den „Bier-Salons" nimmt die edle Leidenschaft der Trunkenheit sehr überhand! Und nun ein Bierrausch! Ein Betrunkener ist blos ein Thier, aber ein Thier ist noch zuweilen erträglich: allein ein vom Bier Betrunkener ist ein betrunkenes Thier!

Man fahre am Sonntag Abends zum Beispiel von Liesing mit der Eisenbahn weg, und man wird mit Schaudern sehen, was aus dem Menschen wird, wenn Gerste

und Hopfen den Verstand und die Sprache überwältigen und die beiden Vorzüge, welche der Mensch vor dem Thiere voraus hat, zur Thüre hinauswerfen und ganz allein Meister vom Meisterwerke der Schöpfung bleiben!!

Allein das war's nicht, worauf ich kommen will. Neben mir im Wagen, erste Classe, saß ein Mann, der kam vom Schneeberg.

Es sind schon viele Menschen vom Schneeberg gekommen, allein dieser brachte den Schneeberg mit! Er war durch und durch Schneeberg, er sprach von nichts, als vom Schneeberg, er dachte an nichts, als an den Schneeberg!

„Ich komme vom Schneeberg!" sagte er zu mir. „So?" war meine ganze Antwort.

Er: „Waren Sie schon einmal auf dem Schneeberg?"

Ich: „O ja."

Er: „Wann denn?"

Ich: „Nun, ich war einmal auf einem Berg, als Schnee auf ihm war, und das ist doch ein Schneeberg."

Er sah mich verächtlich an, und ich glaubte schon befreit zu sein; allein nach einigen Secunden drehte er sich um und fragte mich: „Sehen Sie ihn?" — „Wen denn?" — „Nun, den Schneeberg!" — Und dabei zeigte er mir den Schneeberg, der im Abendschimmer, so recht um mich zu ärgern, ganz deutlich und klar da lag.

Und nun lehnte er sich zum Fenster hinaus, zog ein mächtiges Perspectiv heraus und sagte: „Nein, der Schneeberg ist doch heut herrlich!"

Auch kam es mir vor, als schürzte er sich die Nase

wie einen Aermel in die Höhe, um den Schneeberg einzuathmen.

„Ich war zweimal auf dem Schneeberg," fuhr er wieder zu mir fort, „aber ich geh' im nächsten Jahr wieder auf den Schneeberg!"

Ich nickte freundlich mit dem Kopf, und er fuhr selig fort: „Sie, Sie sollen einmal auf den Schneeberg, das wär' was für Ihre Phantasie!" Ich lächelte wieder. „Ja, auf dem Schneeberg, da muß Einem die Poesie kommen!" sagte er, und rückte mehr an mich an; ich glaubte schon, es risse sich eine Lawine los und stürzte auf mich herab. Mich fröstelte. „Sehen Sie," sagte er, und zog ein Papier aus der Tasche, „ich bin kein Poet." Ich lächelte wieder, als wollte ich sagen: „Ja, das sehe ich," und er fuhr wieder fort: „Ich bin, auf Ehre, kein Poet, nein, nein, wahrhaftig nicht, aber auf dem Schneeberg bin ich ein Stück davon geworden!" — „Ein Stück Poet, oder ein Stück Schneeberg!" lächelte ich in mich hinein, und der Schneebergs-Enthusiast fuhr fort, indem er ein Papier entfaltete: „Auf der höchsten Spitze vom Schneeberg hab' ich das gedichtet, und ich bin eigentlich gar kein Dichter, nein, nein, das ist nicht nur gesagt, ich bin kein Dichter, ich hab' mich nicht d'rauf verlegt, meine Geschäfte leiden's nicht, und ich bin auch kein so ein Narr, um einer sein zu wollen, aber auf'm Schneeberg bin ich einer geworden! Hören Sie, und sagen Sie mir Ihre Meinung."

Ich fühlte einen ganzen Gletscher auf der Brust, und sprach mit jener Bescheidenheit, die jedem großen Genie

eigen ist, und die ich mir im Umgange mit Bühnenkünstlern eigen machte: „O ich bitte, mein Urtheil ist unbedeutend!“

Der Schneeberg-Mann aber saß schon wie ein Gnome auf meiner Brust und las:

„Gedanken auf dem Schneeberg.*)

(Als ich den Schneeberg zum zweiten Mal bestieg, dichtete ich oben auf dem Schneeberg folgende Gefühle, die mich schon damals überraschten, als ich den Schneeberg zum ersten Male bestieg.)

O Schneeberg, Schneeberg, da stehst Du wie ein Berg
von Schnee,
Rings herum nur Schnee, und Schnee auch allemal,
Wie ein weißer Berg schaust Du in die Höh',
Und doch ist unter Dir nur Thal!
Ich kam voll Gluth aus meiner Erdenhitze,
Mich fraß der Staub vor wenig Stunden auf,
Du Schneeberg kühlst mein Haupt, wenn ich auch irdisch
schwitze,
Dein Eis kühlt seiner Bäche Lauf!

O Schneeberg, Schneeberg, ich komm' zum zweiten Male,
— Heut' Nacht war ich in Reichenau,
Du hebst den Schnee zum blauen Sonnenstrahle,
Dein Schnee dünkt mir wie ein Bad so lau!
Und auf des Schneebergs Spitze oben,
Denk' ich mit Hitz' an Albertine doch,
Den Schneeberg werd' ich ewig heiß doch loben,
Und Albertine heißer lieben noch!“

---

*) Wörtlich getreu!

Er schwieg und sah mich forschend an, ich sagte nichts als: „st! st!" — und that, als ob ich nachdachte; er sah mich erwartungsvoll an, ich schüttelte das Haupt lange, sah zum Himmel empor und sagte endlich: „Ich dachte eben darüber nach, wie es kommt, daß der Mensch manchmal solche Momente der reinsten Begeisterung hat! Und es macht mich traurig, wenn ich denke, daß nur der Eindruck den Dichter macht! Was meinen Sie, wenn ich es versuchte, den Schneeberg zu besteigen?"

Er sprang entzückt in die Höhe: „Ach, vielleicht morgen?" — „Nein, leider ist es mir morgen noch nicht möglich!" — „Also übermorgen?" — „Ach, auch da nicht!" — „Die nächste Woche?" — „Kann sein!"

Der Schneeberg-Mann drückte mir die Hand: „Mit Ihnen geh' ich noch einmal auf den Schneeberg! Gewiß, ich freu' mich, zu sehen, was der Schneeberg aus Ihrem Talente Alles machen wird; denn sehen Sie, der Schneeberg hat einen eigenen Charakter, der Schneeberg ist nicht wie andere Berge, der Schneeberg —"

Hier pfiff es gellend, der Train hielt an, wir mußten aussteigen; er gab mir eine Karte und rief mir nach: „Wir reden noch wegen des Schneeberges!"

2.
Der Lassingfall, oder: Die kleine Portion Romantik.

Wie schön ist die Welt — auf den Globen; wie angenehm ist das Reisen — in der Stube; wie herrlich ist das Gebirge — im Reisewagen, und wie belohnend ist eine Aussicht — aus einem Eckfenster!

Was braucht der Mensch jetzt zu reisen, um die Welt zu sehen? Die Welt kommt jetzt zu ihm! Ihr wollt Bajaderen, Beduinen? Um fünfzehn Kreuzer Entrée könnt Ihr sie sehen. Gelüstet's Euch nach Türken, nach Griechen u. s. w.? Sie werden jetzt bei uns zu Türken und Griechen erzogen. Wollt Ihr Kameele, Leoparden, Lamas? Polito, Van Aken u. s. w.? Sie bringen sie Euch um zwei Gulden in die Soirée. Wollt Ihr einen Elephantenfang sehen? Im Colosseum für sechs Kreuzer. Das schöne Petersburg? Aus Holz, zum Sprechen, für zehn Kreuzer. Gelüstet Euch nach der Cachucha? Scholz tanzt sie zum Küssen. Nach steierischen Nationaltänzen? Spanische Tänzer tanzen sie Euch um vier Groschen.

Kurz, für Geld kommt Euch die ganze, liebe, kleine und große Welt in Euer Zimmer, um fünf Groschen könnt Ihr Sonnenaufgänge haben zu jeder Tageszeit, und um dreißig Kreuzer läßt man Euch den Vesuv Feuer speien, bis Ihr Mitleid mit ihm habt!

Allein die Berge, die Berge! Nein, die Berge, die kommen nicht ins Zimmer, das heißt, die wahren Berge,

von denen herab man **nie** etwas sieht, nein, die sind wie eingewurzelt, die kommen nicht in die Stadt! Und wer durchaus Berge sehen will, der muß hinaus

> In's feindliche Leben,
> Muß Trinkgelder geben,
> Muß rutschen und klettern,
> In Sturm und Wettern,
> Muß hungern und fasten,
> Muß keuchen ohn' Rasten,
> Bis oben am Ziele,
> Am Fuß einer Schwiele,
> Entzückt er gestehe,
> Daß — gar nichts er sähe!

Und nun gar die „Wasserfälle!" die Wasserfälle! Diese Büschklepper und Strauchdiebe der Romantik: die sich seitwärts am Wege immer verstecken, lauern, den Reisenden verlocken, und wenn er hinkommt, gar nicht zu finden sind!! Wenn so ein Wasserfall ein honneter, ehrlicher Kerl wär', was braucht er sich zu verstecken? Warum läßt sich so ein Wasserfall nicht wie jeder redliche Mensch frank und frei auf der offenen Landstraße sehen? Warum immer in einem Hohlwege, in einem Schlupfwinkel?

Mich erwischen sie nicht mehr, die dummen Wasserfälle, diese Land-Tröpfe, die in den „**Hand- und Reisebüchern**" sich sehr „**breit**" machen und dann schmal wie die blaue Seide aus dem grünen Jungfernkranz über ein Hügelchen herunterrieseln! Unsere Reisebeschreiber alle, wenn sie recht durstig sind, saugen sie so einen Wasserfall rein von den Brüsten der Natur weg!

Alle sagen sie: „Wenn der Reisende Zeit hat, mache er noch einen Abstecher dahin oder dorthin, es ist belohnend!“

Wenn der Reisende Zeit hat! Wer keine Zeit hat, reist nicht! Dann macht man richtig seinen Abstecher dahin oder dorthin, und ist richtig wie abgestochen! Auch belohnend ist es für den Führer!

Lieber Leser, wenn Du reisest, so bitte ich Dich, nur keinen „kleinen Abstecher“! Die kleinen Abstecher sind für Reisende, welche die Reise beschreiben wollen; die stechen bei diesen kleinen Abstechern immer noch ein kleines Honorar ab, das ist belohnend! Aber wer zu seinem Vergnügen, das heißt zu seiner Strapaze, ins Gebirge reist, der mache nur keinen „kleinen Abstecher“! Die großen Abstecher stechen Einen schon genug, es bedarf gar keiner kleinen mehr!

Willst Du aber durchaus bei Deiner Gebirgsreise einen „kleinen Abstecher“ machen, so rathe ich Dir, lieber Leser, mach' einen kleinen Abstecher nach Wien, das ist sehr belohnend!

Also, nach dem Schneeberg! Nach dem Schneeberg!

Ja, nach dem Schneeberg ist es sehr angenehm, aber bei dem Schneeberg und auf dem Schneeberg, da rath' ich dem Leser einen „kleinen Abstecher“ nach Wien zu machen.

Du weißt gar nicht, lieber Leser, was ich für ein großer Dichter bin, das heißt, welche Phantasie ich habe! Wenn ich bei Dehne Eis esse, sehe ich im Geiste alle Gletscher, die Jungfrau, das Schreckhorn, die Alpen u. s. w.!

Wenn ich im Casino Champagner trinke, spaziere ich im Geiste in den gesegneten Hügeln der Champagne umher. Wenn ich eine Pomeranze esse, so ergehe ich mich in den Orangenwäldern von Ischia und Capri; wenn ich Schweizerkäse esse, sehe ich die Schweiz plastisch vor mir, mit allen Mimilis und Lieslis, und allen naiven Lustspielkühen der dramatischen Schweiz; wenn ich einen „Schmarrn" esse, so esse ich ganz Steiermark und die ganze deutsche Journalistik in effigie mit; und wenn ich eine Schale Crême au sucre genieße, so bilde ich mir ein, ich sitze auf dem Schneeberg.

Lieber Leser, willst Du Dir das mit mir einbilden? Nichts leichter, als das!

„Reich' mir die Hand, mein Leben,
Komm' auf den Schneeberg mit mir!"

Ach, da sind wir! Eine schöne Höhe! aber höllisch kalt! „Aber ich sehe ja gar nichts!" — „Das thut nichts, wir kommen drei Wochen nacheinander, einmal wird's doch hell sein!" — „Ach, jetzt ist's endlich hell!" — „Ach!" — „Himmlisch!" — Warum klappern Ihnen denn die Zähne, ist das himmlisch?" — „Ach, die Aussicht!" — „Was sehen Sie denn?" — „Kommen Sie einmal her. Sehen Sie dort?" — „Dort? wo?" — „Nun ja dort, wo so eine Art von blauem Streif —" — „Ja, richtig, ich sehe eine Art von einer Art von Streif, was ist das?" — „Das ist der Montblanc!" — „Der Montblanc? da zweifle ich doch." — „Sie zweifeln, ich seh' ihn genau,

Und ihr Sarg, er wird getragen
Von der Horen holdem Chor,
Auf den schwarzbehängten Wagen
Heben Musen sie empor;
Und in dem Cypressenhaine
Graben ihre Zelle sie,
Und auf ihrem Leichensteine
Steht von Hand der Poesie:
„Lieb' und Rose, früh begraben,
Hört, was Euer Engel spricht:
Einen Frühling sollt Ihr haben,
Aber Herbst und Winter nicht!"

Konditorei des Jokus.

1.

Der Schneeberg-Fresser.

Wenn der Mensch nichts zu versäumen hat, so kann er mit der Eisenbahn fahren! Zum Beispiel von Wiener-Neustadt nach Wien. So fuhr ich denn auch an einem schönen Sonntage.

An einem Sonntage sollte man auf unsern Fahrten eigene Waggons haben: „Für Betrunkene."

Es ist ausgemacht, daß Betrunkene, sie mögen bezahlen wie viel sie wollen, stets zur letzten Classe gehören, ja, auch aus der letzten Classe sollten sie ausgeschlossen sein, und ein eigener Stall für ihre Beförderung eingerichtet sein!

Und mit den „Bierhallen" und mit den „Bier-Salons" nimmt die edle Leidenschaft der Trunkenheit sehr überhand! Und nun ein Bierrausch! Ein Betrunkener ist blos ein Thier, aber ein Thier ist noch zuweilen erträglich: allein ein vom Bier Betrunkener ist ein betrunkenes Thier!

Man fahre am Sonntag Abends zum Beispiel von Liesing mit der Eisenbahn weg, und man wird mit Schaudern sehen, was aus dem Menschen wird, wenn Gerste

Und ihr Sarg, er wird getragen
Von der Horen holdem Chor,
Auf den schwarzbehängten Wagen
Heben Musen sie empor;
Und in dem Cypressenhaine
Graben ihre Zelle sie,
Und auf ihrem Leichensteine
Steht von Hand der Poesie:
„Lieb' und Rose, früh begraben,
Hört, was Euer Engel spricht:
Einen Frühling sollt Ihr haben,
Aber Herbst und Winter nicht!“

Konditorei des Jokus.

1.

Der Schneeberg-Fresser.

Wenn der Mensch nichts zu versäumen hat, so kann er mit der Eisenbahn fahren! Zum Beispiel von Wiener-Neustadt nach Wien. So fuhr ich denn auch an einem schönen Sonntage.

An einem Sonntage sollte man auf unsern Fahrten eigene Waggons haben: „Für Betrunkene.“

Es ist ausgemacht, daß Betrunkene, sie mögen bezahlen wie viel sie wollen, stets zur letzten Classe gehören, ja, auch aus der letzten Classe sollten sie ausgeschlossen sein, und ein eigener Stall für ihre Beförderung eingerichtet sein!

Und mit den „Bierhallen“ und mit den „Bier-Salons“ nimmt die edle Leidenschaft der Trunkenheit sehr überhand! Und nun ein Bierrausch! Ein Betrunkener ist blos ein Thier, aber ein Thier ist noch zuweilen erträglich: allein ein vom Bier Betrunkener ist ein betrunkenes Thier!

Man fahre am Sonntag Abends zum Beispiel von Liesing mit der Eisenbahn weg, und man wird mit Schaudern sehen, was aus dem Menschen wird, wenn Gerste

und Hopfen den Verstand und die Sprache überwältigen und die beiden Vorzüge, welche der Mensch vor dem Thiere voraus hat, zur Thüre hinauswerfen und ganz allein Meister vom Meisterwerke der Schöpfung bleiben!!

Allein das war's nicht, worauf ich kommen will. Neben mir im Wagen, erste Classe, saß ein Mann, der kam vom Schneeberg.

Es sind schon viele Menschen vom Schneeberg gekommen, allein dieser brachte den Schneeberg mit! Er war durch und durch Schneeberg, er sprach von nichts, als vom Schneeberg, er dachte an nichts, als an den Schneeberg!

„Ich komme vom Schneeberg!" sagte er zu mir. „So?" war meine ganze Antwort.

Er: „Waren Sie schon einmal auf dem Schneeberg?"

Ich: „O ja."

Er: „Wann denn?"

Ich: „Nun, ich war einmal auf einem Berg, als Schnee auf ihm war, und das ist doch ein Schneeberg."

Er sah mich verächtlich an, und ich glaubte schon befreit zu sein; allein nach einigen Secunden drehte er sich um und fragte mich: „Sehen Sie ihn?" — „Wen denn?" — „Nun, den Schneeberg!" — Und dabei zeigte er mir den Schneeberg, der im Abendschimmer, so recht um mich zu ärgern, ganz deutlich und klar da lag.

Und nun lehnte er sich zum Fenster hinaus, zog ein mächtiges Perspectiv heraus und sagte: „Nein, der Schneeberg ist doch heut herrlich!"

Auch kam es mir vor, als schürzte er sich die Nase

wie einen Aermel in die Höhe, um den Schneeberg einzuathmen.

„Ich war zweimal auf dem Schneeberg," fuhr er wieder zu mir fort, „aber ich geh' im nächsten Jahr wieder auf den Schneeberg!"

Ich nickte freundlich mit dem Kopf, und er fuhr selig fort: „Sie, Sie sollen einmal auf den Schneeberg, das wär' was für Ihre Phantasie!" Ich lächelte wieder. „Ja, auf dem Schneeberg, da muß Einem die Poesie kommen!" sagte er, und rückte mehr an mich an; ich glaubte schon, es risse sich eine Lawine los und stürzte auf mich herab. Mich fröstelte. „Sehen Sie," sagte er, und zog ein Papier aus der Tasche, „ich bin kein Poet." Ich lächelte wieder, als wollte ich sagen: „Ja, das sehe ich," und er fuhr wieder fort: „Ich bin, auf Ehre, kein Poet, nein, nein, wahrhaftig nicht, aber auf dem Schneeberg bin ich e'n Stück davon geworden!" — „Ein Stück Poet, oder ein Stück Schneeberg!" lächelte ich in mich hinein, und der Schneebergs-Enthusiast fuhr fort, indem er ein Papier entfaltete: „Auf der höchsten Spitze vom Schneeberg hab' ich das gedichtet, und ich bin eigentlich gar kein Dichter, nein, nein, das ist nicht nur gesagt, ich bin kein Dichter, ich hab' mich nicht d'rauf verlegt, meine Geschäfte leiden's nicht, und ich bin auch kein so ein Narr, um einer sein zu wollen, aber auf'm Schneeberg bin ich einer geworden! Hören Sie, und sagen Sie mir Ihre Meinung."

Ich fühlte einen ganzen Gletscher auf der Brust, und sprach mit jener Bescheidenheit, die jedem großen Genie

eigen ist, und die ich mir im Umgange mit Bühnenkünstlern eigen machte: „O ich bitte, mein Urtheil ist unbedeutend!"

Der Schneeberg-Mann aber saß schon wie ein Gnome auf meiner Brust und las:

„Gedanken auf dem Schneeberg.*)

(Als ich den Schneeberg zum zweiten Mal bestieg, dichtete ich oben auf dem Schneeberg folgende Gefühle, die mich schon damals überraschten, als ich den Schneeberg zum ersten Male bestieg.)

O Schneeberg, Schneeberg, da stehst Du wie ein Berg
von Schnee,
Rings herum nur Schnee, und Schnee auch allemal,
Wie ein weißer Berg schaust Du in die Höh',
Und doch ist unter Dir nur Thal!
Ich kam voll Gluth aus meiner Erdenhitze,
Mich fraß der Staub vor wenig Stunden auf,
Du Schneeberg kühlst mein Haupt, wenn ich auch irdisch
schwitze,
Dein Eis kühlt seiner Bäche Lauf!

O Schneeberg, Schneeberg, ich komm' zum zweiten Male,
— Heut' Nacht war ich in Reichenau,
Du hebst den Schnee zum blauen Sonnenstrahle,
Dein Schnee dünkt mir wie ein Bad so lau!
Und auf des Schneebergs Spitze oben,
Denk' ich mit Hitz' an Albertine doch,
Den Schneeberg werd' ich ewig heiß doch loben,
Und Albertine heißer lieben noch!"

---

*) Wörtlich getreu!

Er schwieg und sah mich forschend an, ich sagte nichts als: „st! st!" — und that, als ob ich nachdachte; er sah mich erwartungsvoll an, ich schüttelte das Haupt lange, sah zum Himmel empor und sagte endlich: „Ich dachte eben darüber nach, wie es kommt, daß der Mensch manchmal solche Momente der reinsten Begeisterung hat! Und es macht mich traurig, wenn ich denke, daß nur der Eindruck den Dichter macht! Was meinen Sie, wenn ich es versuchte, den Schneeberg zu besteigen?"

Er sprang entzückt in die Höhe: „Ach, vielleicht morgen?" — „Nein, leider ist es mir morgen noch nicht möglich!" — „Also übermorgen?" — „Ach, auch da nicht!" — „Die nächste Woche?" — „Kann sein!"

Der Schneeberg-Mann drückte mir die Hand: „Mit Ihnen geh' ich noch einmal auf den Schneeberg! Gewiß, ich freu' mich, zu sehen, was der Schneeberg aus Ihrem Talente Alles machen wird; denn sehen Sie, der Schneeberg hat einen eigenen Charakter, der Schneeberg ist nicht wie andere Berge, der Schneeberg —"

Hier pfiff es gellend, der Train hielt an, wir mußten aussteigen; er gab mir eine Karte und rief mir nach: „Wir reden noch wegen des Schneeberges!"

2.
Der Lassingfall, oder: Die kleine Portion Romantik.

Wie schön ist die Welt — auf den Globen; wie angenehm ist das Reisen — in der Stube; wie herrlich ist das Gebirge — im Reisewagen, und wie belohnend ist eine Aussicht — aus einem Eckfenster!

Was braucht der Mensch jetzt zu reisen, um die Welt zu sehen? Die Welt kommt jetzt zu ihm! Ihr wollt Bajaderen, Beduinen? Um fünfzehn Kreuzer Entrée könnt Ihr sie sehen. Gelüstet's Euch nach Türken, nach Griechen u. s. w.? Sie werden jetzt bei uns zu Türken und Griechen erzogen. Wollt Ihr Kameele, Leoparden, Lamas? Polito, Van Aken u. s. w.? Sie bringen sie Euch um zwei Gulden in die Soirée. Wollt Ihr einen Elephantenfang sehen? Im Colosseum für sechs Kreuzer. Das schöne Petersburg? Aus Holz, zum Sprechen, für zehn Kreuzer. Gelüstet Euch nach der Cachucha? Scholz tanzt sie zum Küssen. Nach steierischen Nationaltänzen? Spanische Tänzer tanzen sie Euch um vier Groschen.

Kurz, für Geld kommt Euch die ganze, liebe, kleine und große Welt in Euer Zimmer, um fünf Groschen könnt Ihr Sonnenaufgänge haben zu jeder Tageszeit, und um dreißig Kreuzer läßt man Euch den Vesuv Feuer speien, bis Ihr Mitleid mit ihm habt!

Allein die Berge. die Berge! Nein, die Berge, die kommen nicht ins Zimmer, das heißt, die wahren Berge,

von denen herab man nie etwas sieht, nein, die sind wie eingewurzelt, die kommen nicht in die Stadt! Und wer durchaus Berge sehen will, der muß hinaus

In's feindliche Leben,
Muß Trinkgelder geben,
Muß rutschen und klettern,
In Sturm und Wettern,
Muß hungern und fasten,
Muß keuchen ohn' Rasten,
Bis oben am Ziele,
Am Fuß einer Schwiele,
Entzückt er gestehe,
Daß — gar nichts er sähe!

Und nun gar die „Wasserfälle!“ die Wasserfälle! Diese Büschklepper und Strauchdiebe der Romantik: die sich seitwärts am Wege immer verstecken, lauern, den Reisenden verlocken, und wenn er hinkommt, gar nicht zu finden sind!! Wenn so ein Wasserfall ein honneter, ehrlicher Kerl wär', was braucht er sich zu verstecken? Warum läßt sich so ein Wasserfall nicht wie jeder redliche Mensch frank und frei auf der offenen Landstraße sehen? Warum immer in einem Hohlwege, in einem Schlupfwinkel?

Mich erwischen sie nicht mehr, die dummen Wasserfälle, diese Land-Tröpfe, die in den „Hand- und Reisebüchern“ sich sehr „breit“ machen und dann schmal wie die blaue Seide aus dem grünen Jungfernkranz über ein Hügelchen herunterrieseln! Unsere Reisebeschreiber alle, wenn sie recht durstig sind, saugen sie so einen Wasserfall rein von den Brüsten der Natur weg!

Alle sagen sie: „Wenn der Reisende Zeit hat, mache er noch einen Abstecher dahin oder dorthin, es ist belohnend!"

Wenn der Reisende Zeit hat! Wer keine Zeit hat, reist nicht! Dann macht man richtig seinen Abstecher dahin oder dorthin, und ist richtig wie abgestochen! Auch belohnend ist es für den Führer!

Lieber Leser, wenn Du reisest, so bitte ich Dich, nur keinen „kleinen Abstecher"! Die kleinen Abstecher sind für Reisende, welche die Reise beschreiben wollen; die stechen bei diesen kleinen Abstechern immer noch ein kleines Honorar ab, das ist belohnend! Aber wer zu seinem Vergnügen, das heißt zu seiner Strapaze, ins Gebirge reist, der mache nur keinen „kleinen Abstecher"! Die großen Abstecher stechen Einen schon genug, es bedarf gar keiner kleinen mehr!

Willst Du aber durchaus bei Deiner Gebirgsreise einen „kleinen Abstecher" machen, so rathe ich Dir, lieber Leser, mach' einen kleinen Abstecher nach Wien, das ist sehr belohnend!

Also, nach dem Schneeberg! Nach dem Schneeberg!

Ja, nach dem Schneeberg ist es sehr angenehm, aber bei dem Schneeberg und auf dem Schneeberg, da rath' ich dem Leser einen „kleinen Abstecher" nach Wien zu machen.

Du weißt gar nicht, lieber Leser, was ich für ein großer Dichter bin, das heißt, welche Phantasie ich habe! Wenn ich bei Dehne Eis esse, sehe ich im Geiste alle Gletscher, die Jungfrau, das Schreckhorn, die Alpen u. s. w.!

Wenn ich im Casino Champagner trinke, spaziere ich im Geiste in den gesegneten Hügeln der Champagne umher. Wenn ich eine Pomeranze esse, so ergehe ich mich in den Orangenwäldern von Ischia und Capri; wenn ich Schweizerkäse esse, sehe ich die Schweiz plastisch vor mir, mit allen Mimilis und Lieslis, und allen naiven Lustspielkühen der dramatischen Schweiz; wenn ich einen „Schmarrn" esse, so esse ich ganz Steiermark und die ganze deutsche Journalistik in effigie mit; und wenn ich eine Schale Crême au sucre genieße, so bilde ich mir ein, ich sitze auf dem Schneeberg.

Lieber Leser, willst Du Dir das mit mir einbilden? Nichts leichter, als das!

„Reich' mir die Hand, mein Leben,
Komm' auf den Schneeberg mit mir!"

Ach, da sind wir! Eine schöne Höhe! aber höllisch kalt! „Aber ich sehe ja gar nichts!" — „Das thut nichts, wir kommen drei Wochen nacheinander, einmal wird's doch hell sein!" — „Ach, jetzt ist's endlich hell!" — „Ach!" — „Himmlisch!" — Warum klappern Ihnen denn die Zähne, ist das himmlisch?" — „Ach, die Aussicht!" — „Was sehen Sie denn?" — „Kommen Sie einmal her. Sehen Sie dort?" — „Dort? wo?" — „Nun ja dort, wo so eine Art von blauem Streif —" — „Ja, richtig, ich sehe eine Art von einer Art von Streif, was ist das?" — „Das ist der Montblanc!" — „Der Montblanc? da zweifle ich doch." — „Sie zweifeln, ich seh' ihn genau,

und rechts geht eben ein Salami-Mann hinauf und verliert eine lange Salami." — „Ach, wie herrlich!" — „Sehen Sie dort so eine Art von Gebüsch?" — „Eine Art Gebüsch? wo?" — „Dort, rechts, eigentlich links, aber gegen rechts, so inzwischen." — „Ja, ja, ich sehe, was ist das? — „Das sind die französischen Staatswaldungen!" — „Irren Sie sich vielleicht nicht?" — „Ich? ich sehe jeden Baum! Dort sitzen auf einer weißen Buche sechs Kieferraupen und berathschlagen sich, ob sie die Waldung als Kriegssteuer hergeben sollen!" — „O, zum Entzücken!" — „Sehen Sie dort tief unten, so eine Art von Punkt, weißlich, eigentlich bläulich, aber so gewiß röthlich, sehen Sie?" — „Ja, ich sehe da einen Punkt, wo eine Art von Punkt ist — was ist das?" — „Das ist der finnische Meerbusen." — „Ach, sollte da nicht Klosterneuburg dazwischen liegen, und es unmöglich machen?" — „Ach nein, da steigt eben eine Finne aus dem Nachen und bezahlt dem Schiffer zwei Silberrubel aus Papier. — Sehen Sie dort tief unten, in der Höhe, am Abhange, dort, wo die zwei Kuppen eine Gabel bilden, am Haken, bei dem weißen Streif, quer ab, schräg hinüber, gerade an der untersten Kante, sehen Sie?" — „Ja, etwas undeutlich, aber ziemlich klar, was ist das?" — „Das ist London." — „London? das ist ja gar da drunten, da ganz am Eck, da, wo das Contingent sich ins Meer ergießt?" — „Richtig, ebendasselbe, da sehen Sie, da fahren eben zwei Kohlenwägen in den Tunnel unter der Themse ein, und der eine Kutscher sagt zu

einem Stutzer, der vorübergeht: „Fahren mer, Euer Gnaden?“ — „Ja, es ist erstaunlich!“ — u. s. w. — u. s. w. —

Siehst Du, lieber Leser, komm' nur immer mit mir, wir sehen grad so viel in unserm Zimmer, wie die Leute da oben auf dem Schneeberg.

Bis Lilienfeld ereignete sich nichts, gar nichts, rein nichts. Der Leser sieht, daß ich keine „Reisebeschreibung“ ums Geld schreibe, sonst könnte ich von Wien bis Lilienfeld gar Manches bemerkt haben, zum Beispiel, daß es gar nichts zu bemerken gibt. Lilienfeld liegt sehr schön, etwas düster, aber romantisch. Die Kirche ist imposant und herrlich. Wenn der Reisende hier etwas Zeit gewinnen kann, so rathe ich ihm, einen kleinen Abstecher nach Wien zu machen, das ist sehr belohnend.

Weil ich nun gerade in Lilienfeld bin, so mache ich jeden Forellen-Freund aufmerksam, wenn er gute, ausgezeichnete Forellen essen will, ja nicht zu vergessen, wenn er je nach Steiermark geht, im „Casino“ in Wien, am neuen Markt, sich Forellen geben zu lassen. Auf die Forellen während der Reise im Gebirge verlasse er sich ja nicht, die Forellen sind schlüpfrig. In Steiermark und im Conversations-Lexikon findet er von Forellen nichts!

O Leben, Leben, bist du denn nichts, als eine fortgesetzte Reise durch's Land der Illusionen!?

Es war eine meiner letzten Täuschungen: „nach Steiermark gehen und Forellen an der Quelle essen“, ich habe mir diese Illusion aufbewahrt bis in die

spätesten Tage meines Lebens, und nun, — und nun — es ist schauderhaft! — Ich fragte überall nach Forellen,

„Ich frug den Heerzug auf und ab!“

Ich möchte überhaupt wissen, was die guten Leute mit ihren Natur-Producten anfangen!? Man fährt an den Flüssen vorüber, sie wimmeln von Forellen, sie glinzern silbern und goldgefleckt, wie geharnischte Märleins, aus dem flüssigen Element, der Mund läuft Einem voll Wasser mit Forellen, — man schwelgt in dem Gedanken, in dieser Gegend, in diesem Forellen-Eldorado werde man sich so recht auf Zeitlebens durchforellen, allein

„Eitler Wahn, betrog'nes Hoffen!“

Nirgends bekommt man eine Forelle, und bekommt man eine, so ist es keine! Forellchen, klein wie das Verdienst der Seiltänzer um die Menschheit, trocken und blaß wie ein Moralphilosophem, und theuer — theuer — wie eine wirkliche, große, herrliche — Forelle im Casino zu Wien! —

„Welche Lust gewährt das Reisen!“

Man fährt von Wien nach Maria-Zell, zurück durch's „Höllenthal“ nach Guttenstein u. s. w., man fährt, um mit unsern Reisebeschreibern zu reden, durch ein Paradies!

Nun ja, Jeder malt sich so sein eigenes Paradies; ich sah die vollen, üppigen Gärten, voll Kraut und Kohl, voll gelber Rüben, weißer Rüben, rother Rüben, voll Spinat, Salat, Sellerie, Blaukohl, Artischocken, Blumenkohl u. s. w., kurz, ein ganzes Zugemüse-Paradies, und ich freute mich auch auf das nächste Gasthaus, wo ich

ein Stückchen gekochtes Paradies mit Butter werde zu essen bekommen, denn

„Meine Schwachheit, süße Seele,
Ich Dir länger nicht verhehle:"

ich esse gerne Zugemüse.

Ich weiß, meine Feinde werden dies wieder benützen und gegen mich schreiben; besonders war da vor einiger Zeit wieder ein junger Literat bei mir, dem ich zehn Gulden und etwas Wäsche geliehen und einen Empfehlungsbrief nach Hamburg mitgegeben habe; der geht gewiß jetzt dahin und schreibt ein Pasquill über mich, in welchem er sehr viel darüber schreibt, daß ich „Zugemüse gerne esse" u. s. w. Allein da draußen wird schon wieder ein solcher Lump über ihn kommen, wie er selber ist, und wird ihm sein Horn abstoßen, denn Goethe sagt vortrefflich:

„Ein jeder solcher Lumpenhunde
Wird von einem Zweiten abgethan!"

Also, ich freute mich in diesen zauberischen Zugemüsegärten auf die Wirthshäuser, allein

„Eitler Wunsch, verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Füllt in Steiern man den Magen,
„Sterz" und „Schmarrn" kriegt den Preis."

Nirgends, um keinen Preis ein grünes Zugemüse zum Essen. Nie und nirgends eine Erdbeere, und bekommt man ein Bischen, so sind sie theurer als im Casino zu Wien!

O Nikolai, Nikolai! Komm' einmal in unser Gebirg! Was brauchst Du nach Welschland zu gehen, um große Flöhe und schlechtes, theures Essen zu haben —

„Was willst Du in die Weite schweifen,
Sieh', das Gute liegt so nah'!"

Gegen Mittag erreichten wir das Gasthaus auf dem Annaberg.

Ein schöner, langer, gedehnter Berg, der die sonderbare Eigenschaft hat, daß man die äußerste Höhe nicht eher erreicht, bis man völlig oben ist, und wenn man oben ist, kann man so tief hinabschauen, als er hoch ist!

Um aber den Reisenden die Aussicht so bequem als möglich zu machen, hat der Gasthaus-Inhaber sein Gasthaus so gestellt, daß die Fenster desselben gerade auf eine schwarze Mauer gegenüber gehen, und der Reisende also nichts sieht, wenn er nicht ums Wirthshaus herumgeht! Eine Einrichtung, die gewiß aus lauter Respect vor der Natur entstanden ist!

Also am Annaberg wurde Mittag gemacht. Ein herrlicher Punkt! Wenn der Reisende sich hier einige Zeit abmäßigen kann, so mache er einen kleinen Abstecher nach Wien, das ist sehr belohnend! Besonders um die Mittagszeit.

Meine verfluchte Schuldigkeit wäre es zwar, ein Schwärmer zu sein, denn ich bin geborner Humorist, verehlichter Dichter! Natur, Berg, Thal, Wald, Duft, Wolken, Regenbogen, Schlucht u. s. w., das Alles kann man auf dem Annaberg löffelvoll haben, — allein ich glaube, der Hunger ist stärker als die Romantik!

Man mache einmal den Versuch, und nehme das ausgezeichnetste Exemplar von einem Naturdichter, zum Beispiel einen Natur-Matthisson, wenn er recht hungrig ist,

das heißt, wenn er erst zwei Tage im Gebirge gereist hat und „Forellen“ und „Zugemüse“ liebt, und setze ihn dann zu Tisch; man setze ihm rechts die Aussicht ins Campaner Thal und links eine gute Grüne-Erbsen-Suppe, rechts einen Regenbogen mit drei Fractionen und links ein real roastbeef, rechts eine Schlucht mit wilden zackichten Tannen und links eine Schüssel große Forellen mit Aspik, rechts einen schäumenden Wasserfall und links Clicquot non mousseux und sehe, wohin sich der hungerige Natur-Matthisson wenden wird!

Ich weiß, empfindsame Leser werden sagen: Das ist prosaisch! Aber ich weiß auch, hungerige Leser werden sagen: Das ist wahr! Und es ist noch die Frage, ob ein Journalist mehr empfindsame oder mehr hungerige Leser hat!

Ich war in diesem Augenblicke, als ich auf dem Annaberg ankam, der hungerigste Mensch auf der Erde, mit Ausnahme des ehrenwerthen Herrn —chl, welcher, da er nur Mitarbeiter und ich Redacteur des „Humoristen“ bin, ex offo hungeriger sein muß, als ich. Auf —chl's Antlitz, welcher noch nicht so viel Berge und Aussichten verzehrt hat, als ich, malte sich der Kampf zwischen Natur und Hunger wie eine Fata Morgana ab, — allein die Natur siegte, daß heißt seine Natur: der Hunger.

Wir aßen. Wie wir aßen? Was wir aßen? Laßt mich davon schweigen, allein von Einem muß ich reden, von einem Schmarrn!

Schmarrn, Bergnymphe, Göttin der friedlichen Alpen! goldgelockte Gespielin der Wolken! aufgesäugt an den Brüsten der Isis, Schmarrn,

> Wo find' ich dich,
> Nach welcher sich
> Die Wand'rer alle sehnen?

Auf dem Annaberg, wo der klassische Boden der Schmarrn ist, die terra firma des Schmarrns, da, da kostet ein magerer, schlechter, zuckerloser, blasser, zerrissener, tendenzloser Schmarrn für drei Personen nicht weniger als — zwei Gulden!!!!!!

Ich glaub' an gar keine Natur mehr! Es gibt und gab gar kein Arkadien! Die Schäfer sind erlogene Bestien und die liebe Einfalt in den Strohhütten ist canailliöse Spitzbüberei!

Ein „Schmarrn" für drei Personen, roh — ungesalzen, mager, blaß — das heißt nicht die Personen, sondern der „Schmarrn", inmitten der strotzigen Brüste und Euter der Natur, inmitten von Arkadien, inmitten von Kühen, und Schafen, und Hühnern, und Kälbern, die fast mitessen, um zwei Gulden!

„Schlechte Forellen hab' ich ertragen gelernt; ich kann dazu lächeln, wenn Zugemüseliebe zur Chimäre wird, und anstatt grüner Erbsen dürre Zwetschken uns entgegen kommen, aber wenn Schmarrnliebe zur Megäre wird, dann fahre hin, Du lammbespannter Jantschky, und jede Feder recke sich auf zum Grimm und Verderben!"

Wir sagten dem Annaberge Lebewohl und fuhren den Berg hinab.

Ich bin ein wahrer Eulenspiegel, ich kann keinen Berg hinab fahren, ohne zu weinen und zu denken, du mußt wieder einen Berg hinauf!

Zwischen Annaberg und Maria-Zell liegen noch zwei Berge, ich glaube der Leopold- und der Joachim-Berg!! Am Fuße eines dieser Berge liegt der —

Lassinger Wasserfall!

Meine Reisegefährten waren durch und durch Entzücken, Entzücken von dem Gedanken, den „Lassing-Fall" zu sehen.

Ich bin ein guter Kerl, der Niemandem in sein Entzücken eingreift. Ich habe so viele Wasserfälle verschluckt, den Rheinfall, den ich nachher wunderschön beschrieben habe, so schön, daß ich ihn selbst nicht mehr kannte, die Wasserfälle zu Marly, zu St. Cloud, zu Loo und auf der Wilhelmshöhe, alle die Waldstruppe und Gießfälle im Salzkammergut, im bairischen Gebirge, im Riesengebirge, im Harzgebirge, in den Alpen u. s. w. nicht mitgerechnet, ich weiß also schon, wieviel man bei jeder „Wasserfall-Beschreibung" an Emballage abrechnen muß, und wieviel „Netto-Wasserfall" dann von dem „Brutto-Wasserfall" bleibt.

Allein ich störe Niemandem seine Freude, besonders wenn sie ohnehin bald von selbst zerstört wird!

Schon eine Stunde weit vom eigentlichen „Lassing-Fall" hört man — „den Lassing-Fall"? Nein, aber

man hört schon von nichts reden, als vom „Lassing-Fall“! Bald steht ein Wegweiser und weist zum Wirthshaus, von wo aus man zum „Lassing-Fall“ kommen kann; bald steht eine Tafel mit der Anzeige, wo Esel und Pferde zu haben sind, um zum „Lassing-Fall“ zu kommen; kurz, die Neugier wird bei jedem Schritte vorwärts immer mehr gestachelt! Meine Reisegefährten waren schon in einem aufgeregten, fieberähnlichen Zustande; endlich, endlich waren wir am Fuße des Berges, von wo aus die Glücklichen, zu Fuß oder zu Esel, zum „Lassing-Fall“ kommen können!

Wenn der Reisende Zeit hat, rathe ich ihm, einen kleinen Abstecher nach Wien zu machen, das ist sehr belohnend!

Wir sprangen aus dem Wagen wie die Gemsen.

„Zum Lassing-Fall!“

jubelte Herr —chl mit einem Frohlocken, als ob er ins Josephstädter Theater zum „Hamlet“ gehen müsse, und

„zum Lassing-Fall!“

hallten die Berge vom Echo wieder!

Allein, — o! ach! — l'homme propose et Dieu dispose!

Der Wirth kam, mehrere Esel standen mit klugem Angesicht um ihn herum, und einige

„Lassingfall-Götter“

in Gestalt von Führern rissen die Mäuler schmarrnweit auf.

Wir drückten dem Wirth unsere brennende Ungeduld aus, den „Lassing-Fall“ zu sehen, allein wer malt

unser Erstaunen, als er mit aller Indocilität eines Bergbewohners erwiederte.:

„Heut' ist kein Wasserfall!"

Ich zweifle nicht, daß der Leser schon viele dumme Gesichter gesehen, denn das findet sich zuweilen, allein solche dumme Gesichter, solche naturdumme Gesichter, als wir in diesem Augenblicke machten, dürfte der Leser noch nicht gesehen haben.

Nachdem wir uns von diesen dummen Gesichtern etwas erholt hatten, fragten wir mit Erstaunen:

„Wie? heute ist kein Lassing-Fall?"

„Nein," antwortete der

„Lassingfall-Macher",

„heute ist kein Lassing-Fall, bis Abends um sechs Uhr."

„Aber," sagte ich, indem ich mich für die Sache zu interessiren anfing, „aber ist der „Lassing-Fall" ein Fieber-Fall, der einen Tag aussetzt und immer Abends sich wieder einstellt?"

„Was?" fragte der Lassingfall-Macher, „heute haben sie den „Lassing-Fall" da drinnen in Maria-Zell bestellt, sie haben herausgeschickt: punkt sechs Uhr soll „Lassing-Fall" sein, und wir dürfen ihn nicht früher fallen lassen."

Unsere dummen Gesichter gingen in ein homerisches Gelächter über.

Ein Wasserfall zum Aufziehen, der die Stunden repetirt, ein Wasserfall, den man wie einen Schmarrn

auf Abends um sechs für so und so viel Personen bestellen kann! Das ist der berühmte

„Lassing-Fall"!!!

Der Wirth, welcher wohl einiges Mitleid mit uns haben mochte, meinte, wenn wir durchaus sehr wasserfallhungerig wären, so wollte er uns geschwind einen „kleinen Lassing-Fall" herausbacken lassen.

Da erfuhren wir denn, daß man auch eine

„kleine Portion Lassing-Fall"

bekommen kann! Gewiß ein besonderer Fall bei einem Wasserfall.

Wir wußten nicht, was wir antworten sollten, wir sahen die Esel, die umherstanden, mit fragenden Blicken an, allein nicht Einer unter ihnen schien unser Erstaunen zu begreifen!

Wir hielten großen Rath, — die Esel nicht mitgerechnet — sollten wir bis sechs Uhr warten? Wie? wenn die in Maria-Zell gar nicht kommen und den „Lassing-Fall" über Nacht bei sich drin behalten? Und sollten wir eine

„kleine Portion Lassing-Fall"

essen? Das wär' gemein! Eine kleine Portion!!

Nachdem wir an diesem Rütli getagt hatten, beschlossen wir, lieber keinen „Lassing-Fall", als eine kleine Portion, und zogen ab, ohne auch nur einen Löffel

„Lassing-Fall"

genossen zu haben.

Wir zogen mit langen Nasen ab; die Esel sahen uns mit melancholischen Blicken nach. Was sie sich wohl von uns gedacht haben mögen? Vielleicht gerade dasselbe, was

wir von ihnen dachten! Wer kann's wissen? Unser Kutscher, ein Schwärmer, der, wie die alte Frau in Raimund's „Verschwender", den Grundsatz hatte:

„Ja, das Gebirg wär' schon schön, wenn nur die Berg' nit wären!"

unser Kutscher meinte: „Ah, es is ja nix mit dem Lassing-Fall, i geh' schon funfzehn Jahr do eini, i hob' ihn no nit g'sehen, es is ja nix, als wenn sich so a bißl Flüssigkeit oben sammelt, nachher lassen sie's obi rinnen!"

Also eine Art von Schnupfen, ein Bergschnupfen!

Der liebe Wanderer, der in diese Gegend reist und den „Lassing-Fall" sehen will, wird also sehr wohl thun, sich mit den dortigen

„Lassingfall-Machern"

erst in Berührung zu setzen, es sind die Vormünder des „Lassing-Falls", sie sperren ihn ein, wie ein jungfräuliches Mündel! Werden denn auch die Wasserfälle, wie die Holzfälle, vermiethet? Ist eine Naturschönheit auch ein Speculations-Artikel? Wenn Jemand in Maria-Zell einen

„Lassing-Fall"

um sechs Uhr Abends speisen will, kann und darf man diesen

„Lassing-Fall"

dann für alle Reisenden einsperren oder rein aus der Natur wegrasiren?

Wäre es nicht eine Pflicht für Reisende, diesen Unfug abzuschaffen?

Doch genug davon!

Nicht ohne einige Schadenfreude sah ich meine Reisegesellschaft nach einer Stunde Aufenthalt wieder zu Wagen steigen, und nach einigen Stunden erreichten wir Maria-Zell, das wunderherrliche, himmlisch gelegene, anmuthsvolle Maria-Zell.

Auf der Post, ich glaube bei Herrn Geraus, fanden wir alle Bequemlichkeit, die man wünschen kann, und dieser Gasthof ließ uns alle Beschwerden der Reise und die nicht gegessene „kleine Portion Lassing-Fall“ verschmerzen. Wir fanden freundliche Bedienung, schöne Zimmer, gute Betten, vortreffliches Essen und — billige Rechnung! Was braucht der Mensch mehr, um glücklich zu sein?

Die weitern Fahrten vielleicht später, versprechen aber will ich nichts!

3.

Ich geh' auf's Land, oder: Wo wohnt Herr Dommayer?

Man weiß, daß ein jeder Wiener ein Amphibium ist, halb lebt er auf dem Lande, halb in der Stadt.

„Stadt“ und „Wasser“ ist ganz einerlei, der einzige Unterschied ist folgender: „Wasser“ ist nasses Wasser, „Stadt“ hingegen ist trockenes Wasser. In jenem Wasser schwimmt man erst, so gut es gehen will, und geht dann zu Grunde; in diesem Wasser geht man erst zu Grunde und schwimmt dann so gut es gehen will! In jenem Wasser sind die Verschlagenen am unglücklichsten; in diesem Wasser sind die

Verschlagensten oft am glücklichsten! Jenes Wasser wird im Winter stockend, stehend; dieses Wasser wird im Winter erst recht flüssig u. s. w., u. s. w. Also im Sommer geht der Wiener vom trockenen Wasser auf's nasse Land!

Im Frühling! im Frühling!

Wenn die Lüfte sanfter wehen
Und die Brünnlein auferstehen,
Und die „Kräutelweiber" plappern,
Und vor Kält' die Zähne klappern,
Und die „jungen Gansel" blühen,
Und die „Monat-Radi" glühen,
Die „Gesellschaftswagen" kraxen,
Wenn auf dem Glacis die Kinder wachsen;
Wenn in Döbling's und in Meidling's Auen
Alle Auserwählten sind zu schauen,
Wenn erscheinen Frühlingsschriften,
Wenn die „Wien" und „Alser" düften,
Wenn die Wurstel in den Prater reisen,
Wenn die „Linienzeisel" um sich kreisen,
Wenn auf dem schönen Rosenhügel
Uns umweh'n Millionen Gelsenflügel,
Wenn die Frösche quacken, auch die „Sie—en",
Wenn uns auf den Kahlenberg die Esel ziehen — —

dann, dann läßt's mich auch nicht mehr in der Stadt! Dann reißt's mich hinaus, und ich rufe sehnsüchtig:

Eilende Esel, fliegende Gelsen,
Wer mit euch wanderte auf Fluren und Felsen,
Dort schirrt ein Zeisel seinen Schimmel an,
Dieses elende Fahrzeug könnte mich retten.

Kurz, es läßt mich nicht mehr, ich muß auf's Land! Ich muß zwanzig Theaterstücke schreiben!

Aber wohin? Hietzing? Das ist Wien mit Land angestrichen! Penzing? Zu viel Staub für einen Lebendigen und zu wenig Staub für einen Todten! Hütteldorf? Zu naß für einen Biertrinker und zu trocken für einen Genußtrinker. Nußdorf? Das liegt mir jetzt schon zu nahe an Passau! Döbling? Da ist mir der Weg hin und her zu belohnend, da wird zu viel aufgespritzt, wenn es regnet! Grinzing? Da kann man nicht allein sein —! Heiligenstadt? Wenn ich immer zwei Füße Vorspann hätte!

Allein, trotz dem Allem muß ich auf's Land! Auf's Land! Das Erste, wornach ich bei meinem Suchen frage, ist: „Wächst kein Dommayer da?“ Die Natur ist sehr schön, aber sie muß in einer schönen Gegend liegen, und die schönste Gegend ist: ein Dommayer! Nicht etwa blos seines guten Essens wegen, o nein, sondern wegen seines besonders guten Essens wegen!

Der Mensch weiß gar nicht, wie wohl es thut, wenn man sich so den ganzen, lieben Tag mit der Natur herumgeplagt hat, und mit dieser oder jener schönen Gegend seine liebe Noth gehabt hat, wie dann ein Dommayer schmeckt! Ein Berg ist doch gewiß eine schöne Sache, ein Thal ist auch nicht zu verachten, eine weite Aussicht ist allerdings ein romantisch Ding und blühende Bäume sind immerhin ein schöner Anblick, allein nach allem Dem sehnt sich doch ein gewisses Etwas im Menschen, eine tiefere, von der Natur nicht ausgefüllte Sehnsucht in uns nach einem Dommayer!

Ich bin gewiß kein Schwärmer, wenn ich auch ein Poet bin, aber gewiß ist's, daß ein Dommayer'sches Diner

Seiten hat, von denen es sich angenehmer darstellt, als eine Lustpartie in der Mittagshitze nach dem Dornbacher Kogel, mit dem Rock auf der Schulter und Schweiß und Staub in allen Poren!

Empfindsame Leser werden hier heimlich lächeln, das ist möglich; hier lächeln sie heimlich, allein dort, bei Dommayer, dort würden sie nicht heimlich lächeln, sondern öffentlich essen!

Also: „wächst kein Dommayer da?" ist die erste Examinationsfrage bei meinen Entdeckungsreisen um eine Landwohnung. Ich habe aber indessen folgende Anstalten und Vorsichts-Verfügungen zu meinen Landaufenthalte gemacht.

Erstens habe ich drei eiserne Oefen hinausgeschickt; zweitens habe ich vier Klafter Holz im Hof aufklaftern lassen; drittens habe ich einen eleganten Sommerschlitten zurecht bestellt; viertens habe ich meinen Pelz, meine Fußsocken und flanellene Unterbettdecken hinausgesendet; fünftens hab' ich alle Fenster und Thüren mit Doppelfenstern und Doppelthüren versehen lassen.

Kurz, ich habe alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um während meines Sommeraufenthaltes einen strengen Winter ertragen zu können.

Ja, ich habe die Vorsicht und zugleich die Liebe für das Landleben so weit getrieben, daß ich mir einen verläßlichen Fiaker bestellt habe, der, wenn einmal ein schöner Land- und Sommer-Tag fein sollte, hinauskomme, um mich abzuholen und in die Stadt zu bringen.

—

Wolkenkönigs Brautring.

Es steht ein Luftpalast in hoher Zone,
Von blauer Himmelswölbung überdacht;
Dort sitzt auf seinem buntgewirkten Throne
Der Wolkenkönig in seiner vollen Pracht.
Es funkelt erdenwärts aus seiner Krone,
Wie Sternenbilder funkeln aus der Nacht,
Karfunkel, Jaspis, Demant und Rubine
Sind ausgespannt zu seinem Baldachine.

Gebaut sind des Palastes weite Hallen
Aus klarem Aether, den kein Blitz durchmißt,
Die Säulen sind gemeißelt aus Korallen,
Die Giebel sind Smaragd und Amethyst;
Die hohen Fenster sind aus Lichtkrystallen,
In welchen Feuer sich mit Wasser küßt,
Die Estrich' sind bedeckt in allen Räumen
Mit Teppichen aus Wolkenpurpursäumen.

Sein ganzes Wolkenheer emporzurufen,
Schickt Wolkenkönig von der Aetherspitz'
Des Reiches Boten aus, auf Aetherstufen,
Vom Wolkenthron herab zum Erdensitz.
Die Boten, leichtbeschwingt, mit Flammenhufen,
Sie heißen: Zephyr, Westwind, Sturm und Blitz:
Sie eilen nieder mit den zarten Schwingen,
Der Erde ihre Botschaft schnell zu bringen.

Der Zephyr flüstert's zu den Blütenräumen,
Zum Thau, dem Wiesen-Morgenjuwelier,
Der Westwind säuselt's zu den Wälderbäumen,
Dem Nebel in dem feuchten Erdrevier,

Der Sturmwind dröhnt es zu den Meeresschäumen,
Der Blitz, er schreibt es auf sein Gluthpanier:
„Ihr Wälder, Nebel, Seen, Teiche, Meere,
Dem Wolkenkönig schickt die Wolkenheere.

„Denn heute will er königlich begrüßen
Die Erde, seine frühlingsjunge Braut,
Die reizumflossen liegt zu seinen Füßen,
Die glühend, liebedurstend nach ihm schaut;
Sie soll ihn seh'n vom Haupt bis zu den Füßen,
In Majestät, vom Glanze überbaut,
Auf daß von seiner Königsmacht geblendet,
Ihr Herz im Busen ihm sei zugewendet."

Da ringt sich das Völkchen
Der winzigen Wölkchen,
Wie Elfe und Sylphe
Aus Rohr und aus Schilfe,
Aus Kelch und aus Dolde
Wie kleine Kobolde,
Aus Erdritz' und Spalten
In allen Gestalten
Sie bunt sich entfalten.
Es schlüpfen aus Bergen
Gleich Gnomen und Zwergen,
Bei Mondenlichtscheinen
Die Willis, die kleinen,
In weißen Gewändchen,
Und schlingen die Händchen,
Gespenstern gleich leise,
Durch nebliche Kreise
Zur luftigen Reise.
Dann wachsen sie höher,
Umfassen sich näher,

Und huschen ganz bleiche
Durch Busch und Gesträuche.
Da sieht man sie hocken
Am Strauch, wie am Rocken,
Sie spinnen die Flocken
Zu wolligen Locken;
Dann werden es Schleier,
Dann werden es Spitzen,
Umschleiern der Bäume Wipfel und Spitzen.
Dann wachsen sie mächtig,
Erheben sich prächtig
Von Wäldern und Blättern,
Gefüllet mit Wettern,
Den Berg zu erklettern! —
Bald steh'n die Genossen,
Der Erde entsprossen,
Im Luftelement;
Und feindlich getrennt,
Ihr Angesicht brennt,
Sie jagen entschlossen
Mit Flammengeschossen,
Beladen mit Schlossen,
Zum Kampfe behend.
Erst schwül und dumpf schweigend
Die Stirne sich zeigend.
Dann hebt sich ein Säuseln,
Die Lüfte sich kräuseln,
Das Flüstern wird Rauschen wie Zeichen vom Thurme,
Es jagen Orkane die Wolken zum Sturme,
Sie stoßen zusammen in klirrenden Massen,
Sie lüften die Helme, in's Aug' sich zu fassen,
Es rasseln zusammen die schwarzen Kürassen,
Sie fassen sich an auf der dampfenden Haide,
Sie ziehen den Blitz aus der wolkigen Scheide,

Und hauen in Stücken, mit flammender Schneide,
Vom Busen sich wüthend das Panzergeschmeide,
Und bohren in's Herz sich die blitzenden Waffen.
Aus Wunden der Wolken, die weithin aufklaffen,
Strömt schwarzes Blut herab auf Flur und Haide!
Die blitzenden Pfeile treffen nicht minder
Die Erd', ihre Mutter! — Entartete Kinder!
Gleich Wesen, die stammen aus schlichten Regionen,
Wenn Glück sie getragen zu höheren Zonen,
Mit Strömen von Stolz und hochmüthigen Flammen
Den Boden verderben, dem sie entstammen! —

Und wie die Wolken abseits fliegen,
Sieht Wolkenkönig durch den Wolkenriß
Mit trüb verstörten Trauerzügen,
Den Blick umflort von Düsterniß,
Die Erdenbraut erschrocken liegen,
Das Angesicht bedeckt mit Kümmerniß!
Anstatt zu sein geblendet, unterthänig,
Spricht also sie zum Wolkenkönig:
„Wer da will in Lieb' und Minnen
Frauenherzen sich gewinnen,
Der muß trachten, der muß sinnen,
Der muß dichten, der muß spinnen
Weiche, feine, zarte Fädchen
Von dem kleinen Spinnerädchen
In dem tiefen Herzen drinnen,
Daß die Frauen, daß die Mädchen,
Diese Lebenszauberinnen,
Ihrem Werben nicht entrinnen;
Müssen, Demuth in den Blicken,
Sanftes Wort zu ihnen schicken
Und mit Red' aus Seide sie bestricken!

Nicht dem Blitz, nicht Donnerschlägen,
Die im Sturme fahren nieder,
Springt aus ihrem Knospenmieder
Liebesrose je entgegen.
Doch dem Zephyr, der erst leise,
Ganz nach alter Ritterweise,
Immer enger zieht die Kreise
Um das kleine Netz der Rosen,
Der mit Flüsterwort und Schmeichelkosen
Bettelt um ihr Herzalmosen,
Diesem zarten Liebeswörtchen
Schließt die Knospe auf ihr Pförtchen,
Und dem Schmeichler ganz zum Eigenthume
Wird das rothe Herz der Blume!
Nicht mit Zorn und Furcht und Schrecken
Kann man Frauenherz erwecken;
Frauenherz zu sich zu lenken,
Muß sich Herz in Herz versenken,
Frauenherz, seit Menschgedenken,
Frauenherz will sich verschenken!"

Der Wolkenkönig hört im tiefen Schweigen,
Was seine Braut, die Erde, zagend spricht,
Sein Haupt sieht man lächelnd ihr sich neigen
Und Milde strahlt aus seinem Angesicht.
Er spricht: Ich werde dir den „Brautring" zeigen,
Den „Brautring", den nicht Zeit noch Unglück bricht;
Und dieser „Brautring" soll die Bürgschaft geben,
Daß uns're Liebe ewig jung wird leben. —

Und mit dem Goldfinger auf den blauen Wogen
Des Himmels zeichnet er den großen Ring,
Der von der Erd' zum Himmelszelt gezogen,
Auf wolkendunklem Hintergrunde hing.

Als goldener „Brautring“ strahlt ein Regenbogen,
Der Erd' und Himmel als ein Paar umfing,
Als sieben Zeugen, daß der Bund geschlossen,
Sind sieben Farben in den Ring gegossen.

Erst schwarz, als Hintergrund vom Erdenleben,
Orange, gemischt aus Licht und dunklem Grund,
Dann roth als Glück aus Nacht sich zu erheben,
Dann blau als Treue bis zur letzten Stund',
Und violett als Priesterkleid soll geben
Den frommen Kirchensegen diesem Bund,
Das Gelb als Wink des Welkens und Vergehens,
Und grün als Hoffnung des Wiedersehens.

Und als die Erde sah den Ring sich malen,
Da glaubt sie an des Wolkenkönigs Schwur!
D'rum wenn der Himmel seine Zornesstrahlen
Ausgießt zur Strafe auf die Erdenflur,
Schau' man hinauf zu diesen sieben Strahlen,
Der Himmel stellt sie aus zur Bürgschaft nur,
Zur Bürgschaft, daß alljährlich seine Erde
Im Frühling „Braut“, im Herbste „Mutter“ werde! —

Tanz, Wein und Gelag sind des Teufels Feiertag.

Fasten-Devise.

Und so wird denn manches Fest, das man den Engeln veranstaltet, ein Feiertag des Teufels!

„Man soll den Teufel nicht an die Wand malen," Tanz, Wein und Gelag aber sind geschäftige Maler, die den Teufel an jede Wand hinmalen, an die Zimmerwand, an die Saalwand, an die Gehirnwand! Der Teufel ist nicht stolz, nicht hochmüthig, er kommt sogleich, wenn man ihn einladet; es braucht nicht vierzehn Tage früher zu sein, er braucht keine Einladungskarte mit Goldschnitt; er kommt, wenn man ihn auch dann erst ruft, wenn man sich zu Tische setzt, er kommt in die Scheune so gut und so gern, wie in den Prachtsaal und in das Boudoir!

Wo Jemand den Fuß erhebt zum Tanz, hebt der Teufel den Bockfuß mit auf; wo Jemand den Becher füllt, schnalzt der Teufel mit der Zunge daneben! Ein Tanz in Ehren, ein Trunk in Ehren kann Niemand wehren; allein die Gränze von Ehren zu Unehren ist schmal, kaum zu erkennen, sie besteht nicht in breiten Flüssen und Gebirgsketten, es steht kein Gränzstein auf ihr mit großen Lapidarbuchstaben! Die Gränze ist leicht übertanzt, leicht übertrunken, und drüben steht der Teufel als rother Gränzjäger!

Tanzen, tanzen, o ja! Tanze Du zu, Du fröhliche Unschuld, tanze, Du heitere Jugend, tanze, Du züchtiges Mägdlein, wir sind keine Grämler und Mucker, die ein unschuldig Vergnügen mißgönnen; tanzet, aber raset nicht; tanzet, um die Zeit, aber nicht, um die Gesundheit zu vertreiben! Tanzt, wenn die Geige aufspielt und die Lichter brennen, aber tanzt nicht schon acht Tage voraus, am Nähtisch, am Herd, am Schreibtisch, tanzt nicht schon acht Tage früher im Schlaf und Wachen, und laßt nicht alles Andere gehen, wie's geht! Tanzt, denn nicht ein heiterer Tanz ist des Teufels Festtag, sondern was an dem Tanz hängt, was mit dem Tanz kommt, was nach dem Tanz folgt, das sind des Teufels Antheile! Die Eitelkeit, die mit dem Tanz kommt, die Putzsucht, die an dem Tanz hängt, die Gefallsucht, die bei dem Tanz steht, die Sinnlichkeit, die durch den Tanz erwacht, die Zerstörung, die nach dem Tanz daherwackelt, das sind die Glocken, mit denen der Teufel seine Festtage einläutet!

Tanzen ist recht, unsere ehrbaren Väter und Mütter haben auch getanzt; man hat im Tempel des Herrn getanzt, vor der Bundeslade ist auch getanzt worden; tanzen ist recht, aber sich dem Tanze verschreiben mit Leib und Seele, mit Gesundheit und Herzblut ist Teufelsfest! Sich dem Tanz in die Arme werfen wie eine Mänade, wie eine Bacchantin; tanzen, daß der Odem vergeht, daß die Sinne schwindeln, daß die Glieder beben, daß die Herzen pochen, daß die Augen rollen, daß die Haare fliegen, daß die Schweißtropfen strömen; tanzen, tanzen, daß man aussieht, wie eine zerschlagene

Pappel im Sturm und Wolkenbruch; tanzen, daß man glüht wie eine Wilde, keucht wie eine Gehetzte, aussieht wie eine Furie, wenn sie vom Besenritt kommt, so tanzen ist des Teufels Festtag, bei solchem Tanz steht der Teufel vor Euch, die Häßlichkeit neben Euch und der Tod hinter Euch!

Man hat früher auch getanzt und Tänzer gehabt, und der Tänzer ist gekommen, fein sittsamlich, und hat das Mägdlein fein artig zum Tanze aufgezogen, und die Jungfrau hat ehrsam zugesagt, und er hat sie in die Reihen geführt, und nach dem Tanze wurde das Mägdlein zur Mutter zurückgeführt, und der Tänzer verneigte sich tief und bescheiden und ging seiner Wege. Das ist nichts für den Teufel gewesen! Aber jetzt, da führt der Teufel Buch über seine Tänzer mit Soll und Haben, und jedes Mägdlein ist eine Buchhalterin, und leider steht nur das „Debet" in diesem Buche, sie haben die Seele schon verschrieben zum Galopp, zum Redovak, zur Polka! Der Tänzer kommt nicht artig und sittiglich, das Mädchen von den Eltern zu erbitten, er kommt, die ihm verschriebene Seele zu holen, er hat ja den Pact schriftlich, er ist nicht artig, nicht höflich, er schleppt das Mädchen zum Tanz! Zum Tanz? Nein, nicht zum Tanz, zum Hexenwirbel, zum Satanskreisel! Er reißt sie hin und her, er wirft sie, er drillt sie, er schleudert sie, er dreht sie rechts und links, er schiebt sie wie einen Schiebkarren vor, er schiebt sie wie einen Strohsack zurück, sie ist ein Ball, eine Schleuderpuppe

in seiner Hand, er zerrt sie, er drückt sie, er legt sein Haupt auf ihre Schultern, er schnaubt ihr ins Gesicht, er fährt mit ihrer Hand hinüber, herüber, — das ist des Teufels Festfigur! Und nach dem Tanze wird das Mädchen nicht der Mutter übergeben, nein, man macht die Promenade mit dem Tänzer, da geht der Teufel mit auf die Promenade! Man geht ans Buffet und nimmt Gefrornes oder Punsch, da schnalzt der Teufel mit der Zunge, und der Tod sagt: „Morgen gibt's zu thun!"

Tanzen ist recht, wir Alle haben getanzt, ja die Propheten haben auch getanzt, aber mit Maß, mit Besinnung! Tanzt eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden, vier Stunden, aber tanzt nicht von neun Uhr bis sechs Uhr Morgens, macht's dem Tod nicht gar zu leicht! Tanzt, aber arbeitet nicht im Tanze! Schwaches Geschlecht mit zarten Nerven, mit hinfälligen Kräften, wie kommt's, daß Du gerade im Tanze arbeiten kannst, was einen Schnitter und Tagelöhner ermüden und ermatten würde?! Das kommt daher, weil der Teufel hilft, weil der böse Feind die Füße Dir heben hilft!

Ach, ich höre sie, die holden Mädchen, wenn sie dieses lesen, so rufen sie Weh und Zeter über mich, und rufen wohl: „Der garstige Mann! Der Wauwau! Der böse Feind der unschuldigen Freuden u. s. w. „Ich muß mir das gefallen lassen, Ihr lieben, holden Mädchen; allein es ist nicht an dem, ich weiß, daß das Essen das Leben erhält, und nicht blos Essen, sondern auch Freude, geselliges Vergnügen,

Tanz u. s. w. zum Leben gehört; aber eben so wenig als „essen" verschlingen, fressen, Völlerei heißt, eben so wenig als „trinken" schlemmen, saufen, sich voll trinken heißt, eben so wenig heißt „tanzen" rasen, toben, mit den eigenen Füßen die ganze Gesundheit zerstampfen, dem offenen Grabe mit Musik zugaloppiren, in einem Athemzug außer Athem sein, der Gesundheit beide Beine unterstellen und mit Trompeten und Pauken ganze Nächte hindurch dem bösen Sinnengotte und seinem gleißenden Gefolge Herz, Brust und alle fünf Pforten der Sinne aufreißen!

Seht, Ihr holden Mädchen, so meint es der „garstige Mann", der „Wauwau", und fragt nur Eure Väter, wenn sie wirklich Männer sind, fragt nur Eure Mütter, wenn sie würdige Frauen sind, ja, fragt nur Eure Freier, wenn sie wirklich auf Freiersfüßen gehen, und nicht blos auf Freiersfüßen tanzen, und sie werden Euch bestätigen, was der „Wauwau" sagt: „Tanz und Gelag ist des Teufels Feiertag!"

Ende des siebenten Bandes.

Inhalt
des siebenten Bandes.

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe

in zehn Bänden.



Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Neunte Auflage.

Achter Band.

Brünn und Wien.
Verlag von Fr. Karafiat.
1876.



Ernster und heiterer
Conversationssaal.

Große, gewaltige Wohlthätigkeits-Akademie und Vorlesung von Menschen und Thieren in der Arche Noa, zum Besten der ersten großen Ueberschwemmung.

Humoristische Vorlesung.

Es ist nichts als billig, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die Dichter zum Besten der Ueberschwemmten wirken, da sie an der ersten Ueberschwemmung, an der Sündfluth, schuldig sind; denn der Himmel, so heißt es, brachte die Sündfluth über die Menschen, weil er sah, daß ihr „Dichten schlecht war von Jugend auf!"

Es war eine homöopathische Cur, Wasser wieder mit Wasser behandelt!

Da die schlechten Dichter an Ueberschwemmungen schuldig sind, so werden Sie sich nicht wundern, daß jetzt ganz Deutschland überschwemmt wird! Daß wir hier in Wien verschont geblieben sind, darauf, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sollten sich die Dichter nichts zu Gute thun; denn der Himmel hält bei solchen Gelegenheiten alle Wiener für vortreffliche Schriftsteller, da er nichts von ihnen sieht, als gute Werke!

Aber auch für die Hungrigen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, es ist natürlich, daß die Dichter Etwas thun müssen; denn ein deutscher Dichter leidet nur deshalb keinen Hunger, weil ihm der Appetit vergeht. Besonders müssen satyrische Schriftsteller für die Hungrigen Mitleid empfinden; denn sie wissen am besten, was das heißt: nichts zu beißen zu haben!

Die Sympathie für die Hungerleidenden ist aus einer Ursache geringer: weil die reichen Leute es für ein Glück halten, wenn sie einmal Hunger haben! Die reichen Menschen gehen blos deshalb spazieren, um Hunger zu bekommen, sie halten den Hunger für eine Gabe Gottes!

Aber nicht nur der Magen hat Hunger, alles Andere am Menschen hat auch seinen Hunger; der Hunger der Augen heißt Schaulust, der Hunger der Ohren heißt Neugierde, der Hunger der Nase heißt Nasenweisheit, der Hunger der Seele heißt Hoffnung, der Hunger des Herzens heißt Liebe, der Hunger der Liebe heißt Sehnsucht, der Hunger des Geistes heißt Einbildungskraft, und der Hunger der fünf Finger heißt Gerechtigkeit, das ist der sogenannte „Heißhunger", welcher sich dadurch auszeichnet, daß man seine Forderungen gar nicht befriedigen kann.

Die erste große Ueberschwemmung, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, fiel auch in die Fasten, denn sie fand statt, als das „Ende alles Fleisches" herangekommen war!

Hundertzwanzig Jahre früher wurde die Sündfluth verkündigt, und Noa hatte also vollkommen Zeit, seine Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen; jetzt ist dazu freilich das menschliche Leben zu kurz! Bis man jetzt die Vorsichtsmaßregeln ergreift, hat in der Regel die Vorsicht das Maß schon vollgeschenkt!

Ja, das menschliche Leben ist für alle unsere Anstalten und Maßregeln zu kurz! Was kann man in siebzig Jahren zu Stande bringen? Bis man dreimal mit sich zu Rathe geht, dreimal mit Andern zu Rathe sitzt, bis der Beschluß endlich im Rathe steht, und dann durch alle Räthe läuft, indessen hat der Rathschluß des Herrn den Menschen schon selber geholfen.

Methusalem, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das wäre für unsere Zeiten ein Mensch gewesen, der hat neunhundertneunundsechzig Jahre gelebt!

Zu vierzig Jahren, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wird der Mensch gescheidt, von dem Augenblicke an taugt er schon zu keiner Bedienstung mehr; die anderen dreißig Jahre, die der Mensch gescheidt ist, ist er ein solcher Narr, sich darüber zu grämen, daß er nicht früher gescheidt geworden ist! Und er sollte froh sein, daß er erst zu vierzig Jahren gescheidt wird; denn würde der Mensch zu zwanzig Jahren gescheidt, so würde er zu fünfzig Jahren sterben, denn länger als dreißig Jahre hält's kein gescheidter Mensch auf der Welt aus!

Wissen Sie aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wodurch Methusalem ein Alter von neunhundert

neunundsechzig Jahren erreicht hat? Ich weiß das probate Mittel, wodurch er das erreicht hat, und will es Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, aus besonderer Verehrung mittheilen: Methusalem wurde deshalb so alt, weil er erst zu hundertsechsundachtzig Jahren geheirathet hat! Wer diese Diät befolgt, dem verbürge ich ein eben so hohes Alter!

Es ist sonderbar, wir finden blos, wie alt Herr Methusalem wurde; wie alt aber die Frau von Methusalem wurde, davon wissen wir nichts! Ich schließe überhaupt aus dem Alter der damaligen Männer, daß die Frauen kein hohes Alter erreicht haben müssen!

Alle Geschöpfe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat der Himmel ganz allein hervorgebracht, nur bei dem Menschen zog er alle Engel zu Rathe und sagte: „Wir wollen einen Menschen schaffen." Blos deshalb, damit sie nachher, als der Mensch nicht gerathen war, die Schuld Einer auf den Andern schieben könnten.

Sie schufen den Menschen aus Erde, nicht aus dem Himmel, daß seine Plane nicht den ganzen Erdball umfassen sollen; nicht aus der Luft, damit nicht Donner und Blitz seine Brust zerreiße; nicht aus Feuer, damit er nicht glühende Kohlen sammle aufs Haupt des Nächsten; nicht aus dem Wasser, damit sein glattes Angesicht nicht bedecke die Ungeheuer und Scheusale in der Tiefe des Herzens, sondern aus der Erde, damit er sei wohlthätig wie die Erde, die ihre reichen Adern ergießt im Stillen und Verborgenen; damit er sei dankbar wie die Erde, die für

ein Körnchen, das man ihr schenkt, zehnfachen Dank wiedergibt; damit er sei verzeihungsvoll wie die Erde, die selbst Denjenigen, der ihre Brust durchbohrt, belohnt mit dem Brunnen der Gnade! Damit er sei treu wie die Erde, die, wenn sie ihr Geliebter, der Tag, verläßt, den Witwenschleier über das Antlitz zieht, den Blumen die Lippen verschließt, und wenn der Tag wiederkehrt, ihn empfängt mit den frischen Thauthränen, die des Nachts sie geweint! Und als der Mensch fertig war, nahmen die Engel zu seinen Augen ein Stückchen Himmel mit seinem Licht, zu seinen Ohren ein Bischen Luft mit ihrem Schall, und zu seinen Lippen einen Hauch des Feuers mit seiner Flamme, und das Herz befeuchteten sie mit einem Tropfen aus der Tiefe des Meeres, und darum ist im menschlichen Herzen wundersame Ebbe und Fluth, deshalb gibt das Herz sodann den Tropfen als Thräne wieder zurück dem Himmel des Auges!

Und als der Mensch fertig war, war er König! Herrscher über alle kleinen und großen Thiere!

Der erste Mensch war der König der Schöpfung! Gehorsamer Diener! Damals hatte der Mensch noch keine Frau, da ist's keine Kunst, ein König zu sein! Allein er bekam bald Langeweile, selbst die kleinen und großen Thiere um ihn her langweilten ihn, und er verfiel in einen tiefen Schlaf!

Es war kein gesunder Schlaf! Als Garçon legte er sich nieder und als Ehemann stand er auf! Daher kommt das Sprichwort: „Die Nacht ist keines Menschen Freund!“

Die Rippe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, dient beim Menschen hauptsächlich zum Schutz der Lunge, und darum ist bei den Frauen, deren erste ganz aus der Rippe gemacht wurde, die Lunge der gesundeste Theil.

Wenn das Weib nicht gewesen wäre, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wären wir Alle zwar noch im Paradiese, aber blos als Vieh! Der Himmel hat blos den ersten Mann erschaffen, die Frau hat aus dem ersten Mann den ersten Menschen gemacht! Der Mann ginge noch heute um den Baum der Erkenntniß herum, wie um den heißen Brei; ohne Frau hätte der Mann nie erfahren, was der Unterschied ist zwischen Gut und Uebel, das heißt, zwischen ledig und verheirathet! Ohne Frau wären wir Alle noch im lieben Stande der Natur, das ist der Stand der Dummheit ohne Unterschied des Standes!

Adam und Eva, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, waren die ersten Mitglieder des Schutzvereines, sie kleideten sich nur in inländische Fabrikate!

Man muß zugeben, daß bei dem damaligen Mangel an inländischen Fabriken dieses Unternehmen nichts Anderes war, als reiner — nackter Patriotismus!

Das schöne Geschlecht war aber auch mit Schuld an der ersten Ueberschwemmung, denn „die Söhne der Riesen und Großen,“ heißt es, „sahen die Töchter der Menschen, daß sie schön sind,“ und davon kam das Unheil; ja, die Großen lieben das Schön — darin sind sie ja eben groß. Also, weil die Menschentöchter schön und die Dichter

schlecht waren, kam die erste große Ueberschwemmung! Die schönen Böhminnen sind also selbst an dieser Ueberschwemmung Schuld.

Bei der ersten großen Ueberschwemmung rettete sich nur Noa in einem Gebäude, das der Himmel ihn bauen hieß. Von diesem Gebäude könnten alle unsere Hausherren lernen, wie man eigentlich bauen soll; denn da wurde angegeben: ein großes Fenster, die Thüre in der Mitte, mit Kammern und drei Böden. Jetzt bauen unsere Hausherren lauter Fenster, die Thüren nicht in der Mitte, keine Kammer und ja keinen Boden!

Man sagt, unsere Häuser sind nicht auf Solidität gebaut; da thut man ihnen Unrecht, die neuen Häuser sind nur für solide Leute gebaut, denn sie haben nur lauter Fenster und Thüren und gar keine Wand, und in einem Hause, wo keine Wand ist, kann man gar nichts anstellen!

Die Hausherren bauen alle nur auf den Zins; da haben sie Recht, daß sie das während des Bauens thun; denn wenn die Leute einmal d'rin wohnen, können sie auf den Zins nicht mehr bauen!

Noa nahm in die Arche von jeder Gattung ein Paar; ein „Männlein" und ein „Fräulein", kein Ehepaar, damit sie während der Zeit keine Langeweile haben sollten. Dann kam die Ueberschwemmung und richtete große Verheerung an!

Da beschlossen die Menschen und die Thiere, in der Arche ein großes Concert zum Besten der Verunglückten zu veranstalten!

Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, werden vielleicht nicht wissen, was das ist, ein

„Wohlthätigkeits-Concert",

denn es ist eine gar große Seltenheit. Ein Wohlthätigkeits-Concert ist gewöhnlich ein Concert, bei dem der Unternehmer sich denkt: „Bei diesem Unglücke kann ich mir wohlthun; da hab' ich eine schlechte Dichtung, eine schlechte Composition, ein schlechtes Werk, auf eine andere Weise kann ich's nicht ins Publikum bringen, jetzt ist das Publikum an Unglück gewöhnt, soll es das auch noch genießen! Ich werde nächstens eine Akademie veranstalten zum Besten des Publikums, welches durch Zum-Besten-Akademien zum Besten gehalten wird."

Also in der Arche versammelte sich auch ein Kreis von Künstlern und Dilettanten, um eine große Akademie zu veranstalten. Noa arrangirte das Concert, und zwar ohne alle Nebenzwecke; Noa brauchte nichts, denn Noa hatte drei Schwiegertöchter; wer aber drei Schwiegertöchter bei sich wohnen hat, der hat gewiß genug! Das Lokal der Arche Noa war gerade wie unser Musikvereinssaal von Innen und von Außen voll Pech, und die Stöcke auch zum Hinaufklettern eingerichtet. Da die Arche nicht groß war und die Großmuth nicht zu weit gehen konnte, so wurden der Großmuth keine Schranken gesetzt. Von der Großmuth sollte der Mensch lernen, daß alle Schranken überflüssig sind; gerade wenn Einem keine Schranken gesetzt werden, hält er sich von selbst in den Schranken!

Die „Klapperschlange“ schrieb eine eigene Ouverture zu der romantischen Oper: „Klappern gehört zum Handwerk“; sie war im italienischen Style gehalten, denn die Mehrzahl des Publikums in der Arche konnte die deutsche Musik nicht leiden!

Darauf kam das „Pferd“, das deklamirte nicht, sang nicht, tanzte nicht, las nicht vor, sondern sagte: „Ich bin ein Roß, ich thue gar nichts, ich brauche keinen Geist, zu mir braucht man keinen Geist, ich zieh'!“ Das ist die Pferdekraft! Das Pferd ist einen Tag früher als der Mensch erschaffen worden; denn wenn der Mensch einen Tag früher als das Pferd erschaffen worden wäre, er hätte den einen Tag ohne Pferd gar nicht leben können!

Die Natur, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sorgt für Alles voraus, deshalb hat sie in unserer Prater-Allee nichts wachsen lassen, als Roßkastanien!

Das Roß muß da die Pfote hergeben, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen; zu Pferd die Cour machen, das ist eine wahre Roßcur!

In unserem Prater, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gibt es eine Fahr-Allee, eine Reit-Allee und eine Geh-Allee. Die Frau fährt, der Mann geht, der Anbeter reitet; denn die Frau denkt: wenn ich meinen Mann gehen lasse und meinen Adorateur aufsitzen lasse, dann fahr' ich am besten!

Es ist sonderbar, Apollo macht gar kein Glück, es kümmert sich Niemand um ihn, und er ist ja auch ein englischer Reiter, der Pegasus ist ja auch ein Reitpferd!

Allein der Pegasus taugt nicht zur englischen Reiterei, denn der Pegasus ist nie zügellos!

Nun kam Nr. 3: eine Gesangspièce von einer „Nachtigall"; es war ein Stück, das man jetzt noch von vielen Sängerinnen hört, nämlich Variationen über das Thema: »mi manca la voce«. Sie sang so ausgezeichnet, daß man die Worte zwar nicht verstand, aber doch begriff. Sie werden sich wundern, daß die Sängerin ein italienisches Gesangsstück vortrug, da in der Arche doch ein deutsches Publikum war; denn daß es Deutsche waren, ist schon daraus ersichtlich, daß der Himmel erst zu allerletzt an sie gedacht hat! Wer liebt aber mehr italienische Musik, als ein deutsches Publikum?

Das deutsche Volk, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein urweltliches Volk, ein Urvolk; zum Beweis, daß es ein Urvolk ist, weiß es niemals, wieviel es geschlagen hat!

Nr. 4 spielte der Vogel „Strauß" einen Walzer, und da Alles paarweise da war, so blieb keine Tänzerin sitzen! Es war aber „Strauß Vater"; denn dazumal war man noch so in der Bildung zurück, daß der Sohn tanzen mußte, wie der Vater geigte!

Bei dieser Gelegenheit spielte der „Strauß" zum ersten Male den Walzer:

„Die Schwimmer".

Man weiß wirklich von unseren Tänzern gar nicht recht, ob sie tanzen oder schwimmen; denn manche

tanzen so lange, bis sie zu Grunde gehen, und gar viele tanzen an ihrem Stricke!

Nr. 5 kam der „Elephant", der bekanntlich ein starkes Gedächtniß hat, und las über Mnemotechnik, oder die Kunst, nichts zu vergessen. „Die Kunst der Mnemotechnik," so sprach der Elephant, „besteht in der Kunst, dasjenige zu behalten, was man einmal begriffen hat." Dazu, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, haben alle Menschen Talent: Alles zu behalten, was sie einmal begriffen haben! Diese Kunst ist aber jetzt ganz überflüssig; denn die Welt besteht jetzt aus zweierlei Menschen, aus Gläubigern und aus Schuldnern. Die Gläubiger haben ohnehin ein offenes Gedächtniß, die Gläubiger sind die Vergißmeinnichte der Menschheit, ganz blau angelaufen!

Die Gläubiger brauchen also diese Kunst nicht, und die Schuldner auch nicht; denn die haben ja das Talent von der Natur, Alles zu behalten!

Diese Kunst, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, besteht darin, daß man bei historischen Daten, wo man das Jahrtausend nicht verfehlen kann, die Tausende wegwirft, und bei den Dingen, wo man das Jahrhundert nicht verwechseln kann, die Hunderte wegwirft. Ich kann also diese Kunst gar nie erlernen, denn ich habe gar nichts wegzuwerfen.

Darauf kam Nr. 6: „das Ameisenthier", als Naturforscher und Historiograph, und hielt einen Vortrag über die griechischen Weisen, und ob sie im Klima des neunzehnten Jahrhunderts gedeihen. Er fand es sonderbar,

daß die Sokratesse sich nicht fortpflanzten, die Xantippen aber auch im jetzigen Klima gerathen!

Wieland, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat es für einen schönen Zug der Xantippe gehalten, daß sie so weinte und lamentirte, als Sokrates durch den Giftbecher umkommen sollte; ich finde das natürlich, sie hielt das für einen Eingriff in ihre Rechte.

Der Vorträger suchte aus den Devisen und Sprüchen der griechischen Weisen zu beweisen, daß sie eigentlich gar keine Griechen, sondern moderne Menschen des neunzehnten Jahrhunderts waren!

Thales sagte: „Kenne Dich selbst!" Das war ein Berliner, die kennen Niemand, als sich selbst!

Anaximander sagte: „Nur Der ist verständig, der mit Allem zufrieden ist!" Das war ein Galleriebewohner des Josephstädter Theaters, die sind mit Allem zufrieden!

Diagoras sagte: „Alles, was die Natur erfunden, geht von uns aus!" Das war ein Böhme, was erfunden wird, geht von den Böhmen aus!

Lysander sagte: „Der Mensch muß seine Anlagen der Natur überlassen!" Das war ein Badner, die überlassen alle ihre Anlagen der Natur!

Anaxagoras sagte: „Alles muß sich in Urstoff kleiden!" Das war ein Mitglied des Schutzvereins!

Kleobolus sagte: „Auf den Himmel sollte man bauen," das war ein Sieveringer, die wollen nur haben, man soll auf den Himmel bauen!

Chrysostomus sagte: „Die Anmuth ist eine Frucht der Unbefangenheit!" Das ist ein jetziger Journalist; sie sind so anmuthig, weil sie so unbefangen sind.

Der Philosoph Bias endlich, der war ein Jude, der sagte nur zwei Worte: „Handle recht!"

Nun kam Nr. 7: der „Wolf" als Improvisator. Der konnte doch sagen: Reim' dich, oder ich fress' dich!" Sie können sich denken, daß bei einem so gemischten Publikum, wie es in der Arche Noa zugegen war, die Themata, die dem Improvisator gegeben wurden, mitunter ganz sonderbar waren. Wir wollen einige anführen:

1.

Untersuchung eines reisenden Naturforschers, warum man niemals auf seinen Reisen in irgend einem Wirthshause einen Stiefelknecht findet, der Einem zum Fuß paßt.

2.

Wenn der Engel der Auferstehung die Grätzer aufwecken wird, werden die Gratzer liegen bleiben oder nicht? und umgekehrt.

3.

Betrachtungen über das Ueberhandnehmen der Philister, und wo ist Samsons anderer halber Eselskinnbacken hingekommen?

4.

Akademische Abhandlung, ob man das Meer austrocknen könnte, wenn man ihm den Alserbach abschneidet!

5.

Warum wachsen die Menschen von unten hinauf und nicht von oben herunter?

6.

Betrachtungen bei einer Barbierstube, bei der Anzeige: „Billige Blutegel!“

7.

Aufgeblasene Anmaßung einer Flasche Essig, die früher Tokayer war.

8.

Das Verdienst, der Coupon und der Stammbaum; ein Wettrennen mit Hindernissen.

9.

Beweis, daß die Deutschen den Shakespeare schlecht übersetzen, daraus gezogen, daß die Deutschen statt Shakespeare's: „Jeder Zoll ein König“ übersetzen: „Jeder König ein Zoll!“

10.

Hinterlassene Schriften eines alten Spürhundes. aufgefunden an der Taborbrücke auf'm Spitz!

11.

Und endlich das bekannte Thema: Gedanken des Holofernes, als er des Morgens früh aufstand und bemerkte, daß er keinen Kopf mehr hatte.

Dieses letzte Thema, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist schon vor vielen Monaten einem Improvisator aufgegeben worden, und in diesen Paar Monaten habe ich mich auf diese Improvisation vorbereitet.

Daß Leute in der Früh ohne Kopf aufstehen, ist gar nichts so Sonderbares; das Wunder dabei ist, daß es Jemand merkt! Es ist bekannt, daß man am besten schläft, wenn man sich ohne Kopf niederlegt; denn Leute mit Kopf wissen oft nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen.

In der Hochzeitsnacht hat Judith dem Herrn Gemahl den Kopf abgeschnitten; das ist nichts Neues, darum ist ja im menschlichen Leben jede Ehe ein Haupt-Abschnitt!

Holofernes stand auf, bemerkte, daß er keinen Kopf hatte, und fühlte sich recht vergnügt; denn er hatte zwar keinen Kopf mehr, aber auch keine Frau!

Als Holofernes in der Früh aufstand, bemerkte er gar nicht, daß er keinen Kopf hatte, bis sein Barbier kam. Er setzte sich nieder, und als der Barbier fragte: „Wo haben Euer Gnaden Ihren Kopf?" da erst merkte Holofernes, daß er keinen Kopf habe, welches ihn nach und nach sehr überraschte! Allein er sagte zu dem Barbier: „Machen Sie sich nichts daraus; gerade die Leute, die keinen Kopf haben, die sind am leichtesten zu barbieren!"

In der Stadt Wien, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, stehen jetzt sehr wenig Leute in der Früh ohne Kopf auf; denn es stehen wenig Leute früh auf.

Als der Barbier wegging, brachte man dem Herrn Holofernes die Journale, er sagte: „Gebt sie her, zu dieser Lectüre braucht man auch keinen Kopf!" Darauf setzte er sich an seinen Schreibtisch, um ein großes Referat auszuarbeiten, auch dabei genirte es ihn nicht, daß er keinen Kopf mehr hatte; nur als der Bediente ihm die Meerschaumpfeife

brachte und sie anbrannte, da zum ersten Male fehlte ihm der Kopf zu diesem tête-à-tête. Es ist wirklich gut, daß das Tabakrauchen erfunden worden ist, sonst wüßten viele Männer gar nicht, zu was sie einen Kopf haben. Der Kopf, der Raucher und der Meerschaumkopf, sie rauchen sich beide gegenseitig braun; jetzt raucht man blos deshalb Cigarren, weil man an keinen Kopf erinnert sein will.

Abends im Theater vermißte Holofernes auch seinen Kopf nur Einmal, als er die Hände über dem Kopf zusammenschlagen wollte; als er sich Abends niederlegte und man ihm angenehme Ruhe wünschte, sagte er: „Ueberflüssig; ich hab' ja ohnehin keinen Kopf!"

Nach dieser Nummer kam Nr. 8: Noa als humoristischer Vorleser. Er las als Beschluß des Ganzen einige aphoristische Körnlein und jokose Fragen aus seinem Gedanken-Magazin:

1.

Ein gutes Gewissen schläft auch auf einem Kieselstein sanft, darum errichtet Niemand eine Handlung mit Kieselsteinen, sie würden ihm alle auf dem Halse bleiben.

2.

Warum ist der Tod der beste Doktor? — Weil er nur eine Visite macht.

3.

Man braucht nur alle unsere alten und neuen Theater-Vorhänge zu sehen, so weiß man schon, was man zu erwarten hat —: überall die alte Leier!

4.

Warum sehen unsere Männer nicht darauf, daß die Frauen sich mehr in der Küche beschäftigen?

Weil sie wissen, daß sie zu viel kosten!

5.

Alles geht jetzt schnell und kurz. Auch die Liebe geht rascher. Lea und Rachel haben sieben Jahre belagert werden müssen, bis sie capitulirt haben. Jetzt sind die Herzen weicher. Amor, der Herrscher im Reiche der Liebe, ist ein gütiger und milder Regent, er hat zum Glücke seiner Unterthanen die Capitulationszeit bedeutend abgekürzt.

6.

Was ist der Unterschied zwischen einem dramatischen Dichter und einem Doktor der Medicin?

Bei dem dramatischen Dichter kommt erst das Skelet und dann die Behandlung, bei dem Doktor kommt erst die Behandlung, dann das Skelet.

7.

Was ist der Unterschied zwischen Glauben und Unglauben?

Wer glaubt, der fürchtet sich im Leben vor seinem Tode und im Sterben vor seinem Leben nicht; wer nicht glaubt, zittert im Leben vor seinem Tode, und im Sterben vor seinem Leben!

8.

Viel zu wenig geschrieben und gesprochen wird von Kindern und über Kinder. Gegen ein Buch über Kinder-Erziehung erscheinen zwölf über Pferde-Dressur! Und die

Kinder sind doch das Heiligste im Leben. Ein jedes Kind ist ein Pfandschein für den Antheil, den der Mensch im Himmel empfängt! Und die Kinder sind so leicht glücklich zu machen. Ein Kind braucht nichts, als Liebe, und das menschliche Herz ist so reich an Liebe! Es ist Alles Eins, ob man dem Kinde Milch oder Wasser reicht, wenn es nur mit Liebe gereicht wird; es ist Alles Eins, ob man deutsch oder französisch mit ihm spricht, wenn nur die Zunge der Liebe mit ihm spricht. Einem Kinde eine Freude machen, ist die reinste Freude des Lebens, Kindern Schmerz machen, das Herbste im Leben!

Der traurigste, niederdrückendste Anblick ist ein trauriges Kind. Die Seele eines traurigen Menschen hat zwei Flügel, die sie emporheben: die Erinnerung der Vergangenheit und die Hoffnung der Zukunft, allein das Herzchen eines traurigen Kindes hat nichts, als die Gegenwart; wer dieses Herzchen betrübt, reißt dem Schmetterlinge die Flügel aus und wirft die Raupe in den Staub.

9.

Warum gibt's in der Medicin Doktoren und Chirurgen, und im Jus nur Doktoren der Gerechtigkeit und keine Chirurgen der Gerechtigkeit?

Weil die Doktoren der Gerechtigkeit Alles selbst bebesorgen: Aderlassen und Schröpfen.

10.

Der menschliche Geist, sagt man, trägt am Ende immer den Sieg davon! Das ist wahr! Der menschliche

Geist im Leben und im Schachspiele siegen am Ende immer, das heißt: in den letzten Zügen!

11.

Die Ehe ist eine Komödie! Am meisten wird das Stück aufgeführt: „Der häusliche Zwist“; es wird alle Tage zum letzten Male gegeben und wird am andern Tage auf allgemeines Verlangen wiederholt. Aber wenn die Ehe ein Trauerspiel ist, oder ein Lustspiel, wer bekommt die Tantième für die Vorstellung, der Mann oder die Frau?

Der Mann; denn bei der Frau sind alle Vorstellungen umsonst!

12.

Warum hat man Liszt eine militärische Auszeichnung, einen Ehrensäbel, gegeben?

Weil er der größte Flügelmann unserer Zeit ist.

13.

Die satyrischen Schriftsteller scheinen gegen das schöne Geschlecht am meisten erbost: sie nennen die Frauenzimmer eine Geißel; allein sie sind wie die frommen Brahminen, die ihre Geißel küssen und keinen Augenblick ohne ihre Geißel leben können.

14.

Warum nennt man die vier Strichelchen („“), mit welchen man im Schreiben eine andere Stelle anführt: „Gänsefüße“?

Weil man überzeugt sein kann, daß, je dummer eine Gans, desto sicherer ist man angeführt!

15.

Was ist die Liebe? Der Wald kann's nicht sagen, er wird entblättert; das Morgenroth kann's nicht sagen, es verglüht; die Rose kann's nicht sagen, sie verduftet; die Sterne können's nicht sagen, sie verbleichen; der Quell kann's nicht sagen, er versiegt; das Herz kann's nicht sagen, es bricht; die Geliebte kann's nicht sagen, sie stirbt darüber; die Religion allein kann sagen, was Liebe ist, denn sie ist die Liebe und ihre Gegenliebe schenkt sie uns mit dem Reiche der Ewigkeit auf Tod und Leben nach dem Tode.

16.

Warum sind die Witwen gewöhnlich hübsch dick?

Weil sie ihren Gram stets nähren, und was man gut nährt, wird dick.

17.

Das Herz mancher Frauen ist ein Rebus, ohne Orthographie, auf den Kopf gestellt u. s. w.; man gibt sich lange Mühe, es aufzulösen, und dann, wenn man's aufgelöst hat, sieht man gewöhnlich, was es für eine Dummheit ist!

18.

Alte Frauen werden von nichts so aufgeregt, als davon, wenn junge Mädchen lieben, so wie der alte Wein im Faß zu gähren anfängt, wenn der junge Weinstock zu blühen beginnt.

19.

Warum gehen die Aerzte und Advokaten immer schwarz?

Sie tragen beide Trauer um die Leute, die sie begraben haben!

20.

Unsere Conversation besteht aus Folgendem: Einer erzählt eine Sache, die er weiß, einem Andern, der die Sache auch schon weiß; ein Dritter hört zu, der die Sache schon längst weiß, und erzählt einem Vierten, von dem er weiß, daß er das Ding auch schon lange weiß, daß dort etwas erzählt wird, was die ganze Welt weiß. Man sieht also, daß in unserer Conversation nichts betrieben wird, als reine Wissenschaft.

21.

Wer von dem Himmel nur die Erde verlangt, für den hat die Erde keinen Himmel; wer unter den Menschen nur einen Engel sucht, der findet kaum einen Menschen; wer aber unter Menschen nur Menschen sucht, der findet gewiß seinen Engel!

22.

Wenn die Welt zu Grunde gehen wird, wohin wird die Spitze des Stephansthurmes fallen?

In die Grund'sche Buchhandlung, da ist schon einmal ein „Adler" mit seinem Kreuze zu Grunde gegangen!

23.

Ehen werden im Himmel geschlossen; die Sonne und der Mond waren das erste Ehepaar daselbst. Der Mond ist wie jeder Ehemann: wenn er sich von seiner Frau entfernt, nimmt er zu; wie er seiner Frau wieder nahe kommt, nimmt er ab!

24.

Warum darf man auf unserer Börse den Hut auf dem Kopfe behalten?

Weil es sehr ungesund ist, mit bloßem Kopfe zu gehen, für Leute, die dem Schwindel unterworfen sind!

25.

Die Wettergläser und die Industriepapiere haben beständig ein Fallen und Steigen, mit dem Unterschiede: wenn die Wettergläser steigen, kommt vorher der Wind, wenn die Papiere steigen, kommt nachher der Wind.

26.

Warum verlieren die Frauen den Namen, wenn sie heirathen?

Weil sie sonst nichts dabei zu verlieren haben!

27.

Woher schreibt sich der Gebrauch bei dem deutschen Theater: vor dem Anfange dreimal zu läuten?

Das geschieht zum Besten des Publikums, das an die Eisenbahnen gewöhnt ist: wenn's das dritte Mal läutet, ist Zeit zum Abfahren.

28.

Wenn man zu der ersten Vorstellung einer elenden Volksposse kommt, wo die Leute nicht hineinkönnen, da kann man am besten bemerken, wie die Leute zurückgehen.

29.

Warum werden alle unsere Plätze noch immer mit Kaufmannsbuden bedeckt?

Weil man jetzt froh sein muß, wenn die Kaufleute auf dem Platze bleiben.

30.

Warum geht es mit der Erweiterung der Stadt Wien so schwer?

Weil man von keiner Seite herausrücken will.

31.

Was ist der Unterschied zwischen einem Männer-Gesangsverein und einem Frauen-Gesangsverein.

Die Männer kommen zusammen, um sich auszuschreien, die Frauen aber, um sich einzuschreien!

32.

Warum ist bei einem Frauenverein kein Baß?

Weil der Baß der Grund aller Harmonie ist, die Frauen schreien aber auch ohne Grund!

33.

Man nennt die Advocaten Diener der Gerechtigkeit; da sieht man das wahre Sprichwort: „Man hat keinen ärgern Feind, als seine Diener!"

34.

Warum hat's am ersten Mai geregnet?

Weil der Himmel den Leuten die Köpfe recht waschen will, daß sie das ein Mai-Fest nennen, wenn man Menschen wie Thiere wettrennen läßt, bis ihnen das Blut zu Mund und Nase herausströmt.

35.

Warum hat noch Niemand, der eine Reise um die Welt machte, seine Frau mitgenommen?

Weil die Menschen sagen: „Ich mit meiner Frau reisen? Nicht um die Welt!"

36.

Man frühstücke die Versprechung eines Vornehmen, speise Mittags die Gründlichkeit eines französischen Sprachmeisters und soupire Abends den Geist eines Kalligraphen, und man kann versichert sein, daß man mit leerem Magen zu Bette geht.

Wenn diese meine heutige Vorlesung bedeutenden Mangel an Witz haben sollte, so ist auch die Ueberschwemmung Schuld, sie hat alle Witze weggeschwemmt: Brano-witz, Lobo-witz, Wasso-witz u. s. w.

Eine Ungar-Sage.

Ein jeglich Volk, ein jeglich Land
Hat seine Märchen, seine Sagen,
Die gleichwie Volkstracht und Gewand
Den Volkscharakter an sich tragen.
Oft hüllt die göttlichste Moral
Sich tief in solches Volksgewebe
Und geht durch Wald und Berg und Thal,
Daß es im Mund des Volkes lebe.
Die Sagen sind von Segen, Fluch
Die Kundengeber stets gewesen,
Die Sagen sind der Völker Buch,
In dem sie Recht und Weisheit lesen.

Im Lande, wo den Feuersaft
Im Rebenstock die Strahlen kochen;
Im Lande, wo aus Erdensaft
Die gold'nen Quellen losgebrochen,
Wo dichte Halme wie zur Schlacht
Gedrängt im gold'nen Harnisch stehen,
Wo durch der Wälder Schauernacht
Gedanken wie die Träumer gehen;
Im Land, wo aus den Augen springt
Ein weltgeschichtlich Schweigen;
Im Lande, wo die Wehmuth singt
Aus Liedern und aus Geigen,

Dort geht die Sage durch das Land,
Von der wir heute zu Euch sprechen,
Sie heißt: Wer seine Frevelhand
Hat ausgestrecket zum Verbrechen,
Wer mordet, wer zum Meuchelmord
Bereit als Helfer sich läßt finden,
Der übernimmt vor Gott einst dort
Von dem Gemordeten die Sünden,
Dieweil er ihn getödtet hat,
Bevor die Sünden er bereute,
D'rum büße er an seiner statt
Für ihn sie auch auf jener Seite!
Die Sage geht von Mund zu Mund, —
Erzählet Einer sie dem Andern,
Man hört sie bis zur jetz'gen Stund'
Durch Hütten und durch Schlösser wandern.

In einem Schloß, das schroff und wild
Hängt auf dem Rückrat der Karpathen,
Dort lebt ein Greis, ein traurig Bild
Vergang'ner Kraft, vergang'ner Thaten;
Ein Edelherr, mit seinem Kind,
Lebt einsam er auf seinem Schlosse,
Ein Diener, dem schon grau die Haar' auch sind,
Ist in dem Schloß der einzige Genosse.
Dies Kind, sein Erbe ganz allein,
Er zieht es auf mit Müh'n und Sorgen,
Bewacht's wie seiner Augen Schein
Von Abend spät bis an den Morgen.
Doch ein Verwandter ferne her
Nach Beider Leben frevelnd strebte;
Denn Erbe dieses Gut's wär' er,
Wenn Edelherr und Kind nicht lebte.

Und der Gedanke kam stets ihm wieder an,
Sie beide aus dem Weg zu schaffen,
An dem Gedanken Tag und Nacht er spann,
Kann seiner sich nicht mehr entraffen!
Es hüte der Mensch sich vor Allem allein
Mit bösen Gedanken zu spielen, zu dreh'n.
Erst klopft an der Thür der Gedanke ganz fein,
Läßt leise und schüchtern bescheiden sich seh'n,
Und hörst Du sein Klopfen und rufst Du herein,
Dann ist es um Dich schon leider gescheh'n,
Er nahet sich sachte und bückt sich ganz klein,
Und bleibt an der Thüre bescheidentlich steh'n.
Und läd'st Du zum Platznehmen höflich ihn ein,
Dann bist Du sein eigen von Kopf bis zu Zeh'n.
Dann läßt er sich nieder in Trug und in Schein,
Beschwatzt und bethöret schnell Deine Idee'n!
D'rum hüte der Mensch vor Allem sich sehr,
Zu spielen blos mit den bösen Gedanken,
Er kommt wie ein Gast zum Besuch erst einher,
Doch später will nimmer er weichen und wanken,
Er schleicht wie ein Schatten rings um Dich her,
Schnell aber bekommt er Fleisch und Blut und spitzige Pranken,
Erst fliegt er Dich an wie ein Lüftchen vom Meer,
Dann setzt er sich fest Dir in Brust und in Flanken,
Und bist Du erst mit dem Gedanken vertraut,
Und hast ihm erst lange in's Auge geschaut,
Und hat er sich in Dir an erst gebaut,
Und macht er sich in Dir erst heimisch und laut,
Und hat er Dich gezogen erst zu Zwiesprach' und Rath,
Und wandelst Du erst mit ihm den schlüpfrigen Pfad,
Dann schießt sie empor auch die höllische Saat,
Und Du belebst den Gedanken zur höllischen That! —

So der Verwandte auch sann und sann,
Wie er die Erbschaft könnte erringen,
Und vom Gedanken ging bald er dann
Auch über zur That und zum Vollbringen.
Zwei Mörder nah' im tiefen Wald
Versucht als Mörder er zu miethen,
Die ihm auch willig allsobald
Die Hand zur schnöden Unthat bieten.
Und sie begannen in der nächsten Nacht
Das Felsschloß kühnlich zu ersteigen,
Sie hüllen sich in dunkle Tracht
Und lauschen unter dichten Zweigen,
Bis Finsterniß das Schloß umgab,
Das einsam, menschenleer, entlegen.
Es herrschte Stille wie im Grab,
Kein Laut kam ringsum dem Paar entgegen,
Und wie Verbrecher zaghaft leis'
Erklimmen sie die steilen Klippen,
Von Goldgier und von Mordsucht heiß,
Mit Sünderworten auf den Lippen,
Den Edelherrn und auch sein Kind
Beschlossen sie im Schlaf zu tödten.
So schleichen sie durch Baumgewind,
Des Schlosses Vorhof sie betreten,
Sie lauschen mit gespanntem Ohr.
Noch hört man keinen Laut erschallen,
Sie zieh'n durch Portal und Corridor,
Durch gewölbte Ritterhallen,
Gelangen dann in ein Gemach,
Das an des Schloßherrn Schlafsaal gränzet.
Noch sind Kind und Vater wach,
Ein Lichtschein durch den Thürspalt glänzet.

Die Mörder harren leise dann
Und wagen nicht ein Wort zu tauschen,
Sie halten ihren Athem an,
Um an dem Thürspalt still zu lauschen,
Und hören, wie der Edelmann
Am Bett des Kindes mit Behagen
Dem Kind erzählt vom Wurzelmann
Geschichten, Fabeln, Märchen, Sagen:
„Mein Kind, noch eine Sage geht,
Wenn Jemand einen Mord begangen
Und einst vor Gottes Richtstuhl steht,
Sein Urtheil zitternd zu empfangen,
Er nicht des Mordes nur allein
Wird angeklaget und beschuldet,
Die Sünden auch sind alle sein,
Die der Ermordete verschuldet."
Da endlich schläft der Knabe ein,
Und auch der Greis entschläft in Frieden,
Da schleicht das Mörderpaar herein,
Zur Mordthat freventlich entschieden.
Ein jeder soll der Opfer eins
Mit Spitz und Stahl zur Grube schicken,
Die Gluth des Mord's, die Gluth des Wein's
Sieht man aus ihren Augen blicken;
Sie schleichen mit dem Dolch herbei,
Und beide zu dem Bett vom Kinde.
Das Kind nur morden wollen alle zwei,
Dieweil das Kind ist frei von Sünde!
Sie stehen starr, sie schau'n sich an,
Es blitzt der Stahl in ihren Händen,
Ein jeder will, der andere Mann
Soll an dem Greis den Mord vollenden.

Es blitzt ihr Aug', es kocht ihr Blut,
Sie knirschen leise mit den Zähnen,
Und mit einand in blinder Wuth
Sind bald im Streite die Hyänen,
Vergessen Zweck und Ort und Zeit
In ihrem wild entmenschten Grimme,
Erheben in dem wilden Streit
Ganz laut die wutherfüllte Stimme!
Darob der Edelherr erwacht,
Er greift zu den Pistolen leise,
Die er zur Seit' hat jede Nacht,
Und feuert sie nach jenem Kreise.
Die Mörder, die im Kampfe fast,
Woher die Kugel kommt, nicht wissen,
Sie stürzen fort in wilder Hast,
Gejagt von Schrecken und Gewissen.
Der Greis erhebt sich, machet Licht,
Eilt hin zu seinem Kind voll Sorgen,
Dasselbe liegt mit holdem Angesicht,
Ein Traum von einem Frühlingsmorgen,
Sein rosig Mündchen lächelt mild,
Um seine Lippen spielen Träume,
Nicht sah's die Wolke, todtgefüllt,
Es sah im Traum nur Weihnachtsbäume.
Der Vater an des Kindes Bette kniet,
Die Hände zum Gebet gefaltet:
Die Gottesgnad', die ewig blüht,
Sie hat auch sichtlich hier gewaltet,
Durch Sagen, die im Volk seit dunkler Zeit besteh'n,
Die Niemand verfaßt hat und Niemand erfunden,
An Wiegen gesungen von Elfen und Fee'n,
Erzählt und gesungen in dämm'rigen Stunden,

Die Sagen, die durch Völker und Zeiten durchgeh'n,
Von Ahnen den Enkeln zu Kränzen gewunden,
Die Sagen des Volkes, wer machte sie, wer?
Wo sind sie geboren, wo kommen sie her? —
Die Sagen des Volks sind geboren zur Stund',
Als selbsten die Völker ein Kind noch gewesen,
Da stand ihre Wiege am sonnigen Grund,
Und Märchen erzählten gar lustige Wesen,
Da sang auch dem Volk manch' geistiger Mund,
Der Wald hat die Märchen vom Blatt ihm gelesen,
Der Wald und die Quelle, der Mondschein, die Nacht,
Die haben dem Volk seine Sagen gemacht!
Der Wald und die Quelle, der Mondschein, die Nacht
Sind Sagenverfert'ger, sind Märchenverfasser!
Wer Berge beschwört und in Wäldern durchwacht,
Wer Sterne studirt und horcht auf die Wasser,
Wer weint mit den Wolken und mit dem Wiederhall lacht,
Ist Dichter des Volks, ist Sagenverfasser;
D'rum liegt in der Sage ein Vielliebchen d'rin,
Aus Volk und Natur ein geläuterter Sinn!

Lebende Bilder aus meiner Selbst-Biographie.

„Ein Dichter muß geboren werden!" Wer muß denn nicht geboren werden? Nicht nur geboren überhaupt, sondern zu etwas geboren? Der Schuster muß geboren werden, zum Schuster nämlich! Aber der Mensch bringt bei seiner Geburt kein Merkmal mit, ob er zum Dichter oder zum Schuster geboren worden ist, und Mancher, der zum Schuster geboren worden ist, wird zum Dichter erzogen und vice versa!

Geboren werden ist noch nicht bestimmt werden; man wird nur von einem Wesen geboren, aber von verschiedenen bestimmt! Zuerst wird der Mensch vom Schicksal bestimmt, dann wird der Mensch von den Aeltern bestimmt, dann wird er von seiner Erziehung bestimmt, dann wird er von den Verhältnissen bestimmt, dann wird er vom Zufall bestimmt; nur selten, nur äußerst selten wird der Mensch von seiner Bestimmung bestimmt, fast niemals von seinem inneren, angebornen Genius!

Ich wurde vom Schicksal zum Juden bestimmt, von meinen Aeltern zum Handelsmann, von meiner Erziehung zum Dorfrabbiner, von den Verhältnissen zum armen Teufel, von dem Zufall zu seinem Fangball, und trotz diesen Bestimmungen bin ich jetzt so ein ehrlicher und aufrichtiger

Christ, wie nur ein ehrlicher und aufrichtiger Christ sein kann; Eigenthümer eines mittellosen Intendanzraths-Titels, bürgerlich-befugter Redacteur der Stadt Wien und aller umliegenden Ortschaften, lebenslänglicher Prätendent des Titels „deutscher Humorist", geistreicher Schriftsteller von Gnaden einiger befreundeter Blätter, Hof- und Leib-vorleser verschiedener Wohlthätigkeits-Anstalten, populärer Volks-Charakter ohne gefährliche Folgen, Besitzer vieler Anhänger, die mir nichts ins Knopfloch hängen können, Inhaber eines steuerfreien Renommée's mit dem dazugehörigen Gottesacker und Ernten im weiten Feld, Anführer von einigen tausend lebensassekurirten Pränumeranten, die für mich ins Wasser des „Humoristen" gehen, Ordens-Mitglied mehrerer Kapitel aus dem Buche der Leiden der wahrheitsliebenden Familie, ungelehrtes Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaftsspiele, redlicher Patriot ohne Aushängschild und freiheitsliebender Mensch ohne politische Lieder mit messingenen Schrauben, Lohnkutscher-Adjunct des deutschen, im Kothe steckenden Thespiskarren, vulgo Recensent; hinterlassener Wittiber der nach langen Leiden an der Federlähmung verstorbenen Bezirkskritik, lustiger Ritter mehrerer traurigen, umherirrenden Wahrheiten u. s. w., u. s. w.

Und wer hat das Alles aus mir gemacht? Etwa mein Genie? mein Glück? meine Protection? O nein, Niemand, als das deutsche Klima und meine robuste Roßnatur!

Meine Wiege zwar stand nicht im deutschen Klima! Ich glaube, da, wo ich geboren wurde, ist gar kein Klima,

da war kein Klima, keine Luft, keine Witterung, da war blos Ausdünstung!

Ich zweifle, daß die Grazien an meiner Wiege gelächelt haben, ich glaube überhaupt nicht, daß die Grazien lächeln, wenn sie eine Wiege sehen! So ein großer Kinderfreund ich auch bin, so muß ich doch gestehen, daß ein Wiegenkind sammt lebender und lebloser Zubehör kein Gegenstand für ein Grazienlächeln ist!

Meine Wiege stand in einem ungarischen Dorfe, unweit der Comitatsstadt Stuhlweißenburg, lateinisch: Alba regia, ungarisch: Székes-Féjervar; da stand ehemals das römische „Floriana", da fand Szwatopluk sein Ende, auf diesem Sumpfgebiete lagerte Arpad mit seinen bärtigen Helden; in der verfallenen Krönungskirche setzten sich die ungarischen Könige die Krone auf, und in den Grüften allda ruhten Stephanus, Colomanus, Mathias Corvinus u. A. m.!

Das war einst! Zu meiner Zeit zeichnete sich diese Stadt nur dadurch aus, daß sie viel Corduan fabricirte und kein Jude über Nacht in ihr bleiben durfte. In der Nähe dieser einst so merkwürdigen Stadt liegt das Dorf „Lovas-Berény", und in diesem Dorfe stand meine Wiege. Lovas-Berény und seine Situation bietet gar nichts dar, um die Kindheit eines Dichters romantisch auszuschmücken. Da gab's keine „dunklen Wälder mit auf- und abwandelnden tiefen Gedanken, zwischen denen der Knabe sein Gemüth nährte und umdüsterte", da gab es keine „Schluchten und wundersam geformte Felsenmassen, an denen die Phantasie

des Kindes groß und wild wurde", da gab es keinen „lang-gestreckten See, der Morgens die tiefblauen Augen aufschlug, und das Kind ansah und ihm zuflüsterte aus den sagenvollen Wogen u. s. w.," nichts von Allem dem; in einer sumpfigen Ebene, von keiner lebendigen Partie unterbrochen oder schattirt, liegt dieser Ort wie ein Eierfladen auf flacher Schüssel. Und dieser Ort mit seinen Lehmhütten und seinen strohgedeckten Bauernfutteralen hatte dennoch sein abgesondertes Ghetto an dem einen Ende und sein Zigeunerdörfchen am andern Ende. Die einzige Zierde dieses Dorfes war ein sehr schönes Schloß mit einem schönen, ausgedehnten Park, von der einen Seite umgeben mit einem tiefen Graben und von der andern Seite mit einem schweren, eisernen Gitter. Ich erinnere mich kaum, das Innere dieses Gartens je betreten zu haben, die Herrschaft war höchst selten gegenwärtig, und die Domestiken-Wirthschaft bestand, so viel ich mich erinnere, aus einer Schließerin, Castellanin, Gärtner u. s. w. Nur einmal wagte ich mich, ich weiß nicht, ob durch den Graben, oder über's Gitter, oder durch das offenstehende Thor mit kindischer Neugier in den Garten und staunte die Lauben, die Statuen, die Bosquets u. s. w. an, da kam ein Gartenhüter mit einer dicken Peitsche und hieb unbarmherzig auf mich los; das Blut strömte über mein Antlitz, aber er verfolgte mich mit Hieben bis an die Thüre und unterbrach seine Amtsführung durch nichts, als durch den Ausruf: «Eredj te zsido! Eredj Pokolba!« Das waren die ersten Spaziergänge eines Lovas-Berényer Poeten!

Ich muß bei meinem Großvater wieder anfangen, und damit verbindet sich sonderbarer Weise der Name: Kaiser Joseph.

Den Namen Saphir hat mein Großvater angenommen, als auf Befehl Kaiser Josephs die Israeliten Familiennamen annehmen mußten. Mein Großvater hieß Israel Isreel. Als die Verordnung der Familiennamen ins Werk gesetzt wurde, berief ihn zu diesem Behufe der dazumalige Stuhlrichter, dem dieses Geschäft oblag, zu sich und fragte ihn, wie er heißen wolle; mein Großvater wußte es Anfangs selbst nicht, doch da er einen Siegelring als Erbstück an seinem Zeigefinger trug, in welchem ein Saphir saß, so sagte der Stuhlrichter: „Heißen Sie sich Saphir!“ Und so geschah es.

Allein noch in interessanterer Beziehung verknüpft sich das Andenken an meinen Großvater bei mir mit dem an Kaiser Joseph. Wenn ich auch in Einzelnheiten vielleicht nicht mehr ganz im Klaren bin, so kann ich doch für den wesentlichen Kern dessen, was ich eben erzähle, bürgen, und es ist mir im Gedächtniß treu aus den Erzählungen meines Großvaters verblieben.

Er war ein großer, stattlicher, ansehengebietender Mann. Noch steht er im Geiste vor mir, schneeweißes Haar und schneeiger Bart gaben ihm ein ehrwürdiges, eine edle Nase und zwei feurige, blitzende Augen gaben ihm ein patriarchalisches Ansehen. Er trug einen großen, dreikrämpigen Hut und einen großen Stock mit silbernem Knopf, so daß er einem früheren französischen Maire nicht ganz

unähnlich war. Er lebte früher in Csór, einem ganz kleinen Orte, wenn ich nicht irre ebenfalls jenseits Stuhlweißenburg. Er lebte wie die Israeliten-Lilien jener Zeit alle lebten, die nicht säeten, nicht spannen, und die der liebe Gott Mercur doch nährte.

Er war reich, sehr reich, Ursache genug, daß ihn die Bauern seines Ortes haßten; denn heute kam Ferenz und hatte kein Geld, und ließ sich von ihm Geld auf seine nächste Weinfechsung geben; morgen kam Josi und ließ sich von ihm Geld auf seine nächste Schafwolle geben; übermorgen kam Miska und ließ sich von ihm Geld auf seine nächste Kornernte geben u. s. w.

Wenn aber die Zeit kam, wo der Wein gekeltert, die Wolle geschoren und das Korn eingeführt ward, da wollten Ferenz und Josi und Miska kein Geld bezahlen, aber auch keinen Wein und keine Wolle und kein Korn an den „Zsido" geben, sondern dasselbe an andere für baares Geld verkaufen, und da wurde der „Zsido" geflucht und beschimpft und verlästert! Und so kam's, daß in einer schönen Nacht das Haus meines Großvaters brannte, und Niemand löschte und Niemand durfte löschen! Und Ferenz und Josi und Miska glaubten, das „Schuldenbuch des Zsido" wäre auch verbrannt, es war es aber nicht.

Mein Großvater baute das Haus am Csórer Bache wieder auf, und sieh' da, es brannte wieder, zufällig, ganz zufällig, und Alle, die löschen sollten, lachten, zufällig, ganz zufällig, und meine Großmutter nahm ihre zwei Kinder auf den Rücken, und mein Großvater nahm etwas

Solideres, nämlich einen großen Sack voll Ducaten und Edelsteine, und warf ihn heimlich in einen tiefen, verfallenen Brunnen, der in seinem Garten war, und sie ließen Haus und Hof brennen, — und sie bekamen in ganz Csór kein Obdach, und sie wanderten in finsterer Nacht, nur schwach von der Helle ihres brennenden Häuschens beleuchtet, sie wanderten die Nacht durch, abgebrannt, mit zwei kleinen Kindern, und sie wanderten bis Stuhlweißenburg, und sie pochten ans Thor und jammerten, und die Kinder winselten, und sie erhielten zur Antwort: „Ein „Zsido" darf in der Nacht nicht in dieser königlichen Freistadt sein!"

Da ließ mein Großvater sein Weib und seine Kinder in dem Hause eines Fischers vor der Stadt, bei dem er stets Fische kaufte, und sagte zu ihr: „Ich geh' gen Wien." Sie fragte: „Zu wem willst Du da gehen in Wien?" Und er sagte: „Ich weiß schon, zu wem ich werde gehen — ich werde gehen zu Kaiser Joseph!"

Und er ging nach Wien, und er kam bis zu Kaiser Joseph. Die Persönlichkeit meines Großvaters war gewinnend und imposant, sein Wesen gerade und offen, und er mußte sich doch Verdienste erworben haben; denn Kaiser Joseph kannte ihn. Er hatte wohl bei Rekrutirungen, bei Militärspitälern, bei Regulirung der sogenannten Toleranzgelder (er war Steuereinnehmer im Comitate) sich Verdienste gesammelt, ich weiß es nicht mehr so genau, aber es genügt, daß er zurückkam und vom Kaiser Joseph die dazumal kaum glaubliche gnädige Auszeichnung bekam, sich in der königlichen Freistadt ansässig zu machen.

Mein Großvater kehrte mit diesem Gnadenbriefe Kaiser Josephs zurück; allein jetzt, wo es ihm freistand, da zu wohnen, sagte er: „Ich will nicht da wohnen," und er zog nach Lovas-Berény, nachdem er in einer günstigen Nacht seine Ducaten holte, und in Lovas-Berény ein neues Haus zu gründen begann. Wo aber das denkwürdige Dokument Kaiser Josephs hinkam, wissen wir nicht. Mein seliger Vater gab sich Mühe, es zu ergründen, ich selbst fragte schon beim Comitate nach; vielleicht ist's damals beseitigt worden.

Diese kleine wahrhafte Episode aus jenen Zeiten — es mag wohl sechzig bis siebzig Jahre sein — mag den Geist schildern, der dazumal über den Sümpfen von Velentze und Sárrét und am Flusse Csurgó schwebte! Ein lichterer Himmel lacht jetzt über jener Gegend, ein milderes Geschlecht blüht auf jenen Fluren, eine geistigere, humanere, edlere Gesinnung lebt jetzt in den biedern Bewohnern jener ehemaligen Krönungsstadt, und der Segen des vorwärtsgehenden Zeitgeistes hat seine Hand auch über jenen Landstrich ausgedehnt!

Das Kind und das Gebet.

Die Welt der Kinder auch hat ihre Weltgeschichte,
Die Welt der Kinder auch ist inhaltsreich,
Doch man verewigt nur die Thaten, die Gerichte,
Die roth von Blut und von Entsetzen bleich!
Die Weltgeschichte, diese fortgeerbte Lüge
Aus Zeitungsblättern, Irrthum und Partei,
Verzeichnet Niederlagen nur, Triumph und Siege,
Des menschlichen Geschlechtes Raub und Meuterei;
Der wilden Triebe Streit, der Leidenschaft Parteiung,
Der Völker und Nationen ewig blinde Wuth,
Der Secten Haß, des Lehrgebiets Entzweiung,
Den alten Sauerteig, der nie im Herzen ruht;
Die Weltgeschichte ist nur ewig Wiederholung
Von dem, was ewig war und ewig wiederkehrt,
Vom Krieg, der nie kommt zur Verkohlung,
Vom Frieden, der sich hung'rig selbst verzehrt;
Von großen Völkern, die die kleineren geschlachtet,
Von kleinen Menschen, die den Großen weh' gethan,
Von großen Thaten, die man klein nur hat geachtet,
Von kleinen Thaten, die man riesengroß schrieb an;
Vom ersten Sündenfall, vom ersten Brudermorde,
Bis zu der letzten blutigen Rebellenschar
Reicht die Geschicht' der Menschen, dieser Denkerhorde,
Dem Herzen Wermuth nur und Salz und Thränen dar!
Wie herrlich, wunderlieblich aber wär's zu lesen,
Wenn man die Weltgeschichte auch der Kinder schrieb,
Wenn man verzeichnet hätte, wie in diesen zarten Wesen
Sich bildet und entfaltet: Meinung, Wille, Trieb.

Fürwahr, die Kinder sind des Zeitgeist's Morgen,
Die Kinder bringen nur den Tag der Zeit allein!
In jedem Kind liegt eine Nachwelt oft verborgen,
Und jedes Kind schließt eine ganze Zukunft ein.
Am gold'nen Rand des Menschenlebensbechers
Wand Gott, in seiner hohen Gnade vollem Glanz,
Für Trinkerlust und heißen Durst des Zechers,
Der Kinderjahre holden Blumenkranz;
Wenn man den Kelch geleert hat bis zur Hefe,
Des Alters Wermuth findet dann als Bodensatz,
Dann findet in dem Silberhaar der Schläfe
Der Blumenkranz der Kindheit seinen Platz.
Wenn man der Kindheit denkt, dann stellen als Spaliere
Erinnerungen in uns auf die gold'nen Reih'n;
Ein Heer von Geistern klopft an die Gedächtnißthüre,
Man horcht, man traut dem Ohre kaum, man ruft: herein!
Da geh'n geheime Thüren auf im Herzen wieder,
Von allen Seiten zieh'n die luft'gen Gäste her,
Es kommen Ammenmärchen, Kinderlieder,
Das Christkind kommt an güld'nen Nüssen schwer,
Es kommt der Mutter Stimm', das Rufen der Geschwister,
Das Kleidchen kommt von dem Geburtstag auch,
Es kommt vom Schlittschuhlauf das Eisgeknister,
Es kommt mit Meth und Kranz der holde Firmelbrauch,
Es kommt die erste Uhr, die erste Halskoralle
Von Aelternhand, von Pathe oder Freund,
Es kommen auch die dicken, hellen Thränchen alle,
Für winzig Weh' so bitterlich geweint;
Es kommen die Erinnerungen aller Arten
Und tapezieren alle Herzenswände aus,
Es wird das Winterherz zu einem Frühlingsgarten,
Der dürre Krückenstock, er wird zum Blumenstrauß!

Wer nicht der Kindheit denkt in Freuden und in Schmerzen,
Wer nicht die Kinder liebt, wie traurig auch sein Loos,
Wer nie ein kindlich Herz gehabt für Kinderherzen,
Wer nie ein Kind gewiegt auf seinem Schooß,
Wer nie ein Kind in Sorge hat erzogen,
Wer für ein Kind sich's nie vom Munde abgespart,
Wer nie mit Lust an Kinderwägelchen gezogen,
Wer nie ein Kind vor Luft und Sturme hat verwahrt,
Wer einem Kinde nie gelehrt hat Schreiben, Lesen,
Wer einem Kinde nie war Lehrer, Leiter, Freund,
Wem nie ein Kind war krank, wem nie ein Kind genesen,
Wer nie am Hals des Kinderarzt's geweint,
Wer nie ein Kind geführt zum Traualtare,
Wer nie im Kinde fand ein vielgeliebt Gesicht,
Wer nie ein Kind gelegt hat in die Bahre,
Der kennt das Süß' und Bittere des Lebens nicht!

D'rum will von einer Mutter ich Euch jetzt erzählen,
Von einer Mutter, die ein einzig Kind besitzt,
Ein Mädchen, dem zum achten Jahr', nur wenig Monde fehlen,
Ein Kind, dess' Wange blüht, dess' blaues Aeuglein blitzt,
Es ist das Kind vom Herzen und Gemüthe
Ein unvergleichlich holdes Engelsbild,
Gehorsam, wißbegierig, überreich an Güte,
Besonnen, theilnahmsvoll, die Seele weich und mild,
Und dieses Kind an Leib und Herzen ohne Fehle,
Hält wunderbar ein schwarzer Dämon in der Haft,
Gehorchen sieht man's freudig jeglichem Befehle,
Das Mutterwort, es hat ihm Götterkraft,
Nur Eines will es nicht, wie Mutterwort' auch flehten,
Nur Eines will es nicht, — das Kind, es will nicht beten!

Oft ruht ein Schleier räthselhaft gesponnen,
Auf eines Kindes Herz, durchdringlich keinem Licht;
Wie oft ist nicht ein Kind gefügig, leicht gewonnen,
Nur „um Vergebung" bitten will es durchaus nicht;
So ringelt sich in ihrem unerforschten Gange
In's Kinderparadies die alte Evaschlange!
Es sind Vernunft und Wissen, Sprechen, Denken,
Wohl Göttergaben, stammend aus dem ew'gen Licht,
Die Kunst gehöret zu den göttlichsten Geschenken,
Die eine ew'ge Vorsicht in das Leben flicht,
Sie können ihren Geisterflug zum Himmel lenken,
Bis zu dem Himmel wohl, doch in den Himmel nicht;
Sie können für das Leben Wunder noch entdecken,
Doch nehmen sie dem Tode nichts von seinem Schrecken!
Denn nur dem Beter ist die Welt als Kirche zugemessen,
Mit off'nen Pforten vier, nach Ost und Süd und West und Nord,
Damit von keinem Volk die Kirche sei vergessen,
Die Bergaltäre stehen rings als Wallfahrtsort,
Den weißen Lilien ward ihr Meßkleid angemessen,
Aus ihrem Kelche senden sie den Weihrauch fort,
Die Wälderorgel stimmt die riesigen Register,
Und alle Wesen beten, freudig oder düster!
Und wenn ein Herz verblutet fast an Wunden,
Dann betet man, und leiser rinnt das Blut,
Und wenn ein wilder Brand die Brust entzunden,
Dann betet man, und milder wird die Gluth,
Und wenn ein einsam Herz kein zweites Herz gefunden,
Dann betet man und fasset neuen Liebesmuth,
Und wenn das Aug' kann keine Tropfen mehr vergießen,
Dann betet man, und neue Thränen lindernd fließen!
Und wenn in's Grab wir theure Wesen legen,
Dann betet man, und Wehmuth wird das Weh,

Und wenn man Gift uns schüttet selbst in Gottessegen,
Dann betet man, und Gift wird Panacee,
Und wenn uns Unglück wächst auf allen Erdenwegen,
Dann betet man und find't ein viergeblättert Klee,
Für's Leidvergessen hat das Herz nur eine Lethe,
Den Strom der Frömmigkeit, und der heißt: Bete!

Doch „bete!“ sprach die Mutter dieses Kinds vergebens,
Es sprach kein Wort, die kleinen Lippen zuckten blos,
Das kleine Antlitz sprach vom Kampf des innern Strebens,
Es rangen schwere Tropfen sich vom Aeuglein los,
Jedoch der Mund blieb schweigend stets und starr verschlossen,
Der Mutter Thränen blieben wirkungslos vergossen!
Das Herz der Mutter war erfüllt von Gram und Kummer,
Denn krank und leidend war die Herzbetrübte lang,
Und schreckhaft war ihr Wachen, Traum und Schlummer,
Um ihres Kindes Heil war ihre Seele bang,
Im Krankenbett und in des Siechthums Nöthen
Fand Trost sie nur allabendlich im Beten.
Und jede Nacht zum Heilandbilde an der Wand
Erhob mit frommer Andacht betend sie die Hand
Und sprach ein einfach fromm und schlichtiglich Gebet,
Wie es in einem alten Betbuch aufgezeichnet steht:
„O Herr, wer gibt dann meinem Aug' den Thränenbach
Wer gibt Gebet dann meinem Mund,
Wenn Gram und Krankheit meinen Leib zerbrach,
Wenn kommet meine letzte Stund',
Wer betet dann für mich in meinem Schmerz und Grame
Mein letztes Betewort: Geheiligt sei dein Name!?“ —

Aus dem Gebetbuch also betete sie täglich,
Wenn Nachtzeit kam, die jede Krankheit mehrt,

Das Kind stand stets dabei, es zitterte unsäglich,
Wenn „bete! bet'!“ die Mutter flehend dann begehrt,
Die Mutter fleht: „so sag': geheiligt sei Dein Name!“
Verschlossen bleibt sein Mund, der zungenlahme!
Und kränker, immer kränker noch und schwächer
Die Mutter ward, das Kind pflegt treu und zärtlich sie,
Sie reicht ihr Schale, neiget ihr den Labebecher
Und weicht vom Krankenbett der Mutter nie,
Es wacht die Nacht hindurch bis zu dem Morgen,
Auf kleinem Schemel sitzend, voll von Angst und Sorgen,
Und jeden Abend wird die Stimm' der Kranken leiser,
Das Wort hat seinen Klang und seinen Ausdruck nicht,
Kaum hörbar ist's, wenn sie des Nachts noch heiser
Die Hand zum Heiland hebt und leise flüsternd spricht:
„Wer betet dann für mich in meinem Schmerz und Grame
Mein letztes Betenswort: Geheiligt sei Dein Name!?“

Und eines Abends winkt wie immer sie dem Kinde,
Das an dem Bette kniet, verweint und matt und bleich,
Und das Gebetbuch holt sodann es her geschwinde,
Und reicht der Mutter hin es alsogleich;
Sie blättert d'rin, schlägt auf die Seit' wie immer,
Will beten ihr Gebet, doch sprechen kann sie nimmer!
Da fasset sie des Schattenreiches Schauerbeben,
Das Wort des Heils ist ihrem Mund versagt,
Zum Bild des Heilands sieht man ihre Hand sich heben,
Und ihr gebroch'nes Auge weinend klagt:
„Ich seh' mein Lebensend', ich fühl' die Augen brechen,
Wer wird, mein Heiland, denn für mich zu Dir jetzt sprechen?“
Das Kind kniet an dem Bett, sein Herz gewaltig schlägt,
Aus seinem blauen Aug' ein Strom von Thränen quillt,
Es zittert und es bebt, im tiefsten Sein bewegt,
Und wie der Mutter Hand sich hebt zum Heilandbild

Und auf's Gebetbuch zeigt im stummen Todesgrame,
Ruft plötzlich aus das Kind: „Geheiligt sei Dein Name!"
Und als die Mutter hört dies Wort, vom Kind gesprochen
Strömt Lebenskraft ihr neu durch ihre Leidensbrust,
Ihr Auge hellt sich auf, das fast schon war gebrochen,
Erhebung fühlt' ihr Herz und süße Mutterlust,
Die Sprach' bekommt sie wieder, die Lippen flammen,
Und Mutter, Kind umarmen sich und beten nun zusammen

Da füllt ein heller Schein das Krankenzimmer,
Die Krankenstube leuchtet wie im Opferbrand,
Der Engel des Gebets fliegt durch das Zimmer,
Ein Vaterunser strahlt in seinem Stirnenband,
Er spricht: „Ich trage die Gebete heut', wie immer,
Zu Gott empor in's ew'ge Seelenland,
Doch Höh'res bracht' ich nie vom Erdplaneten,
Als Kind und Mutter, die zusammen beten!"

Allerseelen-Nacht.

Der Tag ist für den Geist, die Nacht ist für die Seele; ich mag keinen Allerseelen-Tag, sondern ein Allerseelen-Nacht! Der Tag ist für das Verlangen, die Nacht für die Erinnerung; der Tag ist für die Klage, die Nacht ist für die Thräne; der Tag ist für das Leben, die Nacht, ist für den Tod; der Tag gehört der Zukunft, die Nacht gehört der Vergangenheit; der Tag des Glücklichen ist ein Gesang, die Nacht des Glücklichen ist ein Gebet; der Tag des Unglücklichen ist eine Protestation gegen das Schicksal, die Nacht des Unglücklichen ist eine Grablegung des Schmerzes und eine Resignation in den Willen der Allmacht!

Die Freuden des Tages kreisen wie bunte Falter in der Dämmerstunde des Abends matt und matter in immer kleineren Ringen und sinken in den schwarzen Kelch der Nacht ganz leblos hin; die Schmerzen des Tages sind wie Rauchsäulen: des Nachts steigen sie brennend und glühend als Flammen- und Feuersäulen zum Himmel empor!

Allerseelen-Nacht! Allerseelen-Tag!

Jeder Tag ist ein Todtestag und jede Nacht eine Sterbefeier! In jeder Stunde steht der Mensch zwischen Leben und Tod, zwischen Erd' und Himmel, zwischen Grab

und Auferstehung! Der „Tod" hat eine „Sense", aber das „Sterben" gebraucht die Zeit als „Sichel", um Minute nach Minute, Secunde nach Secunde das Leben abzumähen!

Allerseelen-Nacht! In dieser Nacht wandeln über den Gräbern der Frommen die Geister ihrer Lebenstage als glänzende Engel und streuen unverwelkliche Blumen auf die schweigsame Stätte!

In dieser Nacht besuchen die Boten der Ewigkeit, die Engel des Menschengeschlechtes, die Gräber Derjenigen, die von keiner überlebenden Liebe besucht werden: sie besuchen das Grab der Verlassenen, denen der Allerseelen-Tag keine Zurückgelassenen bringt; — sie besuchen das Grab der Unglücklichen, die ungeliebt aus der Welt gingen und welchen am Allerseelen-Tage keine Hand ein Blümchen spendet; — sie besuchen die Gräber Derer, denen im Leben der Thau zum Aetzstein, der Lotos zur Nessel und die Liebe zum Haß verkehrt wurde, und die sich weit von aller Heimat das beste Bett gebettet haben, das Bett, an welches am Allerseelen-Tage keine lebende Seele mit einer Erinnerung tritt; — sie besuchen die Gräber der Unglücklichen, die heimgegangen sind in den unendlichen Schooß, ohne daß sie vor dem Tode noch Jemandem sagen konnten: „Ich hab' Dich gekränkt, aber ich hab' Dich doch geliebt, und der Tod nimmt die Kränkung von Dir, und nur die Liebe bleibt Dir zurück!" — sie besuchen an den Rändern der Friedhöfe die unbezeichneten Ruhestellen der Unglücklichen, die — dem Heimweh unterliegend — früher heimkehrten, als der Vater sie rief,

und die der barmherzige, allverzeihende Vater doch aufnimmt, wie den verlorenen Sohn, und sie pflanzen ein Blümchen und flüstern: „Auch Euch wird, beim ewigen Frühlingsrufe, der Vater der Blumen und der Seelen nicht vergessen!" — sie besuchen die grauenden, unheimlichen Stellen, wo die Ueberreste derer verscharrt sind, welche vor den Menschen gesündigt haben, von den Menschen gerichtet wurden und von den Menschen verdammt wurden, und machen ein frommes Zeichen auf der Stätte und flüstern: Ihr habt geirrt und gesündigt, Ihr wurdet verurtheilt und gerichtet, Euer Tod war kein Ruf des Herrn und Euer Grab ist nicht eingesegnet; Eure Witwen werden auf Eurer Ruhestätte nicht trauern und Eure Kinder kein Gebet darauf sprechen —, aber wenn der vieltausendjährige Krieg der Zeit mit der Ewigkeit zu Ende sein wird, wenn der ewige Friede zwischen dem Irdischen und dem Himmlischen abgeschlossen sein wird, wenn das Dasein seine Gefangenen ausliefern wird an die Unsterblichkeit, wenn Gottes allmächtiger Wille ratificiren wird die Acte, welche die Endlichkeit mit der Unendlichkeit verbindet, dann wird Gott zu Gericht sitzen über Sünder und Büßer, über Angeklagte und Kläger, über Verurtheilte und Verurtheiler, über Gerichtete und Richter, und die Geschworenen aus der Mitte seiner Erzengel und Lichtträger werden mit ihm sitzen zu Gericht, und die Pforten des himmlischen Gerichtssaales werden offen stehen nach Ost und West und Süd und Nord, und alle Sterne und alle frommen Himmelsseelen werden zugegen sein, und Euer Proceß wird revidirt werden vor

dem unfehlbaren Appellationsgerichte der höchsten Instanz, und Ihr werdet Recht finden und Gnade; denn nur in der menschlichen Natur sind Recht und Gnade zwei, in der göttlichen Natur sind sie eins; und wer von Euch dort oben freigesprochen wird, den werden die lichtvollsten Engel vom Hochgerichte weg auf blühenden Armen in den Himmel tragen, und wer von Euch unschuldig liegt in der ungeweihten Grube, den holen singende Cherubim aus ihr hervor und führen ihn unter Psalterklang und Sphärensang in den Schooß der Gnade!" — sie besuchen die Gräber Derjenigen, die in Abgründen liegen, zu denen kein Menschenfuß am Allerseelen-Tage trägt; sie besuchen die Eingesargten in verschütteten Schachten und Stollen, wohin am Allerseelentag nicht Weib, nicht Kind ein Blümchen tragen kann; — sie besuchen die Gräber der ins Meer Versenkten, deren Spur die Ueberlebenden nicht wissen; — alle diese Gräber besuchen die Engel Gottes in der Allerseelen-Nacht und legen einen Tropfen Thau auf sie als eine Thräne des Himmels und einen Gruß der Vorangegangenen als ein Blümchen der Erinnerung, und ein Licht aus dem Sternenkranze als Grab- und Auferstehungskerze des Jenseits!

Sei mir gegrüßt, holde, schweigende, tiefsinnige, dunkeläugige, todtenerweckende Nacht! Du Einsamkeit bist das hohe Lied, das die Nacht gedichtet hat, du heiliges Schweigen bist das Siegel, das die Nacht auf den schwarzberänderten Brief der Erde drückt; du Sehnsucht bist der Kuß, den der stille Mund der Nacht von der Lippe der

Wehmuth pflückt, und du Erinnerung bist die ewige Grabesrose, welche die geisterbleiche Hand der Nacht auf den Friedhof unserer Liebe, auf unser mit theuren Todten volles Herz legt!

Jedes menschliche Herz ist ein Friedhof und Leichenacker, eine Familiengruft und ein Mausoleum! und jede Nacht ist dem Einsamen eine Allerseelen-Nacht, in welcher er den Gottesacker in seinem Herzen besucht, und Blumen legt auf das Grab eines Verlorenen, und Gebete windet um die Urne einer Mutter, und Blumen streut auf den Todtenhügel eines Kindes, eines Freundes, eines schmerzlich Vermißten, und brennende Thränen anzündet auf der Decke, unter welcher ein todtes, gebrochenes Herz im lebendig gebrochenen Herzen ruht!

Ist denn nicht das Leben des Menschen ein ewiges Leichenbegängniß? Ist nicht jeder Glockenschall ein Ruf der Todtenuhr? Ist nicht jeder kommende Augenblick ein Conductansager und jede verschwundene Secunde eine Trauerkutsche hinter unserer Leiche?

Wozu braucht der Mensch also hinauszugehen in den Kirchhof, um seine Todten zu ehren? Wozu „Blumen“ und „Rosen“, diese Kinder der Liebe der Natur, falsch und allerweltgefällig, wie ihre Mutter Natur!

Ich mag sie nicht, die Natur, diese seelenlose Mutter der Dinge, sie ist theilnahmslos, schroff und selbstisch!

Ich sah den Schmerz sich um die Menschen wickeln, wie der Epheu um den Baum, ich sah das Weh durch das Leben geh'n, wie eine Seuche, ich sah das Unglück sich satt

schwelgen an den Eingeweiden der Menschheit — und die Natur lachte und blühte und prunkte mit rosigen Gewändern und blumigen Schürzen! — Ich sah die Freiheit zertreten wie ein Märzveilchen unter dem Hufe der Gewalt; ich sah den Genius des Rechts erdrosselt von der Hand des Henkers; ich sah die halbe Erde als ein Golgatha, als eine Schädelstätte — und die Natur lachte und jauchzte und ließ ihre Waldkapelle Lieder anstimmen, und ihre Hofgaukler, die Schmetterlinge, vor sich den fröhlichen Reigen tanzen und sich ätherische Wohlgerüche zufächeln von den diensttһuenden Kammerblumen und Blüten! — Ich sah das Licht zurückstürzen in den Schlund der Finsterniß; ich sah Verrath sich mästen an den Thränen der Edlen, ich sah die Schadenfreude ihren Cancan tanzen an den Kerkergittern der Unschuldigen, ich sah den Undank hohnlachend zerren an die zartesten Nerven der Empfindung, ich sah die Erde als ein Hackbret der Willkür und den Himmel harthörig wie Erz — und die Natur lachte, lachte und zog mit fliegenden Wolken und klingenden Bächlein über die Erde und streute Sonnenschein aus, und buhlte mit Lüften und Düften, und noch mit dem letzten balsamischen Odemzug der sterbenden Vegetation salbte sie jauchzend ihr herbstliches Haar!!

Jedoch was ist die Natur? Ist sie ja selbst nicht die Gottheit, ist ja selbst nur der Schleier, in den die Gottheit sich hüllt, daß das menschliche Auge an ihrem Anblick nicht vergehe! Und diesen Zauber-Schleier, der bald mit Sternen gestickt am Himmel daherwallt, bald als Witwen-Schleier der Nacht trüb und dunkel herabhängt bis zur

lichtversagten Erde, hebt kein sterblicher Finger, durchdringt kein sterbliches Auge, zerreißt kein Schrei des Schmerzes, und nur das Wort der Hingebung, der Blick der Andacht, die Thräne der Hoffnung und das Gebet des Herzens dringt durch den Schleier und bringt unsere Klagen und Wünsche, unser Sehnen und Hoffen vor das leuchtende Antlitz der Gottheit!

Aber zwischen der Gnade des Schöpfers und der Zuversicht des Geschöpfes ist kein Schleier gezogen; zwischen dem Leben der Erde und dem Leben des Himmels ist die fliegende Brücke des Glaubens nicht abgebrochen; in der Rechnung zwischen Gott und Menschen bleibt kein Rest und zwischen dem letzten Seufzer des Todes und dem ersten Rufe der Auferstehung hält die ewige Gnade den Odem nicht an, sondern sie waltet ewig fort und wandelt die Herzen um, und die Schmerzen und die Klagen und das Sehnen in Hingebung und Hoffnung, in Trost und innern Frieden! Amen!

Der Brotverächter.

Der Nordwind heult und tobt durch öde Gassen,
Der Boden rings ist starr bedeckt mit Eis,
Es wirbelt Schnee herab in dichten Massen,
Die Fenster sind von Frostesblumen weiß,
Doch in dem Zimmer, in dem traulich hellen,
Sitzt ein gar reicher Mann am Abendtisch,
Geschäft'ge Diener, goldberändert, stellen
Gerichte auf im prunkenden Gemisch.
Es laden, dicht geschaart, Getränk' und Speise
Die Eßlust ein zum schwelgerischen Schmaus,
Und für die Kinder, die herum im Kreise,
Sucht Mutterlieb' die besten Speisen aus.
Die Kinder doch, — wer hat's nicht selbst erfahren?
Wer hat nicht selbst mit ihnen seine Noth? —
Die Kinder lassen Braten, Torten fahren
Und greifen stets am liebsten nur nach Brot.
Der reiche Mann in seinem Uebermuthe
Sieht, daß die Kinder nur zum Brote Lust,
Da siedet's ihm sogleich im heißen Blute,
Denn Stolz und Hochmuth füllen seine Brust.
„Was habt Ihr doch," ruft er mit zorniger Geberde,
„Was habt Ihr doch für armer Leut' Manier!
Hab' ich darum den besten Tisch der Erde,
Daß Ihr nach dem verhaßten Brot habt Gier?"
Und rafft all' Brot zusamm' in seinem Grimme,
Und reißt das Fenster auf mit einem Stoß,
Und wirft's hinaus, und ruft mit lauter Stimme:
„So bin des trock'nen Bettels ich doch los!"

Und wie er fortgeschleudert Krum' und Rinde
Und jeden Abschnitt, der sich dar ihm bot,
Tönt leis' empor die Stimm' von einem Kinde:
„Ich bitte um ein kleines Bischen Brot!
Mich friert, die Mutter liegt im Grabe,
Ich habe nichts gegessen lange Zeit.
Ein Bischen Brot, des Himmels schönste Gabe,
Ein Bischen Brot, Ihr lieben, reichen Leut'!"
Da läuft's den Mann wohl eisig über'n Rücken,
Doch Mitleid füllt die stolze Brust ihm nicht,
Aus Wohlthat nicht will er das Kind beglücken,
Des Goldes Dünkel einzig aus ihm spricht:
„So komm' herein, Du kleiner Hungerleider,
Und fütt're Dich von meinem Ueberfluß,
Von meinen Kindern trag' die alten Kleider,
Die haben Alles bis zum Ueberdruß!
Und essen kannst Du Braten, Kuchen,
Nur bleib' mit Deinem „Brote" mir vom Hals,
Und willst Du Brot in meinem Hause suchen,
So such's bei meinen Hunden allenfalls!"
Ein Diener bringt das Kind hinein in's Zimmer,
Ein kleiner Knabe ist es, siech und blaß;
Wie bleich steht's da im vollen Kerzenschimmer,
Wie sind die Wänglein ihm von Thränen naß!
Und von des Hauses allerjüngstem Kinde
Wird ihm ein neues Kleidchen angethan,
Und von den besten Speisen ißt geschwinde
Das arme Kind sich überweidlich an.
„So sollst Du's haben morgen, übermorgen,"
Sagt ihm der Reiche, „Backwerk, weiß und roth,
Bei meinem Reichthum sollst Du sein geborgen,
Daß Du vergessen sollst das dumme Brot!"

Tags d'rauf, als er das Kind erblicket wieder,
Ist's bleich noch immer, hager, siech und matt;
Doch größer wurden plötzlich seine Glieder,
Daß es im Kleid von gestern Raum nicht hat.
„Der Junge wächst!" sagt d'rauf der Mann mit Lachen,
„Mit einem Füttern ist's nicht abgethan!
„Man gebe ihm auch heut die bess'ren Sachen
Und zieh' vom größern Kind' ein Kleid ihm an!"
Und wieder sättigt sich der fremde Knabe
Mit Allem, was des Reichen Haus nur beut,
Und von des größern Kindes Kleiderhabe
Zieht es sich an ein völlig passend Kleid.
Als Tags darauf der reiche Mann will schauen,
Wie's mit dem fremden Kinde ist bestellt,
Bemächtigt seiner sich ein inn'res Grauen,
Als er das Kind so bei den Händen hält!
Noch länger ist's, als gestern, bleich wie Kreide,
Der hag're Körper ein Geripp' aus Bein,
Und aus dem gestern ihm ganz rechten Kleide
Ragt Hand und Fuß hervor, es ist zu klein!
Unheimlich schaut's ihn an, mit gier'gen Blicken,
Und wimmert hohl und dumpf: „Ein Bischen Brot!"
Und wieder wird ihm vorgesetzt in reichen Stücken,
Was nur das Haus an Leckerspeisen bot,
Und von sich selbst ein Kleid, ganz weit und lange,
Zieht er ihm an und paßt's ihm an genau,
Und harrt die ganze Nacht, geängstigt, bange,
Bis an des andern Tages Morgengrau.
Und bei des Tages erstem Morgengrauen
Erscheint der Knabe selbst vor seinem Bett,
Zu eng ist ihm das Kleid, die Knochen schauen
Daraus hervor wie Glieder vom Skelet;

„Ein Bischen Brot!“ er bittet, und von Neuem
Wird ihm im Ueberflusse Kleid und Speis' und Trank;
Doch nicht will Speis' und Trank an ihm gedeihen,
Stets gieriger verschlingt er Alles, ohne Dank.
Des Reichthums Quell' muß bald versiegen,
Und Gold und Silber sind schon fortgebracht,
Verschlungen hat er Alles, in den Zügen
Des Angesichts geh'n Gier und Hunger auf die Jagd!
Da endlich faßt die Wuth, ganz wildgestaltig,
Den reichen Mann in seinem tiefsten Sein,
Er stürzt sich auf den Knaben, zorngewaltig,
Schleppt ihn zum Fenster hin dann ganz allein
Und reißt es auf, und hebt den Knaben wieder
Zum Fenstersturze hoch und wild empor!
Das Fenster ist zu klein! Des Knaben Glieder,
Sie dehnen riesiger sich noch, als je zuvor!
Da schleift er ihn zur Thür, mit Angst und Pochen
Die Flügel reißt er auf und stoßt den Knaben hin,
— Entsetzen! — Es wachsen riesenhaft die Knochen
Zur Decke auf, die Thüre ist zu klein für ihn!
Da stürzt der Mann zerknirscht zu Boden
Und klammert an des Unholds Knie sich an:
„Wer bist Du, Dämon, Kobold, Hyder?
Bist Du der schwarzen Hölle unterthan?
Was ist denn Dein Begehr? Was ist Dein Sinnen?
Was nagst Du, Nimmersatt, an Haus und Herd?
Laß ab von mir und hebe Dich von hinnen,
Du hast, ein Wolf, mir Hab' und Gut verzehrt!“
Da streckt sich mächtig hoch empor der Knabe
Und spricht mit höhnisch wildem Ton:
„Du riefst ja selber mich, warst selbst Dein Rabe,
Als Du der Gottesgabe „Brot“ sprachst Hohn!

Ich bin „der Mangel“, komme unansehnlich,
Wo man die kleinen Gottesgaben von sich weist;
Dann wachs' ich nach und nach ganz ungewöhnlich,
Und aus dem Kinde wird ein Riese meist!
Durch's Fenster komm' ich kaum bemerkt geflogen,
Und durch die kleinste Spalt' dring' ich in's Haus,
Doch werden Fenster, Thür und Thoresbogen
Zu klein, wenn ich zum Hause soll hinaus!
Das „täglich Brot“ ist eine Götterblume,
Die in dem heiligsten Gebote steht;
Trittst Du mit Füßen nur die kleinste Krume,
Trittst Du mit Füßen auch Dein Tags-Gebet!“
Zerknirscht fühlt sich der Mann, die heißen Zähren
Entströmen seinem Aug', er faßt sich kaum;
Da plötzlich naht ein Strahl, und bald verklären
Viel gold'ne Strahlen seines Zimmers Raum,
Es schwebt ein Weib herein im Lichtgewande,
Gewoben scheint aus Duft sie und aus Licht,
Die Palme bringt sie mit aus schönem Lande,
Gar lieblich blüht ihr holdes Angesicht.
„Wohlthätig eit bin ich“, so spricht sie leise,
Den „Mangel“ zu bezwingen, bin ich ausgesandt;
Denn „Geben“ blos ist Wohlthat nicht, die Weise
Allein macht sie, mit der sie angewandt;
Das Brot, von Dir verschmäht, in kleiner Gabe,
Bannt in der Wohlthat Hand den Mangel fort;
Jedoch nicht Hochmuth reich' ihm kalt die Gabe,
Die Güte reich' sie dar mit mildem Wort!
Die kleine Gab', im Geben schon verachtet,
Rächt am Verächter sich zur bösen Zeit,
Das Größte selbst, sorgsamlich betrachtet,
Ist Kleines nur, das sich an Kleines reiht.

Die kleinsten Freuden sind's, die wiederkehren,
Die großen Freuden kehren zweimal nicht,
Die kleinen Strahlen sind es, die verklären,
Die großen Strahlen geben grelles Licht!
Zum Segen wird der Gaben allerkleinste,
Wenn man mit Lust dem Armen hin sie hält.
Die Thräne ist auf Erden hier die reinste,
Die auf die Gabe von dem Geber selber fällt!
Ein Engel stehet unsichtbar dazwischen,
Wo nur vor uns ein Bittender erscheint,
Und lächelt mild, wenn sich die Thränen mischen,
Die der Empfänger mit dem Geber weint!
Dann trägt er fort gleich glänzenden Agraffen
Die beiden Thränen hin zur Himmels-Hut,
Und freuet sich, daß Gott die Welt erschaffen,
Und segnet sie und spricht: „Der Mensch ist gut!"

Güldane, oder: Herztrieb und Weltlieb.

Brief-Fragmente aus einer gewöhnlichen Geschichte.

Alfred an Theodor.

Baden.

Du magst Recht haben! Aber laß mich noch ein Paar Wochen hier, gerade im Spätherbste. Es kehrt Ruhe in das kleine Städtchen und in mein Herz zurück, wenn die Badegäste von dannen ziehen und ich nicht auf allen Wegen und Stegen, auf jedem Bergrücken und an jedem Flußrand so ein Paar übernüchterne, naturbrandschatzende, langweilige und gelangweilte Badegäste herumkriechen sehe, welche unsern Herrgott als einen Sommerwirthshaus-Inhaber betrachten, die Morgen- und Abendröthen als Kellnerinnen, und den Wiesenduft, den Blumenodem, die Wolkenzüge die Wälderkühle und den geheimnißvollen Vogelsang als Medicin und Heiltränkchen taxiren, und sie genießen, wie die Becher am Brunnen, mit flauem Angesicht und flanellenen Empfindungen.

Laß mich! Ich glaube, die Natur hier ringsum fängt eben jetzt erst an, sich von der Last ihrer Besucher zu erholen, und sich selbst auch ein Bischen zu leben!

Und was seh' ich bei Dir in der Stadt? Du, freilich, Du magst Recht haben, für Dich hat das Alles noch seinen

Werth und seinen Reiz, wenn Ende Octobers und im November die schwerbepackten Carossen von den Landgütern und Landwohnungen zurückkehren, wenn die armen Frauen, welche nach dem eisernen Scepter der Sitte nun einmal durchaus sechs Monate von der Residenz entfernt sein müssen, wieder kommen, und über den Stephansplatz, Graben und Kohlmarkt hin- und herfahren und gehen, und wenn die eleganten Boutiquen wieder sich füllen mit dem suchenden, wählenden, sich berathenden Geschlechte der Mode- und Kleider-Puppen, „da ist Herzog Alba an seinem Platz!" da bist Du ganz in Deinem Elemente.

Ich beneide Deine gefrorene Gluth — ich kann es nicht anders nennen — mit welcher Du Alles und Jedes in der Welt eben mit einem eisigen Eifer, mit einer ewigthätigen Ruhe betreibst. Die Partie Deines Herzens und eine Partie Billard spielst Du mit gleicher Ruhe, mit gleichem Ernste ab; die Angelegenheit einer Burnus, welche die schöne Baronin Wendthal kaufen will, beschäftigt Dich so ernstlich, als Dein Erbschaftsproceß, auf dem Deine Zukunft beruht; und auf der andern Seite anatomirst und secirst Du die Herzen und die Empfindungen Deiner Freunde, ja auch den Zustand Deiner Liebe selbst so marmorn ruhig, als ob Du die Trüffelpasteten bei einem großen Diener zerlegtest. Und dennoch ist Dein Herz edel, gut, weich und stark!

Ich kann diese Weise, das Kleine zu betreiben, als ob es wichtig wäre, und das Wichtige, als ob es sich von einer Bagatelle handelte, nicht finden, mir nicht eigen machen. Ja, ich will es auch nicht! Ich will es den Menschen

geradezu zeigen: das interessirt mich und jenes ist mir zuwider.

Glaube mir, lieber Theodor, ich habe es oft der Natur im Stillen herzlich gedankt, daß sie mir ein schroffes, für den ersten Augenblick zurückstoßendes Aeußere gegeben hat! Ja, ich danke dem Himmel, daß ich eine Stachelnußhülle habe, da wird man doch nicht so von aller Welt gleich an- und abgegriffen, und dient nicht, wie eine glatte Kastanie oder wie eine runde, abgeschliffene Billardkugel zum Spielzeug von Kindern und Müßiggängern!

Weiß der liebe Himmel, wie froh ich bin, daß ich keine Almanachseele und kein Stammbuchgeist bin, den die Schöpfung mit glattem, schönem Schuber und reizendem Goldschnitt ausgestattet hat, damit ich nicht herumfahre auf Toiletten-Tischen und auf dem Schreibtisch fader Elegants, und nicht zwischen allen Fingern durchglitsche und von Hand und Hand gehe, wie ein Bijou-Kalenderchen!

Glaube mir, für Frauentugend und Männercharaktere kann es keine schützendere Leibgarde, kein besseres Conservativmittel geben, als ein uneinladendes Aeußeres!

Wenn man nun besonders das Unglück hat, wie ich, durch einige nicht mißlungene Trauerspiele dem großen Publikum bekannt zu sein, da ist es nicht mit Geld aufzuwiegen, wenn man so eine Stachelbeerenhülle hat, welche die zutäppigen, indiscreten, Alles beschnüffelnden Finger in gehöriger Entfernung hält!

Die öffentlichen Personen, wie Dichter, Sänger, Maler u. s. w., werden leider ohnehin wie ein Birkenbaum

betrachtet, und jeder müßige, durstige Wanderer glaubt ein Recht zu haben, ihn mir nichts, dir nichts anzuzapfen und seinen frischen Saft herauszuholen, um seine trockene Zunge zu benetzen!

Wie gut ist es in solchen Fällen, wenn unsere Physiognomie so aussieht, wie eine Warnungstafel mit den Worten:

„Hier ist kein Durchhaus!“

Wenn man so glatt und lieb, und herzig und windelweich, und einladend schön und reizend ist, da ist Jedermann ein Nußknacker, der uns ohne viel Federlesens aufknackt und unsern innersten Kern herausnimmt, ihn zehnmal auf der Hand umkehrt und dann gleichgiltig liegen läßt.

Ich mag nun nicht von Jedermann aufgeknackt werden, aber ich glaube, daß, wenn sich Jemand die Mühe nimmt, trotz Stacheln und rauher Schale den Kern in mir zu — suchen, die Mühe nicht ganz verloren sein dürfte.

Deshalb, lieber Theodor, gehe ich nur dann erst aufs Land, wenn die städtischen Landbewohner zurückkommen! — Du schriebst mir neulich, Güldane sei in der Oper gewesen, beim „Robert“, und sie sähe blaß aus. — Blässe, mein Freund, ist die Gala-Uniform der Liebe und des Geistes! Die stille geistige Mondnacht ist blaß, der geschwätzige Tag ist roth! Sie war blaß, als ich sie das erste Mal sah; aber es war nicht die Blässe bleichsüchtiger Wangen, welche in der Cur und Krankheit sich wechselseitig verzehren; es war nicht die angekränkelte Blässe des romantischen Lüstelns, es war jene Blässe, welche dem Beschauer zu sagen scheint:

„nein, der Mensch ist zur Freude nicht gemacht, und das Herz ist nichts, als ein klopfendes Heimweh nach einer schmerzlosen Heimath!“ — Blaß war sie wie die liebliche Abenddämmerung, und still, still, wie der Gedanke der Sehnsucht, wenn er seinen leisen Flug zu der Geliebten macht. — Sie ging an der Seite ihrer Mutter, einer rechten Mutter aus dem neunzehnten Jahrhundert, und ihr Auge senkte sich zu Boden, als wollte es dem lieblichen Veilchen wiedergeben die liebliche Milde, die Bläue, das sinnige Stillleben, voll Duft und Anmuth, welches in ihm wohnt!

Es war ein schöner Tag; ich machte ihren Führer auf die Anhöhe zu der Ruine von dem Schlosse Theben, welche sich in den Fluthen der Donau spiegelt. —

Ach ja! Sie ist blaß! Jetzt wie damals! Und welche Zeit von Blässen und Röthen, von Flammen und Gletschern, von Wonnen und Wehen, von Göttertempeln und einstürzenden Gräbern liegt dazwischen!

Ja, Theodor, ich will Deinem langen Drängen endlich nachgeben und Dir die Geschichte mittheilen. Es ist eine gewöhnliche Geschichte, so eine, von der Heine sagt, sie passirt alle Tage.

Das ist es ja eben, mein Theodor; so entsetzlich gewöhnlich ist die Geschichte, so ungemein alltäglich, und doch können zwei Herzen darüber den Himmel verlieren! Es ist ein spießbürgerliches Schauspiel; unsere Recensenten würden von ihm sagen: „Die Situation ist nicht neu, die Handlung alltäglich, die Katastrophe wie zu erwarten!“

Allein, Du bist kein Recensent, so höre oder so lese diese Briefe von mir, von ihr, von Andern, die alle in meinen Händen sind. Ich werde Dir und Du mir inzwischen schreiben.

Leb' wohl.

Güldane an Aurelie.

Preßburg.

Da bin ich nun in dem gepriesenen Landleben, im Schooße der ewig grünenden Natur. Ich habe mich hierher gesehnt, und nun bin ich hier und sehne mich wieder — wohin? nach was? Ich weiß es nicht, liebe Aurelie; die Stadt ward mir endlich zuwider, die Soiréen, die Bälle, die Concerte, die Picknicks, obschon ich sie liebe, obschon ich ihnen nachjage, sie werden mir endlich lästig, es kommt mir vor wie eine lange, ewig lange Zauberoper, es ergötzt mich, aber am Ende frag' ich mich, ob ich mich denn wirklich recht innig unterhalten habe, und ich muß mir mit „Nein!" antworten. Ich fühle eine Leere in mir, die ich immer wieder mit einer Leere auszufüllen suche!

Ich komme mir selbst sonderbar vor! Ich liebe die große Welt, ja, ich hasche nach ihr, und dabei kommt mir Alles doch so seelenlos vor, und — lächerlich, daß ich einen leisen Spott über mich selbst nicht ersparen kann!

Nun gut, aufs Land! Es ist doch eine Abwechslung, und das ist für kurze Zeit wenigstens Etwas.

Wir bewohnen einen schönen großen Garten vor der Stadt, auf einer Anhöhe, welche die Donau, die sogenannte Au und die — Straße nach Wien beherrscht.

Siehst Du „die Straße nach Wien!“ Da knüpft sich denn aus meinen Blumenlauben und Einsiedlerhütten und stillen Teichgängen die Verbindung mit der Residenz so lebhaft in mir an, daß ich doch zuweilen wünsche, die Nymphe des Quells wäre die beliebte Marchande de mode: »Aimé«, und die Dryaden und Hamadryaden wären Stutzer und Elegants, wenn's auch nur wäre, um mich an ihrer Possierlichkeit zu ergötzen, und die Binsenmattenhütte wäre der Redoutensaal u. s. w.

Du lachst, Aurelie? Du hast Recht, Aurelie; ich lache über mich selbst!

Sende mir doch Etwas zu lesen, nur verschone mich mit mehrbändigen Romanen! Sie langweilen mich. Ich bin nicht fähig, so lange an einem einzigen Faden langweiliger Liebe fortzuspinnen! Es muß eine sehr langweilige Empfindung sein, die sogenannte Liebe, wenn man, um sie zu schildern, drei oder vier Bände braucht!

Sende mir Taschenbücher mit kleinen Erzählungen, Gedichtchen, mit denen man bald zu Ende ist!

Ist die sentimentale, nelkenäugige Alise noch in der Stadt? Sie versprach, auf einen Monat zu mir heraus zu kommen. Wenn sie kommt, schicke mir ja die neuesten Modeblätter mit. Es küßt Dich Deine ꝛc. ꝛc.

Nachschrift. Wenn wir Frauenzimmer nichts zur Nachrede haben, so haben wir doch immer Etwas zur

Nachschrift. Lida, meine jüngere Schwester, die, wie Du weißt, noch halb Kind ist, grüßt Dich und bittet Dich, ihr mit Alise das Reiß- und Zeichenbret zu senden; sie malt und zeichnet jetzt mit Leidenschaft, keine Blume und kein Schmetterling ist vor ihren Steckbriefen sicher. Ach Himmel, wir haben ja keine andern Schmetterlinge, als die wirklichen! Kußhand.

Moritz an Alfred.

Wien.

Laß mich, Alfred! Laß mir meine Ansichten über Liebe und all den Schnickschnack des Herzens; diese meine Ansichten sind die Wetterableiter auf meinem rothen Herzdache. Jedes Männerherz hat so sein Heu- und Wetterwinkel, und alle Liebesschauer und Liebesgewitter ziehen daraus über dasselbe her. Ich aber habe mein Heuwinkel ganz angeräumt und vollgepfropft mit präparirten Erfahrungen und secirten weiblichen Herzen, aus denen allen zu ersehen ist — daß Liebe und Gespenster nur Denen erscheinen, die daran glauben, und welche verschwinden, wenn man muthig auf sie losgeht und sie fassen will!

Alle Arten von Liebe, die unter Euch in so verschiedenen Gestalten coursiren, sind nichts, als falsche Abschriften eines Originals, welches ganz verloren gegangen ist.

Wenn mir so Jemand erzählt: „ach, wie liebt sie mich!“ — so möchte ich gleich in dem Märchentone einfallen

und fortfahren: „— und aus der großen goldenen Blume stieg ein Wunderknabe mit güld'nen Flügeln und Demantaugen und grünen, smaragdenen Locken, und so weiter, und so weiter."

Der Himmel erhalte Dir, lieber Alfred, Deinen Köhlerglauben an Liebe und Treue; dieser Glaube macht gewiß selig! Sag' mir, glaubst Du nicht auch an Alräunchen und Kartenlegerinnen?

Ein Mädchenherz und ein Katzenfell, wenn man sie streichelt, geben sie Funken, das ist Electricität, weiter nichts!

Mit den sogenannten gebildeten Mädchen laß mich nun vollends gehen! Je mehr ein Mädchen weiß, desto näher liegt ihm der Sündenapfel! Die geistreichen sind mir nun einmal ganz und gar unerträglich, da muß der Geist die Nothlüge des Herzens machen, ihr Bischen Wissen setzen sie wie eine Brütente auf die Hühnereier ihrer Empfindung, und die Ente watschelt dann mit den ausgebrüteten Küchlein, mit einer fremdartigen Brut herum!

Wenn Du, lieber Alfred, auf Deinen Wanderungen ein recht hübsches, aber dummes, blödes Mädchen triffst, so verschreibe mich mit Extrapost. Der Sonderbarkeit willen möchte ich einmal einer rechten Gans den Hof machen. Da weiß man doch, wie man dran ist, und braucht nicht immer mit Redensarten und poetischen Blumen zu bombardiren! Für so eine dumme Festung braucht man nichts, als ihr alle andere Zufuhr abzuschneiden und sie auszuhungern. Genug davon.

Alise geht morgen nach einem Landgute unweit Preßburg, um einige Sommermonate bei einer gewissen Familie von Trentheim zuzubringen. Ich habe die alte Trentheim im vorigen Winter in einer Soirée kennen gelernt; sie ist ein Weib, welches außer dem stehenden Heere von allgemeinen weiblichen Fehlern auch noch ein fliegendes Corps von unausstehlichen Separat-Ansprüchen und eine liegende Garnison von eingefleischten Vorurtheilen in ihrem winterquartierlichen Herzen einquartiert hat. Allein diese alte Trentheim soll eine Tochter: Güldane, haben, die ihr so wenig ähnlich sein soll, wie ein Colibri einer Schopfente. Diese Tochter heißt Güldane und — si fabula vera — soll eine ganz besondere Gattung von Paradiesvogel sein. Ihr Herz soll ein Feenpalast sein, mit geflügelter Besatzung, aus lauter Tugenden, und um hinein zu kommen, müßte man ebenfalls Flügel, Engelflügel, Seraphflügel haben, und einen Aetherleib, durch welchen eine Himmelsseele wie eine Peri durch einen Spitzenschleier herausguckt.

Ich habe mir leider meine Flügel schon versengt, auch sind sie mir so oft gestutzt worden, daß ich mich zu dem Flug in dieses Herz nicht erheben kann! Du aber, Du, der Du noch immer den Messias erwartest, mache Dich auf, stärke Dich mit Mondschein, bade Dich in Morgenthau, hülle Dich in einen Regenbogen-Paletot und fahre auf poetischen Sonnenstäubchen durch die Fensterritzen in das Herz dieser Fee Güldane!!

Gewiß, mein lieber Alfred, ist es, daß die Mädchen uns lieber Thür und Thor des Herzens aufmachen, als

Fenster und Schlüsselloch; es ist leichter, in das Herz eines Mädchens hineinzuschleichen, hineinzuspringen, hineinzustürmen, als hineinzulugen, hineinzuschauen, hineinzublinzeln!

Ich bin neugierig, was mir Alise über Güldane sagen wird. Alise ist eine weitläufige Cousine von mir und wird sich die Erlaubniß erbitten, daß ich sie bei Güldane in Schattensee — so heißt der Landsitz der Frau von Trentheim — besuchen darf. Siehst Du, da habe ich eine lebende fliegende Brücke zu dem Zauberschloß mit seiner schönen Insassin!

Wann gehst Du nach Tyrnau, um Freund Halden zu besuchen? Er erwartet Dich schon seit einem Monat und hat allen Tyrnauerinnen den Mund recht wässrig gemacht, nicht etwa mit Deinem letzten Trauerspiel, nein, mit der Erwartung, Dich zu sehen!

Fare well my dear poor — alas! — Adio!

Alise an Moritz.

Schattensee.

Da bin ich! Wo? Im Elysium! Im Reich der Schatten, in Schattensee. So, mein Herr Philosoph, heißt das Landgut der Frau von Trentheim, ungefähr eine Stunde von Preßburg, in einer anmuthigen Thalgegend. Unter Akazien halb versteckt, wie ein lauschendes Mädchen,

welches ihren Freund neckisch erwartet, guckt das rothe Dach des Schlosses durch die hängenden Zweige, und ein großer Garten, welcher sich bis an das Ufer der Donau erstreckt, mit Blumenpartien, Lauben, Grotten, Teichen, Fischerhütten, Tempeln, Statuen und all dem Gepränge, welches man in das gesellige Leben der Bäume und Blumen gebracht hat, streckt seine grünen Arme aus, um — zwei einsam wallende Nymphen zu umarmen, und eine von diesen zwei Nymphen ist — die abgesagte Naturfeindin Alise! — die andere ist Güldane! —

Sie fordern von mir, als Güldanens *Freundin*, eine Schilderung, eine *getreue* Schilderung Güldanens? *Freundin*? Freundschaft unter Frauenzimmern ist so ein Unsinn, wie Liebe unter Männern! Höchstens nach unserem fünfzigsten Lebensjahre, da, wenn wir aus dem großen Ocean der Eigenliebe und Eitelkeit in den stillen Sund der gänzlichen Lebens- und Liebesentsagung hineingesegelt sind, dann, ja dann, wenn beide sogenannte Freundinnen zusammen ein *Jahrhundert* theilen, dann kann ein Gefühl zwischen Beiden eintreten, welches an *Freundschaft* gränzt!

Bin ich denn so gar nicht hübsch, daß Sie glauben, ich könnte Güldanens *Freundin* sein? Hab' ich nicht auch so gut meine blauen Augen und blonden Locken, wie sie nur irgend zur Anfertigung eines Sonetts erforderlich sind?!

Was mich an Güldane fesselt, ist allein der Umstand, daß sie *keine Kokette* ist. Nicht deshalb, weil

ich die Koketterie hasse, sondern, weil ich gerne allein kokett bin! Glauben Sie mir, wir eifern gegen die Koketterie anderer Frauen, scheint mir, nur deshalb so sehr, weil sie uns in der unsrigen genirt. Güldane weiß nichts von Koketterie; aber glauben Sie nicht, daß sie nicht gefallen will. Allein, sie will nicht gefallen, um zu erobern; sie will gefallen, weil es sie amüsirt, weil sie es unterhält. Es ist ihr alles Eins, wem sie gefällt, ob einem Manne oder einer Frau, einem jungen oder alten, schönen oder häßlichen Mann. Am meisten will sie sich selber gefallen und erobern, und diese Eroberung gönne ich ihr so sehr vom ganzen Herzen, daß dieser Umstand allein schon hinreichend ist, mich an sie zu fesseln.

Es gibt kein Frauenzimmer, kein schönes nämlich, welches im Laufe eines Tages so oft vergißt, daß es schön ist, und sich selbst wieder so oft daran erinnert, als Güldane.

Geliebt hat sie nie; ich bin überzeugt, auch glaube ich, Sie, mein gefährlicher Herr Philosoph und Liebesfeind, dürften bald hieher kommen; Sie brauchen nicht zu fürchten, Güldanens Herz zu beunruhigen!

Sie kommen doch? Ich habe Sie schon als einen nahen Verwandten von mir angekündigt, und um eine freie Eintrittskarte zu allen idyllischen Vorstellungen in Schattensee, ohne Ausnahme, für Sie gebeten.

Seien Sie auf Ihrer Hut! Es sind nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten! Diese Güldane ist gefährlich, eben weil sie so sorglos unter Euch Gewalthabern und

Eroberern herumwandelt, als ob Ihr lauter Jasminsträuche und Taxuswände wäret, mit denen der liebe Herrgott so aus Liebhaberei den menschlichen Thiergarten ausspaliert hat! Sie spricht von dem schönsten Manne wie von einer Aurikel, sie verhehlt nichts, sie übertreibt nichts; es ist ihr eine Sache, nicht ein Mann! Und es ist nicht Affectation, sondern Gleichmuth. Ein Hut, eine Mantille kann sie tagelang beschäftigen, ein Mann, und wär' es ein Adonis, nicht länger als jede andere Tages-Novität!

Wäre es nicht interessant, diese Schatulliöse zu bekehren? diesem gefrornen Rhythmus Wärme zu geben? diesen blauen Augenhimmel, den kein Strahl von Liebe ätherisirt, mit einigen Wölkchen aus dem Nebelsaum irdischer Liebe umzogen zu machen? Wäre es nicht interessant, die erste Entdeckungsfahrt in dieses Herzensland zu machen, und ihm vielleicht auch seinen — Namen zu verleihen?

Ich prophezeih' Ihnen wenig Erfolg!

Wir leben übrigens wie in La Trappe!

Von unsern Umgebungen zeichnet sich besonders ein Herr Schwarzdorn, oder von Schwarzdorn aus; man ist wegen der Richtigkeit seines Selbstadels noch nicht im Klaren. Er zeichnet sich durch eine kolossale Beschränktheit und durch ein ewiges Lächeln aus. Als ein weitläufiger Anverwandter des Hauses hat er das Privilegium, zu kommen, so oft er will. Diesen seinen Willen setzt er auch regelmäßig in jeder Woche ein paarmal ins Werk, und

beglückt uns abwechselnd mit seiner Courmacherei. Mich langweilt das doch, wenn ich ihn nicht zum Besten haben kann, und Güldane betrachtet ihn wie den Truthahn, der im Hofe herum geht, sie nimmt gar keine Notiz von ihm, aber wenn er es zu arg macht, zu nahe kommt oder zu laut kollert, dann jagt sie ihn mit eben solcher Ruhe fort, als den Truthahn.

Nächste Woche beginnen wir unter Bedeckung dieses langweiligen Ritters unsere Ausflüge in die fernere Umgebung von hier und Preßburg.

Kommen Sie doch bald!

Alfred an Moritz.

Baden.

Wenn Du morgen nach Preßburg gehen willst, sende mir heute noch zwei Zeilen, so komme ich nach Wien und begleite Dich dahin, weil ich doch einmal nach Tyrnau muß. Du magst dann in Gottes Namen nach Schattensee gehen, um Alise zu besuchen, eigentlich aber, um die einsame Fee Güldane in ihrer grünen Gartenschale zu sehen, zu bewundern und — zu lieben!

Ihr Liebeslästerer, die Ihr Euch das Ansehen gebt, als prallten alle Pfeile des blinden Götterkönigs von Eurer Brust ab, Ihr seid die entzündlichsten, und das kleinste Bischen Aufwand von Schönheit, Naivetät, Taubenfrommheit u. s. w setzt alle Eure Grundsätze jämmerlich auf den Sand!

Ich habe von dieser Gülbane schon zu viel gehört, um zu wünschen, sie kennen zu lernen. Ich hege ein besonderes Vorurtheil gegen berühmte Schönheiten! Sie sind gewöhnlich geist- oder herzlos, oft beides zugleich!

Eine solche Schönheit ist gewöhnlich ein Tempel ohne Altar, eine Kirche ohne inwohnenden Gott! Väter, Mütter, Freunde und alle Männer tragen stets das Ihrige dazu bei, einer solchen Schönheit glauben zu machen, die Blätterfarben ihrer leiblichen Blume wären hinreichend, und so wird denn auf nichts, als auf diese Blätterpracht gedacht; aber Duft und Süße der Blume, Sinn und liebliche Deutung geht verloren! Eine solche schöne Blume ist immerwährend von perennirenden Balsamsträuchen umgeben, welche sie beständig anräuchern, und an dieses Zibet- und Moschusgeschlecht gewöhnt, weiß ein solches Mädchen nichts Anderes, als daß die Männer lebendige Weihrauchkesselchen sind, von der Natur bestimmt, ihre aus dem schönsten Marmor gemeißelte Bildsäule zu umräuchern!

Ich will wetten, diese Gülbane schätzt die Männer nach den Huldigungen, die sie ihr darbringen, und sie wird einst Den lieben, der darin Eminenz erreicht hat. So sind sie Alle!

Leb' wohl, auf Wiedersehen! Antworte sogleich.

Alise an Moritz.

Schattensee.

„Diese Heilige empfindet," sagt die Eboli von der Königin, und „dieser Gletscher hat einige Wärme," sage ich von Güldane.

Ja, denken Sie sich, sie fühlt! Ein Mann hat einmal mehr Eindruck auf sie gemacht, als ein Glacé-Handschuh, als ein Blondenschleier, sie hat gelächelt, als ich sie mit ihm neckte, und ist — roth geworden!

Die Welt wird aus ihren Angeln gehen!

Und welch ein Mann! Du wirst lachen! So sind sie, die Sonderlings-Mädchen, alle! Glauben Sie etwa, ein Mann wie ein Adonis, ein Mann wie — Sie habe dies Marmorherz aus seiner Starrheit zur ersten, wenn auch nur leisen Regung gebracht? Etwa ein vornehmer Cavalier, mit der Perspective in künftige Herrlichkeit? Nein, nichts von Allem dem!

Ihr Freund Alfred ist der Magier, dem es vorbehalten zu sein scheint, ein Herz unter das leere Herz Güldanens zu zaubern. Ja, Ihr Freund, der unleidliche Alfred, der Tragödien-Vater, der häßliche Mensch! Sie wissen, daß ich einen entschiedenen Widerwillen gegen ihn habe, obschon ich ihn nie gesprochen habe.

Wenn er ein Frauenzimmer anschaut, so liegt um seinen Mund ein Zug, der auf gut mephistophelisch zu sagen scheint: „Schwachheit, dein Name ist Weib!" und sein Blick scheint heuchlerisch über diese Wahrheit in

Wehmuth zu zerfließen. Auch sollen seine Sarkasmen in Gesellschaft unausstehlich sein, kurz, ich habe mich immer gehütet, in seine Nähe zu kommen, obwohl andere Frauen und Mädchen ihn äußerst interessant finden, und ihre Eitelkeit mästen, wenn sie von den Strahlen seines Geistes wie hohle Nüsse übergoldet werden.

Und mit diesem Alfred komme ich nun zusammen, und wenn mich nicht Alles trügt, so wird dieser Dramengott ein kleines Haus- und Familien-Drama in Schattensee aufführen.

O, wir Mädchen! wir Mädchen! Ist nicht eine Dichterseele einem Mädchenverstande so fremd, wie eine Tambourirnadel einem Professor der Theologie, und dennoch, dennoch hat diese Güldane, so scheint es, diese Dichterseele in zwölf Stunden so kennen gelernt, wie ein Uhrmacher seine Uhr, mit allen seinen Räderchen und Zängelchen, mit all seinem Klippklapp und mit dem großen Perpendikel: „Dichter-Eitelkeit!"

Es sind doch alberne Menschen, diese Dichter! Um sie zu gewinnen, braucht man nichts, als zwei große blaue Augen, die das Maul weit aufsperren, wenn sie etwas sagen, und ein Antlitz, welches sie gläubig und bewundernd anschaut, wenn sie die bunten Bänder und Feuerfunken aus dem poetischen Munde ziehen!

Ueber die Dichter! Mit einem feinen Filet wollen sie nicht gefangen werden, aber mit dem großen weiten Maschennetz der hanfblassen und geschmeidigen Demuth und Anbetung! O die Dichter! die Dichter! Sie wollen

keine Antwort von einem weiblichen Herzen, sondern blos ein Echo, das heißt den Rückhall ihrer eigenen Worte! Es ist ein heilloses Volk!

Jedoch, ich muß Ihnen erzählen.

Am verflossenen Dienstag traten wir wieder einen Ausflug in die Umgebung Preßburgs an.

„Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht, lothringisch Volk!"

Die alte Trentheim, Güldane, ihre Gesellschafterin Amselberg, die kleine Lida, Herr von Schwarzdorn, genannt der Ritter von der langweiligen Gestalt, Onkel Dresen mit seinem Sohn, dem hoffnungsvollen Candidaten der Medicin, und meine Wenigkeit.

Wir hatten einen Diener und ein Mädchen vorausgeschickt, um in den Ruinen vom Schlosse Theben, wohin die Reise ging ein Mittagsmahl zu bereiten, und folgten, am Ufer der Donau langsam im Wäldersaume fortziehend, bald nach. Güldane war sehr muthwillig. Sie ließ alle Augenblicke etwas fallen, bald den Handschuh, bald den Fächer u. s. w., und der langweilige Ritter Schwarzdorn hob jedes Stücklein mit heiligem Eifer auf und übergab es seiner Behörde mit einem Tricolorblicke, in welchem geschrieben stand: Der redliche Finder wartet auf sein Douceur! Der Onkel Dresen, von dem Du weißt, daß er den Herrscher auf und zu Schattensee spielt und seine Schwester, die Trentheim, unter festem Commando hält, führte den Zug an, und wir gelangten gegen zehn Uhr Morgens in Theben an.

Schwarzdorn, bei dem sich Magen und Herz gleich in der ausübenden Gewalt theilen, beschäftigte sich mit einem Frühstück, und so beschlossen wir: Onkel Dresen, die alte Trentheim, Güldane, ich und der junge Candidat, indessen zu der Spitze der Ruinen hinauf zu gehen und die Nachkommenden dort zu erwarten.

Wir hatten uns sehr ländlich gemacht, und wir Mädchen sahen gar nicht übel aus! Sie wissen, wir putzen uns gerne ein Bischen, selbst wenn es dem Besuch alter Ruinen gilt; es kann ja Geister geben, Gnomen u. s. w., und denen will doch ein Mädchen auch nicht mißfallen!

Güldane sah wirklich reizend aus! Sehen Sie, lieber Moritz, ich bin doch auch ein Mädchen und ein Bischen neidisch, wie alle Evatöchter, und Sie selbst haben mir oft gesagt, daß ich ein schönes Mädchen bin, besonders weil ich schwarzes Haar und blaue Augen hätte, eine wahre — wie nannten Sie es? eine wahre Contradictio in re! Und ich fühle, wenn ich mir meine langen Locken so durch die Finger würfle, mein »anch' io son Pittore« eben so gut, wie nur ein Wesen, welches nicht Ursache hat, zu erschrecken, wenn es in den Spiegel sieht; aber heute schien mir Güldane unendlich liebreizend, und ich hätte sie küssen mögen! Solche tugendhafte Empfindungen kann man aber auch nur in alten Ruinen einathmen!

Wir schlenderten singend, schäkernd, trillernd vorwärts, da, als wir um eine Felsenecke bogen, welche uns den Weg abzuschneiden schien, da

„Bot sich uns ein Schauspiel sonder Gleichen dar!“

Auf einem Felsblock lehnte, mit dem Rücken gegen uns, ein langer, schlanker Mann, den Strohhut auf einem Strauch vor sich hängend, ein Buch neben sich und ein Blatt Papier vor sich!

Ein Maler! ein Maler! so dachten wir Alle! Wir konnten nicht vorwärts; denn die Figur lehnte wie ein Querbalken über dem schmalen Steg, der sich am Rande einer ziemlichen Tiefe fortzog. Onkel Dresen rief mit seinem kräftigen Baß: „Mit Erlaubniß!" Der Mann sprang auf, war überrascht, machte eine leichte Verbeugung und schien eine Entschuldigung vorbringen zu wollen; da rief der Onkel:

„Ei der Tausend! Alfred, Freund Alfred, wie kommen Sie unter diese Ruinen? Studiren Sie Trauerspiele nach der Natur?" Diesen seinen Einfall belachend, stellte er uns Alfred vor mit dem Beisatze: „mein intimer, ehrlicher Freund!" Alfred lächelte etwas maliziös zu dieser Formel, neigte fast kalt das Haupt, sagte einige unbedeutende Worte und wollte sich entfernen.

„Nichts da!" rief der Onkel Dresen, „nichts da, Herr Berggeist, jetzt bleiben Sie bei uns und machen den Wegweiser. Sie haben ohnehin nicht Wort gehalten, Sie versprachen mir schon so oft, mich zu besuchen! Jetzt haben wir Sie in den Ruinen gefunden wie einen Waldmenschen, heute gehören Sie zu uns! Nicht wahr, Schwester?" Die Frau von Trentheim fügte einige artige Worte hinzu. Ich beobachtete Alfred genau; denn obschon es mir höchst unangenehm war, mit ihm zusammen zu sein, so interessirte

es mich doch, sein Wesen und sein Benehmen zu beobachten. Er schien unschlüssig, sein Blick verweilte lange und sinnend auf Güldanen, welche dastand wie eine Oreade, dann fuhr er mit der Hand, welche, beiläufig gesagt, sehr schön ist, über die Stirn und sagte höflich, artig, aber trocken: „Wenn Sie erlauben, wird es mir sehr angenehm sein." Nun bitte ich Sie! Kann man sich alltäglicher ausdrücken? So reden die Dichter?!

„Also, rasch vorwärts!" commandirte der Onkel und nahm die Frau von Trentheim unter den Arm. Der Weg war so steil, daß ein Frauenzimmer allein ihn nicht machen konnte. Güldane und ich bewegten uns vorwärts. Alfred trat näher, sah Güldane an und reichte den Arm — Ihrer unterthänigsten Dienerin Alise!

Ich war überrascht, und soll ich es Ihnen gestehen? ich war einige Augenblicke verlegen! Das kommt, glaub' ich, immer so, wenn man durch einen Zufall genöthigt wird, mit Menschen, die uns antipathisch sind, zusammen zu sein! Wir gingen voraus, Güldane und der junge Dresen hinter uns. Alfred sprach wenig, und was er sprach, war so ganz und gar gewöhnlich, von der schönen Gegend, von dem Laubschlag, von der eigenthümlichen Gestalt der Felsen u. s. w.

Wo eine beschwerliche Stelle kam, hielt er an und sah sich nach Güldane um, um sie darauf aufmerksam zu machen. Der Onkel drehte zuweilen den Kopf herüber und sagte: „Mädchen, laßt uns den Berggeist nicht los!" — „Ja," rief ich, all meinen Gleichmuth zusammenraffend,

„wenn wir nur erst wüßten, ob er ein guter Berggeist, ein Rübezahl, oder ein böser, ein Demiurg, ist!“

Meinen Sie nicht, Moritz, diese Worte hätten eine geistreiche Antwort verdient? Alfred aber lächelte säuerlich und schwieg! Und ich weiß doch, der Mann kann reden, sehr geistreich, sehr anziehend reden; sehen Sie, daß er ein böser Mensch ist!

Wir gelangten endlich oben an einer Art Platte an, die von zwei Steinbänken eingefaßt ist, und machten Halt, um allhier den Nachtrab zu erwarten. Wir setzten uns auf die Bänke, Onkel Dresen und die alte Trentheim nahmen eine Bank ein, der Candidat warf sich auf einen Moosstein nieder, und die andere Bank blieb für uns drei: Güldane, mich und Alfred. Alfred setzte sich an meine Seite und fing an, mir die Fernpunkte alle zu erklären und zu nennen.

Güldane war in einer ganz eigenen Stimmung, ihr Muthwille war verschwunden, sie war in sich gekehrt und still.

„Aber,“ begann Onkel Dresen, „Sie haben ja eben gedichtet, als wir kamen; heraus damit! Wird er eben erstochen? oder bringt sie sich eben selbst um? Gewiß ist's der letzte Act von einem Trauerspiel; denn wenn ihr beim Todtmachen seid, da sucht ihr immer Einsamkeit, Wildniß, Wäldernacht und alle die katastrophtreibenden Mittel, nicht wahr? Nur heraus damit!“

Alfred lehnte es ab, indem er sagte, es sei blos der Entwurf zu einem unbedeutenden Gedicht.

„Desto besser!“ erwiederte Dresen, „so ist's bald überstanden! Liebster Alfred, geniren Sie sich nur nicht!

Am Ende seid ihr Dichter wie die schönen Mädchen: wenn man sie im häuslichen Kreise auffordert, eine Mazurka zu tanzen, da ist's ein Gesträube, ein Geziere, und wie gerne wollen sie genöthigt sein, ihre schönen Formen, den harmonischen Bau, die Anmuth der Bewegung zu zeigen! Nur her da mit der gedichteten Mazurka, Herr Dichter!"

Alfred bat um Entschuldigung und lehnte es ab. Ich konnte nicht umhin, ihn aus purer Bosheit auch zu quälen, das Gedicht zu lesen; es nützte nichts. „Nun," rief Onkel Dresen, „so probire Du Deine Gewalt, Dünchen (so nennt er Güldane stets), die Dichter sollen ja sonst gegen die Wünsche von Feen und Elfen ganz wachsweich sein, und besonders so auf dem Gipfel einer Ruine!"

Güldane erröthete, schwieg einige Secunden und sagte leise: „Ich bitte Sie, lesen Sie, was Sie eben gedichtet haben."

Alfred ließ seinen Blick lange auf ihr ruhen, sagte kein Wort, nahm die Brieftafel heraus, aus ihr ein Papier und las:

Herbst im Frühling.

Nennet nur nicht Frühling
Dieses schöne Angesicht,
Ist nicht Liebe in dem Herzen,
Ist im Antlitz Frühling nicht!

Nennt ihr Sterne diese Augen,
Diesen blauen Lichtkrystall?
Ohne Liebe sind es Steine,
Seelenloser Aetherball!

Nennt ihr Rosen diese Wangen,
Diesen zarten Blumenkreis?
Ohne Liebe sind's Tapeten,
Schön gestickt mit Roth und Weiß!

Nennt ihr Anmuth dieses Lächeln,
Dieser Lippen Wunderspiel?
Ohne Liebe ist's Mechanik,
Todter Linien leeres Spiel!

Nennt ihr Wohllaut diese Worte,
Dieser Töne Zauberlust?
Ohne Liebe ist's ein Echo
Aus der hohlen Felsenbrust!

Wo nicht Lieb' ist, ist nicht Frühling,
Schönheit nicht, und Seele nicht,
Körper ist es, Bein und Adern,
Hand und Fuß und Angesicht,

Augenapfel, Augenlider,
Ohne Lust und ohne Schmerz,
Doch im Bildniß wohnt kein Leben,
Und im Grunde liegt kein Herz!"

Nachdem Alfred dies gelesen, faltete er sein Papier zusammen, warf einen Blick auf Güldane, und erwiderte gar nichts auf alle die Complimente, die wir Alle, mit Ausnahme von Güldane, ihm machten. Güldane war aufgestanden, um eine schöne Glockenblume, welche sich am Felsenblocke schaukelte, zu pflücken, und bog sich abwärts.

Ich bitte Sie, lieber Moritz, kann der Zufall glücklicher wählen? War das nicht auf Güldane? Und wie kam Alfred dazu, so ein Gedicht zu schreiben?

Sehen Sie, da sitz' ich mitten in einem Roman! Allein, für heute ist's spät, morgen erzähle ich Ihnen weiter.

Alise an Moritz.

Schattensee.

Ich fahre heute in meiner Erzählung von unserer Ruinen-Partie weiter fort.

Alfred widmete fast alle seine Aufmerksamkeit nur mir. Ich weiß nicht, wie ich dazu kam; denn Sie wissen, lieber Cousin, daß ich einen tiefen Widerwillen gegen ihn hege, und das schon, seitdem ich seinen Namen nennen hörte! Er richtete fast alle Worte ausschließlich an mich und bot mir auch den ganzen Tag, bei allen fernern Promenaden, seinen Arm.

Wir mochten kaum eine Viertelstunde auf der Platte gesessen haben, als der andere Theil der Gesellschaft nachkam. Herr von Schwarzdorn schien nicht sehr erfreut über den poetischen Zuwachs unserer Gesellschaft. Der alberne Tropf ist eifersüchtig, und so abgeschmackt dieses Gefühl bei einem Individuum ist, das uns in jeder Beziehung eben so gleichgiltig als lächerlich ist, so findet Güldane diese seine Eifersucht stets so komisch, daß ihr die sonst langweilige

Gesellschaft dieses Schwarzdorn dadurch zu einem stehenden Amusement geworden ist.

Es gibt auch nichts Lächerlicheres, als wenn ein Mann, der einem Frauenzimmer nicht nur gleichgiltig, sondern sogar zuwider ist, der weder durch Gestalt, noch durch Rang, noch durch Geist und Bildung die leiseste Aufmerksamkeit eines Frauenzimmers auf sich ziehen kann, den Eifersüchtigen spielt, und sich gekränkt fühlt, wenn Männer, die ein lebhaftes Interesse zu entzünden berechtigt sind, in die Nähe ihres eingebildeten Gegenstandes kommen!

Alfred schien übrigens diesen Mann gar nicht zu bemerken und war überhaupt sehr schweigsam. Sehen Sie, das ist eben der unbändige Hochmuth dieses Menschen! Er findet uns Alltagsgeschöpfe nicht würdig, um uns mit dem Thau seines Geistes zu erquicken. Ich glaube, er that sich Mühe an, sich zu unserem Hausmannsverstand herabzulassen! Ja, wenn man von Poesie, von Kunst, von Tragödien u. s. w. sprach, brach er kurz ab und lenkte etwas barsch das Gespräch auf ganz alltägliche Gegenstände!

Gegen Mittag wollte Alfred sich entfernen; allein Onkel Dresen ließ ihn nicht, und auch die alte Trentheim nöthigte ihn, dazubleiben, um unser frugales, ländliches Mahl zu theilen. Wir stiegen wieder hinab, um in der bescheidenen Hütte am Ufer der Donau zu speisen.

Als ich mit Güldane einen Augenblick allein war, neckte sie mich und sagte: „Es ist doch grausam vom Schicksal, daß es Dich so plötzlich mit einem Menschen zusammenbringt, den Du so unausstehlich findest! Er aber scheint

nicht von gleichen Gesinnungen beseelt zu sein; denn alle seine Aufmerksamkeit ist Dir allein gewidmet."

Ich wußte nicht, was ich erwiedern sollte und schwieg. Nach Tische war die Hitze drückend, und wir waren genöthigt, einige siedheiße Stunden in der kleinen Hütte am Ufer zuzubringen.

Die alte Trentheim schickte sich an, ihre Sieste zu halten, Onkel Dresen stopfte seine Pfeife und sagte: „Es ist doch doppelt gut, daß wir da den dramatischen Blutsauger in dem Gestein fanden; es rücken drei oder vier Stündchen kolossale Langeweile heran, denn vor sechs Uhr ist an ein Aufbrechen zur Rückkehr nicht zu denken, und da kann der Herr Alfred uns in dem Schatten dieser Hütte so eine tragische Geschichte zum Besten geben. Sonst schlafen mir die Mädchen da alle ein, und das wäre doch eine wahre Schande in Gesellschaft eines Dichters! Das geschieht gewöhnlich in Gesellschaft der Dichtungen, aber nicht der Dichter!"

Alfred lächelte und sprach: „In dieser Beziehung bin ich mit meinen Dichtungen ganz ein und derselbe Gegenstand, und ich gebe gerne vollkommene Schlaffreiheit, selbst in Gegenwart der Dichter."

Indessen war ein Gewölk, welches schon lange unheildrohend an dem fernen Saum des Horizontes herumzog, ganz nahe gekommen, Blitze und leises Donnern verkündeten den nahen Ausbruch eines starken Sturmes, in den Bäumen vor der Hütte begann es zu rauschen, und die Wipfel neigten wie ahnungsvoll ihre Häupter unheimlich hernieder.

Güldane begann ganz ängstlich zu werden; denn sie fürchtet sich kindisch vor einem Ungewitter, und gewiß, wenn sie Alfred's Gegenwart nicht genirt hätte, sie würde sich wie gewöhnlich versteckt und den Kopf unter die Bettkissen eingewickelt haben.

Der Herr von Schwarzdorn, der schon den ganzen Tag vergeblich auf eine Gelegenheit wartete, auch ein Wörtchen zum Gespräch beisteuern zu können, war froh, daß er seine Weisheit leuchten lassen konnte, und sagte mit seinem steifleinenen Gelächter: „Fräulein Güldane, man muß ein Ungewitter sein, um Ihr Herz zu erschüttern!" — „Ja," platzte Onkel Dresen, der ihn auch nicht mag, heraus, „ein Ungewitter, aber nicht blitzdumm!"

Güldane war fast zu bedauern; denn die Blitze und heftigen Donnerschläge verdoppelten sich, und sie schwankte zwischen Furcht und Verlegenheit, vor Alfred so kindisch zu erscheinen. Nun aber schien es doch, daß er fühlte, er müßte etwas thun, um sie zu beruhigen, oder von der Furcht abzuziehen. Er setzte sich zu ihr und fragte, ob sie „Werthers Leiden" gelesen habe. Als sie hierauf mit „nein" erwiderte, schien er gleichsam freudig überrascht und sagte, wie sich vergessend: „Das freut mich, je weniger Sie Aehnliches gelesen haben, desto erfreuter bin ich, und —" hier fühlte er, daß er etwas Sonderbares sagte, hielt eine Secunde lang inne und fuhr fort, indem er einen Scherz draus machte: „denn ich möchte, daß alle Welt nur Trauerspiele lesen sollte." Nach dieser Wendung erzählte er ihr nun, wie in „Werthers Leiden", als Lotte und Werner zum ersten

Male beisammen waren, auch ein Ungewitter losbrach, wie Lotte, die zarte Lotte, die Nöthigste in der Gesellschaft war, wie sie „Zählens" zu spielen vorschlug, wie dann Jeder, der im Zählen: „eins, zwei, drei u. s. w." fehlte, eine Ohrfeige von Lotte bekam, und wie Werther sagt: „Ich bekam zwei Ohrfeigen und bemerkte mit Vergnügen, daß sie stärker seien, als sie die Uebrigen bekamen."

Er erzählte sehr gut und mischte so viel Sarkastisches und zugleich auch Sentimentales in diese unbedeutende Wiedererzählung, daß ich, meinen Widerwillen gegen ihn vergessend, ihm ganz vergnügt zuhörte. Auch Güldane vergaß auf Blitz und Donner, und ich weiß die leise Röthe zu deuten, welche sie wie Flugfeuer überdeckte, als Alfred die freilich unbesonnenen Worte sagte: „Bei Lottens und Werthers erster Zusammenkunft brach auch ein Ungewitter aus." Obwohl Alfred dieses „auch" gewiß nur in Beziehung auf das Ungewitter gebrauchte, so legen wir Frauenzimmer doch fast instinktmäßig eine ganze Reihe von Schlüssen in ein solches Sylbchen.

Alfred ließ, als er von Lotte sprach, eine so warme und beredsame Lobrede über die „Einfachheit des weiblichen Herzens, welche die Krone aller Anmuth wäre", mit einfließen, daß, lachen Sie nicht, Sie Gefühlsläugner, daß Ihre ungläubige Alise gerne in aller Schnelligkeit einige Ellen Einfachheit gekauft hätte, wenn man sie gleich in der Nähe in einer Bandhandlung bekommen hätte.

von Schwarzdorn, welchem gelblichgrüne Schatten über das bläuliche Antlitz liefen, als er sah, wie wir mit

lauschenden Blicken an Alfred's Lippen hingen, schlug mit einem, wie er meinte, treffenden Spaß drein und rief: „Fräulein Güldane, spielen wir auch „Zählens", ich werde mich gleich irren und —" — „Und," fiel Onkel Dresen ein, „ich theile die Ohrfeigen aus, dann bemerken Sie vielleicht mit Vergnügen, daß die Ihrigen stärker seien, als die von allen Uebrigen!"

Güldane war ganz in eine Art Vergessenheit versunken und war, als ich sie aus diesem Stillsein zu ziehen versuchte, etwas verwirrt.

Indessen war das Ungewitter vorübergegangen; Alfred sprach viel und — gut. Ich that ihm früher unrecht. Er sprach sich gegen das Sprechen überhaupt aus.

Die Thiere, sagt er, sind glücklich, weil sie keine Sprache haben! Die Thiere verleumden sich nicht gegenseitig, lügen nicht, fluchen nicht, schwören nicht falsch u. s. w

Lüge, Bosheit, Verleumdung, falsche Eide, Zweideutigkeiten, Gotteslästerungen, das sind die Segenskinder der Sprache, dieses Vorzuges des Menschen vor dem Thiere! Die Götter, fuhr er fort, geben dem Menschen das Himmelsgeschenk: Vernunft; da trat der böse Dämon der Menschen dazu und schenkte ihm auch: die Sprache; denn er wußte, daß der Mensch durch Sprechen alles das in Fluch verwandeln wird, was durch Denken Segen bringen könnte.

Ich muß gestehen, so gut sich das alles anhört, so langweilig dünkt es mich doch, nicht zu sprechen. Und sprechen denn die Thiere nicht? Wer weiß, was die Uhu's

in ihren Soiréen mit einander abmachen, was die Schakals discuriren, wenn sie eine Waldpartie machen, was die Gänse und die Nachtigallen, die Lerchen und die Elstern für Medisance treiben, und welche Persiflage die Katzen auf dem Dache alle Nacht loslassen!

Doch genug davon; Alfred sprach immer mehr, je mehr er sich selbst von der Vortrefflichkeit des Schweigens überzeugte.

Als die Schatten etwas länger wurden, traten wir den Rückzug an. Wenn es sich um ein schönes Mädchen handelt, sind doch die Herren der Herren der Schöpfung, nämlich: die Dichter, um kein Haar anders, das heißt besser, als die andern prosaischen Erdenkinder, denen der Himmel keinen Reim und die Schöpfung kein Sylbenmaß beschieden hat. Alfred, welcher in seinen Dramen wohl oft mit den Herzen der Töchter auch die der Mütter mitstudirte, und gut zu wissen scheint, daß der Weg zum Herzen der Töchter das lange Durchhaus der mütterlichen Eitelkeit und den finstern Gang der mütterlichen Laune durchschweifen muß, fing, so wie mir schien, seinen Operationsplan bei der alten Frau von Trentheim an. Er nahm ihr, wie jeder andere prosaische Mensch, den Sonnenschirm ab, als wir im Schatten des Fichtengehölzes fortzogen, wandte sich im Gespräch oft an sie und stimmte einen Ton an, den er als den bei ihr beliebten gewiß gleich erkannte. Es ist nämlich ihr Lieblings-Thema, von der Unartigkeit der Jugend gegen das Alter zu deklamiren, und von dem Untergang aller sittsamen Ritterlichkeit, mit welcher man früher die älteren

Damen in allen geselligen Beziehungen behandelte. Alfred zog nun ganz unbarmherzig über das Sodom und Gomorha unserer Jugend los und ließ aus seinen Lippen heiligen Feuereifer und gottesfürchtigen Schwefel und Pech regnen, auf die Häupter Derjenigen, die den Himmel damit erzürnen, daß sie jung sind!

Sein Zweck wurde auch bald erreicht, die alte Trentheim lud ihn ganz dringend ein, sie bald, oft und auf lange in Schattensee zu besuchen. Onkel Dresen, der sich viel darauf in die Brust warf, daß er Alfred immer nur „Freund Alfred" nannte, drückte das heiße Siegel auf diese neue Gönnerschaft der alten Trentheim und sagte nachher zu ihr, als Alfred mit Güldane sprach: „Na, Schwesterchen, nicht wahr, das ist ein anderes Kaliber, als die faden Schopf- und Kropftauber, die so um die Mädchen herumgirren, und die Halsfedern auffächern, und einherstolziren wie Sultan Wiedehopf, wenn er sein Schattenspiel im Wasser sieht! Das ist echtes Schrot und Korn, und kein Mädchenjäger! Hat er Güldanen auch nur das unbedeutendste Compliment gemacht? Hat er wie ein anderer Maikäferfänger und Herzenstehler ihr auch nur eine einzige Schönheit gesagt? Ja, das ist ein Mann!"

Es wurde also im Rathe der Alten beschlossen, den Herrn Alfred recht oft in Schattensee zu sehen, und so die dortige Abgeschiedenheit einigermaßen zu beleben.

Ob ich, lieber Moritz, wenn Alfred wirklich oft kommen sollte, lange in Schattensee aushalten werde, das bezweifle ich. Mein Widerwille gegen diesen schroffen, stolzen

Charakter ist zu tief; wenn Sie wollen, ist's ein Vorurtheil, allein das ist ja unser Privilegium: wir Frauenzimmer dürfen Vorurtheile als Grundsätze adoptiren.

Güldane war nach und nach zutraulicher geworden, sie erzählte Alfred von Schattensee, von ihren Blumen, von ihrer Langeweile, von ihrer Sehnsucht nach dem Stadtleben u. s. w. mit all jener natürlichen Offenheit, ich möchte es Voreiligkeit nennen, die ihr eigen ist. Sie fügte aber kein Wort der Einladung zu, als Dresen und ihre Mutter Alfred so dringend baten, recht viel in Schattensee zuzubringen. Er schien das auch gar nicht zu erwarten, und als er zusagte, fragte er mich sehr artig, ob ich auch noch lange in Schattensee bleibe. Ich war albern genug, zu sagen: „das wird Sie doch nicht zurückschrecken?" Denn das heißt Jemandem eine geladene Redensart auf die Brust setzen und sagen:

„Ein Compliment oder das Leben!"

Allein dieser Alfred ist nun einmal ein ganz anderer Mann als die ganz andern Männer — ein Bösewicht in jeder Beziehung! — er erwiderte gar nichts, sondern bückte sich, pflückte ein Vergißmeinnicht, welches am Wiesenrain stand, hielt es mir hin und fragte:

„Wird Sie das abhalten, je wieder nach Theben zu kommen?"

Ich fühlte, daß ich roth wurde, gewiß blos aus Aerger, lieber Moritz, daß man mit diesen Musensöhnleins nicht sprechen kann wie mit andern lieben Hausmannsseelen, und sie ihre Antworten stets allegorisch, metaphorisch,

symbolisch einrichten und uns in die Enge treiben. Güldane flüsterte mir leise neckisch ins Ohr: „Du bleibst doch bei Deiner Freundin in Schattensee?“ Ich war verwirrt und wußte nichts zu sagen. In solchen Augenblicken haben wir Mädchen einen Instinkt, einen Rettungs-Instinkt; ich ließ also zufällig meinen Strohhut, den ich in der Hand trug, und der mit gepflückten Feldblumen voll war, fallen, und nun gab es Beschäftigung genug, welche die Aufmerksamkeit von mir abzog.

Unter diesen Feldblumen war eine recht niedliche Cyane; Güldane betrachtete sie, nahm sie an die Lippen und legte sie wieder in den Hut. Alfred, welcher auch die zerstreuten Feldblumen auflesen half, beging nun ganz geschickt einen Diebstahl. Er escamotirte nämlich die von Güldane berührte Cyane heimlich fort und prakticirte sie in seine Brusttasche. Mädchenaugen sehen Alles, ich und Güldane sahen das auch. Eine Purpurröthe ergoß sich über Güldanens Antlitz, und ich flüsterte ihr nun wieder neckisch in's Ohr:

„Du bleibst doch aber auch noch ein Weilchen in Schattensee?!“

Unterdessen waren wir am Ende unserer Spazierpartie. Alfred trennte sich von uns, nachdem er der alten Trentheim und dem Onkel Dresen feierlich versprach, recht bald zu kommen. Er verbeugte sich recht artig gegen uns und verschwand in dem Ufergehölz, wohin er seinen Weg nahm.

Ich glaubte immer, Güldane würde noch einmal das Lockenköpfchen drehen, um ihm nachzusehen. Sie glaubte gewiß dasselbe von mir. Ach, wir Mädchen, wir Mädchen!

Sie hat sich auch umgesehen und rief: „Ach, die Sonne ist schon ganz hinter den Berg hinab." — Die Falsche!

Als wir in Schattensee ankamen, wurde von Allen noch viel Rühmenswerthes über Alfred gesprochen, wir Mädchen sagten kein Wort. von Schwarzdorn schnitt ein Gesicht, wie eine Amsel, welche Heimweh hat, wiegte das blaue Antlitz hin und her und drückte endlich los: „Aber häßlich ist er!"

„Ja," polterte Onkel Dresen heraus, der diesen albernen Schleicher auch nicht mag, „ja sehen Sie, zu zwei Sachen muß man geboren sein, zur Häßlichkeit und zur Klugheit, wer nicht dazu geboren ist, der bleibt sein Lebtag schön und dumm!" von Schwarzdorn, der eben auch näher zur Häßlichkeit, als zur Schönheit hat, verschluckte die Pille mit einem bemitleidenswerthen Antlitz, und Güldane hatte die Bosheit, zu sagen: „Ich finde ihn recht hübsch, Du nicht auch, Alise?" Ich stimmte mit ein, um Schwarzdorn zu ärgern.

Sie sehen, lieber Moritz, ich sitze mitten in einem Romanfrühling. Es keimt und sproßt, und guckt aus den Herzensritzen hervor. Wenn das Bäumchen ein Bischen größer ist, schreib' ich Ihnen wieder, oder besser ist's, kommen Sie und spielen Sie Romanmachen mit. Adieu.

Alfred an Saldern.

Brühl.

Ich muß viel nachholen, lieber Saldern; es sind einige Wochen verflossen, daß ich Dir nicht schrieb. Es ist indessen eine schöne Restauration in meinem Herzen vorgegangen, es ist ein Wogen und Sehnen und eine Unruhe in dies Herz eingezogen, das ich für immer todt glaubte!

Sieh', ich bedurfte einer Anregung; je mehr und je grausamer die wirkliche Welt, das rauhe Leben den Schmetterlingsstaub, den Blütenschmelz der Phantasie von mir abstreifte, je kühler der Frost des Seins durch den Hain der Liebe wehte, je durchsichtiger die entblätterten Laubgänge in diesem Haine wurden, je mehr sehnte ich mich darnach, meinem Fühlen eine Elasticität geben zu können!

Ich sah mich um, wie der Patriarch sagt, unter den Töchtern des Landes, sie sind Alle so, wie sie Alle sind! In dem schönsten Mädchenherzen fand ich immer noch, wie in dem schönsten Bernsteine oder in gewissen lautern Edelsteinen, ein Moosgeflecht, eine Mücke oder dergleichen inwohnen. Sie haben mich lange Zeit flatterhaft genannt, aber ich flatterte nur von einer Blume zur andern, um eine Blume zu suchen, die nicht blos den Schmetterlingen zu Liebe Blume sein will; eine Blume, die auch Blume bliebe, wenn sie nicht in der Schwestern bunter Schaar sich schaukele, und mit den Lüften buhle, und mit den Faltern kokettire.

Ich habe im vorigen Winter viel Redens und Erzählens gehört von einer gewissen Güldane von Trentheim; einige Freunde wollten mich ins Haus der alten Trentheim einführen, allein ich lehnte es ab. Du weißt, Saldern, ich hege großes Mißtrauen gegen Mädchen, von denen viel gesprochen wird, gleichviel, ob Gutes oder Schlechtes.

In Mädchenherzen, die viel belagert werden, wenn sie sich auch tapfer halten und dem Feinde widerstehen, möchte ich nicht einziehen; denn wer weiß, wie sie unterminirt worden sind von zündbarem Pulver, das nur auf den Funken wartet, von gleißenden Grundsätzen, welche die Mauern untergraben und unterhöhlt haben.

Ich hörte, sie soll einige Mal in Gesellschaft sehr viel Gutes über mich gesprochen haben. Es galt mir gleich. Die Frauen reden Gutes von uns, wenn wir schöne Knöpfe zur Livrée geben, und sie reden Schlechtes von uns, wenn ihnen unser Spazierstock nicht gefällt!

Bei Baron Schilcher war im vorigen Carneval ein déjeuner dinatoire, da sah ich Güldane einen Augenblick im Boudoir der Baronesse. Ich gestand mir, daß sie schön, sehr schön sei; wir wechselten einige unbedeutende Worte mit einander. Sie ließ mich ganz kalt; das mag wohl von dem Mißtrauen kommen, mit welchem ich alle ausgezeichneten Schönheiten betrachte. Sie war sehr geputzt: „so viel Hüllen zeigen auf Verhülltes."

Darüber sind mehrere Monate vergangen; der epicuräische Liebesheld und Liebeslästerer Moritz brachte den Namen Güldane wieder in meine Erinnerung; seine Cousine

Alise lebt bei ihr auf ihrem Landhause Schattensee, und da will er denn hin; er will, wie er sagt, sich in den offenen Rachen der Gefahr köpflings hineinstürzen und mit einem Salto mortale unbeschädigt wieder herauskommen! Glück auf!

So kam es, daß von dieser Güldane wieder die Rede war, und einige Briefe Alisens an Moritz, welche mir letzterer mittheilte, nannten diesen Namen unter einem solchen Gemisch von sonderbaren Erwähnungen, daß ich fast Neugier bekam, dieses Amphibion, welches beidlebig ist und gleichzeitig eine edlere, bessere Natur und eine frivole Welteitelkeit in sich nährt und herumträgt, kennen zu lernen.

Können solche zwei Elemente lange Zeit in der Brust eines weiblichen Wesens zusammen regieren, ohne daß eines derselben am Ende schimpflich resignirt und das andere eine tyrannische Alleinherrschaft ausübt? Und welches Element siegt dann ob? O, die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Doch höre weiter.

An einem der heitersten Junitage machte ich einen kleinen Ausflug in die Ruinen Thebens, unweit Preßburg.

Es war ein rechter milder Liebesmorgen! In den Zweigen hingen luftige Träume auf güldnen Sonnenstäubchen, die laue Luft spielte mit einem herunterregnenden Blütenmeer, aus den Blumen und Kelchen zogen Seelen und Gestalten und Lieder berauscht und berauschend auf und flogen in den Aether, und an dem Balsamhauch der paradiesischen Natur öffnete sich mein Herz der seligen Selbstvergessenheit und den Träumen von Vergangenheit und Zukunft. Da wurde ich von einer Gruppe Spazier-

gänger aufgeschreckt, es war eine Gruppe Naturtrinker, und dabei — Güldane.

Ich weiß nicht, ob ich Dir schon einmal von einem gewissen Dresen gesprochen habe? Er ist ein alter Haudegen, ehemals Kapitän, eine gute, ehrliche Haut; denn das sind die meisten Menschen, die Haut ist immer ehrlich, was aber tiefer ist, unter der Haut, das ist freilich oft anders. Kurz, der alte Dresen, den ich von Karlsbad aus kenne, hat mich sehr in Schutz genommen; ein fideles, lustiges Blut, passirt er so mit unter die Bessern, und mag es leicht auch sein. Denke Dir, dieser Dresen ist Güldanens Onkel, so zu sagen Herr und Gebieter auf Schattensee, und ist das unschuldige Waisenkind, welches einst das große Loos für Güldanens Herzglück ziehen soll!

Ich gestehe Dir offen, lieber Saldern, daß ich sehr überrascht war, und alle meine Fassung zusammennehmen mußte, damit sie an Dresens Einladung, den Tag mit ihnen zusammen zuzubringen, nicht ganz in Trümmer ging.

Wir mußten vor einem ausbrechenden Ungewitter in der Uferhütte Schutz suchen. Güldane fürchtete sich kindisch vor Blitz und Donner, und ich überwältigte meine gewöhnliche Schweigseligkeit, um die Gesellschaft durch verschiedene Dinge und Bemerkungen zu zerstreuen und Güldane von dem Gedanken an das Ungewitter abzubringen.

Glaubst Du nicht, lieber Saldern, daß es Liebes-Ableiter geben kann, wie Blitzableiter? Ich meine nicht jene Liebes-Ableiter, die man in dem Verstande zu finden hofft; denn wenn in einem menschlichen Herzen Liebe und

Verstand, dieses unzusammenpassende Ehepaar, zanken, so geht es wie bei jedem Ehestreit, die Frau hat das letzte Wort und behält immer Recht. Wer eine Liebesgluth mit Vernunftgründen löschen will, der wird so lange zu löschen haben, bis die Gluth von selbst erlischt, und dann kann er sich einreden, die Vernunft habe es bewerkstelligt! Allein es gibt einen andern Liebes-Ableiter, wenn man sich nämlich fest einbildet, man liebt einen andern Gegenstand, und glaube mir, man kann das!

Ich fürchtete, Güldane könnte mir gefährlich werden, ich fürchtete es; denn da der Ruf sie für eben so welteitel als schön hält, so wäre es mir, nach meinen Begriffen von dem allein beglückenden Stillhimmel des weiblichen Gemüthes, ein Entsetzen, ein Frauenzimmer zu lieben, welches zuerst die Welt, dann sich, dann die Welt in sich und dann sich in der Welt liebt, und dann erst vielleicht mit ihrem Herzen einen Pact abschließt, wie hoch und wie tief, und wie stark oder schwach es lieben darf, um all die Sichliebe und Weltliebe nicht zu verkürzen.

Eine Freundin Güldanens, Alise, Cousine des humoristischen Liebeslästerers Moritz, war mit ihr. Eines jener Wesen, welche durch zurückgezogenes, insichzurückkehrendes Gefühlsleben immer von großem Interesse für mich waren. Diese Alise ernannte ich sogleich in meinen Gedanken zu dem Liebes-Ableiter, wenn etwa Güldane mehr Eindruck auf mich machen sollte, als mir wünschenswerth schien. Was mich aber am meisten bewog, meine Aufmerksamkeit der allerdings liebenswürdigen Alise zuzuwenden,

war der Gedanke, daß Güldane gewiß gewohnt ist, in allen Gesellschaften vorzugsweise nur sich gehuldigt zu sehen, eine Thatsache, die bei der Oberflächlichkeit unserer jungen Männer und bei ihrer frivolen Anbetung jeder schönen Aeußerlichkeit mich nicht Wunder nimmt. Der Gedanke, Güldane könnte ihrer Eitelkeit einen neuen Festschmaus geben, wenn auch ich, wie jene Thoren, welche mit fadem Gesumse die Honigscheibe: Schönheit, umkreisen und umschwirren, um sie schwärmte, stieß mich von ihr ab, und ich widmete meine Zeit lieber der einfachern, gemüthvollern Alise.

Ein Herr von Schwarzdorn gehört auch zur nähern Umgebung Güldanens; er war mit und zeichnete sich durch nichts, als durch seine kolossale Fadheit und klassische Abgeschmacktheit aus. Aus den controllirenden Blicken, die er abwechselnd auf mir und auf Güldanen herumspazieren ließ, glaubte ich den Schluß ziehen zu können, daß dieses Murmelthier, zu welchem die Schöpfung sagte: „Versuche und sei ein Mensch!“ eifersüchtig war! Ob auf Güldane oder Alise, weiß ich nicht, denn er hatte nicht die entfernte Veranlassung zu beiden.

Da, lieber Saldern, hatte ich wieder Gelegenheit, eine Bemerkung zu machen, welche die geistige Ueberlegenheit des weiblichen Geschlechtes über die Männer beurkundet.

Wenn ein Frauenzimmer Ursache zu haben glaubt, eine Rivalin neben sich in der Gesellschaft, wo auch ihr Geliebter sich befindet, zu haben, so tritt es augenblicklich in offenen Kampf mit dieser vermeinten Nebenbuhlerin.

Alle Reize werden aufgeboten, alle Liebenswürdigkeit ins Vordertreffen gestellt, jede Gabe des Geistes, der Beredsamkeit, des Witzes wird in Eilmärschen zu Hilfe gerufen, offener Angriff, Hinterlist, alle Kriegsmittel werden in Bewegung gesetzt, um zu siegen, um in den Augen des Geliebten als Siegerin über körperliche und geistige Vorzüge der bekämpften Rivalin dazustehen!

Wie benehmen wir Männer uns dagegen, wenn wir in Gesellschaft unseres geliebten Gegenstandes eine Anwandlung von Eifersucht verspüren? Anstatt in einen Kampf mit Demjenigen einzugehen, von dem wir glauben, er entwende uns das Herz unserer Geliebten, anstatt die blanken, blitzenden Waffen der Liebenswürdigkeit, der bezauberten Unterhaltungsgabe, des blendenden Witzes und das ganze Arsenal der Liebe in Bewegung zu setzen, um den Nebenbuhler zu verdunkeln, um ihn ins Gedränge zu bringen, um ihn vor den Augen der Geliebten entwaffnet, besiegt und überwunden erscheinen zu lassen, anstatt dessen benehmen wir uns in diesen Momenten der Eifersucht gerade so, um unserm Gegner seinen Sieg zu erleichtern, ja oft ihn erst zu dem ganzen Siegesplan anzuspornen. In solchen Momenten ziehen wir uns wie ein Knäul in uns zurück, ballen uns zusammen wie ein Stacheligel, runzeln die Stirne, rollen mit den Augen, zucken mit den Lippen, sind stumm und brummig, kauern uns in einen Winkel und geberden uns auf eine höchst alberne Weise. Ein Eifersüchtiger, welcher tobt und rast, kann noch Interesse erregen, aber ein Eifersüchtiger, welcher brummt

und Gesichter schneidet, der wird in den Augen der Geliebten abgeschmackt!

Wie abgeschmackt nun ein Mensch, wie dieser Schwarzdorn, dieses Modell der Abgeschmacktheit, ist, wenn er den „eifersüchtigen Brummbären" spielt, kannst Du Dir denken. Güldane behandelt ihn auch so, wie man ein schwächliches Kind behandelt, sie hat Nachsicht mit ihm, obschon sie sich heimlich über ihn belustigt.

Es ist allen Frauenzimmern recht, angebetet zu werden, von wem, das gilt ihnen im Grunde nicht gleich; allein es ist ihnen von Niemand unangenehm, und so ergötzt dieser Ritter von der zusammengeknickten Gestalt sie dennoch, und sie duldet ihn, glaub' ich, als ein lebendiges Porte-manteaux und Porte-Umschlagtuch.

Onkel Dresen und die alte Trentheim luden mich auf das Dringendste ein, bald und oft nach Schattensee zu kommen, und wenn mich Güldane auch dazu aufgefordert hätte, so wäre ich gewiß — nicht gekommen. Allein sie sagte kein Wort, und als Onkel Dresen sagte: „Nicht wahr, Nichtchen, es ist allerliebst in Schattensee?" und sie ohne Anstand ein einladendes Wort hätte hinzufügen können, erwiederte sie nichts, als: „Wir finden es wenigstens so."

Dieser Stolz, oder diese Kälte, oder diese Berechnung pikirte mich, und so versprach ich, oft und bald zu kommen.

Ich sehe Dich lächeln, Saldern; Du meinst gewiß ich würde da für mein Herz Beschäftigung finden. Ich

wollte, es wäre so. Allein, ich zweifle, da ich von je mehr die bescheidenen, duftigen Blümchen im Thalgrunde suchte und liebte, als die Prachtblumen und Farbenköniginnen auf der in die weite, offene Welt hinausleuchtenden Bergterrasse.

Leb' wohl, in acht oder zehn Tagen mache ich meinen Ausflug nach Schattensee; Bücher, Album, Fragmenttasche u. s. w. gehen mit, da ich Onkel Dresen versprach, einige Tage dort zu bleiben, und ich meine Arbeiten nicht gerne unterbreche.

Bete ein inbrünstiges Stoßgebet für mein Herz, welches sich offenen Auges dem leibhaften Amorseibeiuns in den Rachen stürzt. Adieu. Bald ein Ferneres!

Alfred an Saldern.

Schattensee.

„Die Nachtigall treibt von Busch zu Busch ein Sehnen,
Bis endlich sie die schönste Rose bricht;
So suchte auch ich einst zwischen tausend Schönen,
Doch meine Rose fand ich immer nicht!

Der Kopf hat ein Echo, lieber Saldern, aber das Herz hat keines! Die Erinnerungen des Verstandes klingen stets wie die Urtöne aus der Vergangenheit zu uns, aber die Erinnerungen der Empfindung verhallen nach

und nach ganz! So erzeugen sich hier in Schattensee alle Gedanken meiner früheren Tage wieder, aber die Entschlüsse, welche mein Herz faßte, verklingen ganz.

Laß mich es Dir gestehen, ich liebe Güldane!

Du fragst, wie das kam? Weiß ich es doch selber kaum! Es kam nicht, aber es war plötzlich da! Glaube nicht, daß die Herzen wie die Menschen nur bis zum einundzwanzigsten oder bis zum vierundzwanzigsten Jahre wachsen und dann Halt machen. Nur die engen und stumpfen Herzen macht die Zeit stehen oder zusammengehen, die weiten und großen Herzen dehnt die Zeit aus und gibt ihnen größere Empfänglichkeit.

Wie oft versinkt nicht ein reicher Schatz von Liebe in die Brust eines Menschen und liegt lange da, unentdeckt, ungeahnt, bis eine plötzliche Erscheinung, ein augenblickliches Aufleuchten ihn hebt, und dem Menschen seinen alten in sich ruhenden Reichthum entdeckt?

So ging es mir. Güldane hat mit einer Zaubermacht den Schatz gehoben, und ich bin wieder reich, unermeßlich reich an Liebe, an Empfindung, an Seligkeit.

Man erkaltet nie, mein Freund, aber man erwärmt und entzündet sich in späteren Jahren nur für reinere, höhere Gegenstände, als in den frühen und Frühjahren des Lebens.

Da bin ich nun seit sechs Wochen in Schattensee, oder bei oder um Schattensee. Ich schreite um diesen Zauberort wie ein Geist um die Ruhestätte seiner Hülle.

Wie das Alles so plötzlich geschah? Ich könnte Dir das Alles nicht erzählen. Es setzte sich so nach und nach

wie Traum und Wunsch und Hoffnung an mein Herz an, und bildete nachher die schöne Wunderblume Liebe.

Laß mich nichts erzählen; das Erzählen und Wiedergeben, wie eine Empfindung uns überkam und überflog, ist matt und schal. Nichts davon. Nur Einzelnes.

Wir saßen am Wiesenrain in einem Gewinde von Blumen und Sträuchern, die niedergehende Sonne ließ ihre Strahlen in den lockigen Bäumen zerfließen, und süßer und wärmer schlug in diesem stillen Ineinanderleben mein aufgegangenes Herz. Alise und Schwarzdorn haschten einen Abendfalter, ich aber stand auf, pflückte ein „Vergißmeinnicht", welches im Grase stand, und reichte es Güldane, ohne ein Wort zu sagen, hin. Sie nahm es nicht, sie neigte den Kopf schweigend, leise verneinend. Ich warf das Vergißmeinnicht wieder in's Gras neben der Rasenbank hin.

Alise und Schwarzdorn kamen zurück, sie hatten den losen Flatterer gefangen. Alise zog mich zu sich hin, ich sollte den bösen Gaukler näher betrachten und sagen, zu welcher Gattung er gehörte.

So verließen wir Alle den Wiesenrain und die Frauenzimmer holten, in Begleitung des Herrn v. Schwarzdorn, die alte Trentheim zu einer Abend-Promenade.

Ich ging zurück, um das Vergißmeinnicht wieder aus dem Grase zu holen und aufzubewahren. Warum? Wozu? Ich weiß es nicht. Das sind so die kleinen Zuthaten an Süßigkeiten und Würzigkeiten dieser Empfindung; die beglückenden und beseligenden Tändeleien

und Spielereien der Liebe, die ihre unaussprechlichen Reize haben.

Als ich zurückkam, und das kleine Blümchen suchte, war es verschwunden. Es konnte es niemand Anderer genommen haben, als Güldane! Warum? Wozu? Und warum nahm sie es nicht von mir?

Diese kleine Scene gab mir die erste Hoffnung, geliebt zu sein.

Und so spannen sich denn die Sonnenfäden um unsere Herzen und vergoldeten sie in einem Lichte, in einer Flamme.

Und so wagte ich es gestern, ihr folgende Zeilen in den Almanach zu legen, den sie eben liest.

Von dem Sehen kommt das Sehnen,
Immer wieder sie zu sehen;
Von dem Sehen kommt das Suchen,
Ihrer Nähe nachzugehen;
Von dem Suchen kommt das Lieben,
Liebe sieht den Himmel offen;
Von dem Lieben kommt das Wünschen,
Von dem Wünschen kommt das Hoffen,
Von dem Hoffen kommt das Wagen,
Von dem Wagen kommt das Schreiben,
Und das Schreiben soll Dich fragen,
Ob dem Wunsch darf Hoffnung bleiben?
Liebe, die erfindungsreiche,
Ist verlegen nicht um Wort und Zeichen,
Meinem Lieben, Sehnen, Hoffen
Trost und Antwort mild zu reichen!

Was wird sie thun? — Leb' wohl!

Alise an Moritz.

Schattensee.

Ich habe die Ehre, Dir in meiner Person eine abgesetzte Dichterflamme zu präsentiren! Ich war acht Tage lang der alleinige Gegenstand von Alfred's Aufmerksamkeit, allein ich verhehlte mir keinen Augenblick, daß mir Alfred blos die Auszeichnung zudachte, mich zur Palette seiner poetischen Farben zu machen, um sie von da auf Güldane zu übertragen.

Der Roman ist im vollen Gange; ich möchte diese Herzensangelegenheit zwischen Alfred und Güldane gerne mit einem andern Namen benennen, allein da ich Güldane kenne, so weiß ich, daß nichts ihr Herz beschäftigt, und daß blos ihre Phantasie und ihre Eitelkeit beschäftigt sein will!

Der Herr Poet ist zu uns eingezogen, wollte acht Tage bleiben, indeß sind Seine Parnaßgeboren schon einige Wochen hier. Mit ihm ist Blütenstaub und Sonnenstrahl, und Nachtigallenschlag und Blumensage und Quellgemurmel in Güldanens Phantasie eingezogen, kurz, sie gefällt sich nun ganz vorzüglich in der Tracht einer Dichter-Geliebten.

Es ist für einige Zeit kein übles Kostüm! So mit Sonetten in den fliegenden Locken, mit Madrigals vor dem Busen, in einer Mantille von Canzonen und Liedern herum zu wandeln, mag für den Moment einer Amour-Maskerade nicht übel stehen!

Auch ich bin überzeugt, Güldane ist jetzt durch und durch überzeugt, sie liebe Alfred. Allein es ist nichts als die Nothwendigkeit, angenehm beschäftigt zu sein, die sie in diese Empfindung hineinstrickt. Sie ist weit entfernt, aus Eitelkeit oder aus Koketterie Alfred in ihre Fesseln zu legen, dazu ist bei all' ihrem oberflächlichen Weltsinn ihr Herz zu lauter, zu rein. Allein die Neuheit des Verhältnisses, die Heimlichkeit desselben, die unausgesprochene bildliche Duft- und Blüten-Correspondenz zwischen ihnen, die immerwährende Bewegung, welche ihr Geist und ihre Einbildung in den poetischen Zeichendeutereien und halbentknospeten Räthseln in Alfred's Sein und Wesen erhält, alles das vollendet die Art von Bezauberung, welche der Umgang mit Alfred auf sie ausübt.

Allein in diesem Stillhimmel steigen schon nach und nach kleine Wölkchen auf, die freilich jetzt noch als weiße, unschuldige Lämmchen herumspazieren, die aber, wenn mich nicht Alles trügt, bald zu Drachen mit Rachen sich verwandeln könnten, um alle Blumen aus Armidens Zaubergarten, und ihren Rinald dazu, zu verschlingen.

Herr von Schwarzdorn ist der Krampus, welcher mit seinen dürren Prosa-Klauen in den mit goldenen Bäumen bepflanzten Weihnachtstisch der kindischspielenden Güldane eingreift.

Schwarzdorn, der zu seiner kolossalen Dummheit und Abgeschmacktheit die lächerliche Prätension hat, als eine Art von Courmacher zu figuriren, ist — eifersüchtig! Es ist komisch, allein es ist so! Er macht, seitdem Alfred

hier ist, Versuche, amusant und geistreich zu sein! Es ist zum Todtlachen!

Da Alles nichts nützt und keine Seele von ihm Notiz nimmt, so spielt er den Robert im „Fridolin“ beim alten Dresen

— „und streuet ihm in's Herz des Argwohns Samen“.

Es ist gut, daß kein Eisenhammer in der Nähe ist, sonst würde ich anfangen, für den poetischen Fridolin zu zittern.

Der alte Dresen hat, wie ich Dir schon einmal bemerkte, große Pläne mit Güldane! Es ist so ein Onkel, wie die Onkel und Väter größtentheils sind! Er zählt zu seinen Vermögens-Umständen auch Güldane, und spekulirt auf sie, wieviel Einfluß sie, ihre Schönheit, ihre Anmuth wohl auf die ökonomische Verbesserung der Dresen'schen und Trentheim'schen Familiengüter haben könnte oder dürfte. Güldane dürfte nicht die erste schöne Tochter sein, welche mit ihrer Person die schlechten Güter-Wirthschafts-Rechnungen von fünfzig Jahren ausgleichen müßte.

Daß zu einer solchen Ausgleichung ein Poet, und wenn er die schönsten Majoratsgüter auf dem Parnaß besäße, nicht der erwartete Messias ist, weiß auch Güldane sehr gut, eben so gut, als sie weiß, daß die Herren Poeten alle lange Mode-Rechnungen, Schneider-Conto's, Ball-Anzüge und andere Dinge, welche bei ihr als die unentbehrlichsten Dinge der Welt erscheinen, nicht mit jenem Golde bezahlen können, welches ihre Aurora im Munde führt!

Dresen hat zuweilen Launen gegen Alfred, und dieser wird gewiß Schattensee verlassen.

Wir waren dieser Tage einmal Alle auf eine längere Spazierpartie, die den ganzen Tag dauerte, bei einer benachbarten adeligen Familie eingeladen. Alfred war sehr heiter und gesprächig, und es machte einen sehr auffallenden Contrast, ihn neben Schwarzdorn zu hören, der immer alte Geschichten erzählte und immer anfing: „ich habe gehört", oder: „ich hab' mir sagen lassen", oder: „ich habe gelesen." Dagegen hieß es bei Alfred immer: „als ich in B. oder P. oder L. war", oder: „einmal begegnete mir", oder: „ich sagte einmal" u. s. w. Diese Lebendigkeit der Erzählung, in welcher die Handlung immer von ihm selbst ausging, hat einen besonderen Reiz.

Güldane war auch inniger, gemüthlicher gestimmt, denn je, und sie war immer um zehn Schritte mit Alfred vor der Gesellschaft voraus, und Schwarzdorn segelte mit einer Miene hinterher, als ob er Sodbrennen hätte.

Ein herabhängender Baumzweig entführte Güldanen eine kleine Bandschleife, die sie oben im Haare hatte; Alfred machte sie vom Zweig los, und anstatt sie Güldanen zurückzugeben, warf er sie in seinen Hut, den er in der Hand trug, und nach einiger Zeit schob er sie in seine Brusttasche. Güldane ließ es gewähren. Allein Schwarzdorn hatte den alten Dresen auf dieses Manöver aufmerksam gemacht, und dieser ließ nun den ganzen Tag seine üble Laune an Güldanen aus, und als wir Abends in Schattensee zurück waren, sagte er ganz pikirt: „Du hast Dich heute besonders gut unterhalten, so daß Du noch gar nicht merkst, daß Herr Alfred Deine Schleife noch hat;" damit ging er.

nachdem er noch einen sonderbaren Blick auf Alfred warf. Dieser sagte nichts, und Güldane wurde über und über roth. Am andern Morgen sah ich die Schleife wieder in Güldanens Haar, und in ihrer Toilette-Schatulle fand ich Nachmittags einen kleinen Vers von Alfred's Hand, mit den Worten:

„Süßer Morgen, bitt'rer Abend,
Schmerzbewegt und dennoch labend!"

Alfred warf heute bei Tisch hin, daß er morgen Schattensee verlasse. Dresen, der sich an seine Gesellschaft gewöhnte, und bei dem der Eindruck von jenem Abend schon verlöscht war, wollte ihn zurückhalten. Ich sah in dem Spiegel, der seitwärts vom Tische hing, wie Güldane Alfred's Entschluß, abzureisen, leise mit einem Kopfneigen bejahte.

So wird denn eine kleine Pause eintreten, eine kleine nur; denn Alfred mußte Dresen sein Wort geben, bald wieder zu kommen.

Ob ihre Liebe schon zu „Worten" gediehen ist? Zu schriftlichen gewiß. Ich muß Alles wissen, dann schreib' ich Dir wieder. Adieu!

Alfred an Saldern.

Acht Monate später.

Wien.

Ich stehe vor einem bezauberten Wunderbaum, welcher goldene Früchte trägt, silberne Blüten, smaragdene Blätter,

auf dessen Aesten sich liebliche Märchen schaukeln und durch dessen Laubgitter süße, liebefüllige Augen winken und glühen, der aber von einem bösen Zauberer in Haft gehalten wird, daß er seine Blätter, Blüten, Früchte, seine Aeste und Zweige nur beim oberflächlichen Blick eitler Gaffer, dem buhlenden Naschen flatternder Zephyre, dem Gesumme der ihn umgaukelnden, hüpfenden Strahlen und Schmetterlinge entwickle, entfalten, spielen und glänzen lasse, daß er aber keinen labenden Schatten werfe Dem, der in seinem Laubdache sich niederlassen will, und daß er keine Labung, keine Kühlung spende Dem, der diesen Baum einzäunen möchte in seinen Garten und einhegen in friedlicher Umhegung.

Güldane ist dieses bezauberte Wesen; alle Blüten und Farben und Gaben, mit denen Natur und eine reine Stimmung des ursprünglichen Charakters sie beschenkten, liegen, von einem bösen Weltsinne gefeit und gebannt, brach in diesem wunderbaren Geschöpfe.

Was habe ich nicht schon Alles versucht, um ihr den Sinn für des Lebens innersten Kern, für des Daseins schönen Inhalt, für des Herzens wahre Güter aufzuschließen; sie ist empfänglich dafür, ihr schönes, empfängliches Herz nimmt Theil an den erkannten Wahrheiten, sie tadelt sich selbst, nimmt sich fest vor, dem Haschen und Drängen nach Zerstreuung, nach eitlem Spielzeug, nach Tändelsucht und Huldigungsgier zu entsagen. Allein, wenn der Augenblick da ist, in dem sich ihr eine der Lockungen des frivolen geselligen Strudels zeigt, wo eine glänzende Blume der großen

Welt sie anlacht und anschaut, da verliert sie die Kraft, zu widerstehen; sie wird von einer unwiderstehlichen Gewalt mit hineingezogen und dreht sich wie besinnungslos darin herum!

Sie ist wie eine Kranke, welche die gemalten Blumen auf ihrem Bettvorhange für wirkliche nimmt; sie nimmt alle Scheingenüsse, alle leeren Freuden, alle seelenlosen, werthlosen, inhaltlosen, nichtigen Hülsen und Hüllen des Lebens für des Lebens höchste Güter, für des Lebens Frucht, und für des Lebens Zweck! Ob sie mich liebt? Es gibt Augenblicke, in welchen ich es glaube, andere, in denen ich davon überzeugt bin, und wieder andere, in welchen ich mit mir grolle, daß ich das nur einen Augenblick lange glauben konnte.

Sie ist ein ganz eigenes Charakter-Geschöpf! Sie liebt die Blumen, aber mehr ihrer Farben, als ihres Duftes wegen; sie liebt die Natur, aber mehr ihrer Mannigfaltigkeit, als ihrer erhabenen Ruhe wegen; sie liebt selbst ein Kleid mehr seines Schnittes wegen, als seines Stoffes; sie liebt den Tanz nicht, weil er ein Tanz ist, sondern weil es nicht der gewöhnliche Schritt und Gang ist; sie liebt auch in den Büchern mehr den Styl, als den Gedanken, und so glaub' ich, liebt sie in mir mehr den besonderen Schnitt meines Charakters, die ausgezeichnete Verzierung meines Gespräches, den ganz eigenen Faltenwurf meines Benehmens, das seltene Stick- und Tupf-Muster meiner Unterhaltung und Rede, und überhaupt den ganzen, neuen und gewählten Anzug einer

Dichterliebe mehr, als mich selbst, als meine Person, als mein Herz, als mein Gefühl, als meine Liebe.

Ich habe Briefe von ihr, welche wahre chinesische Theeblätter, voll vom duftigsten Aroma des ersten Liebes-Aufgusses sind. Allein ein Frauenzimmer, wenn es schreibt, dichtet es immer mit dabei! Wie die Frauenzimmer die Feder in die Hand nehmen, setzen sie sich in lauter Selbsttäuschungen; sie schreiben sich nach und nach glühend heiß, sie schreiben sich in Liebe und Verzweiflung hinein, sie rühren sich selbst, sie ergreifen sich, sie erschüttern sich, sie vergießen Thränen über sich, und am Ende, wenn sie den Brief überlesen, haben sie sich so in diese Situation hineingeschrieben, daß sie den Brief mit gutem Gewissen für den Ausdruck ihrer Herzen, ihrer wahren Empfindung halten, und es ist doch nichts als Täuschung, ohne jedoch Lüge zu sein!

Ich bin überzeugt, Güldane liebt mich nicht, und dennoch sind ihre Liebesbetheuerungen wahr, und sie glaubt in dem Augenblicke selbst am aufrichtigsten daran. Wenn ich bei ihr bin, liebt sie mich; wenn ich bei ihr bin, hat kein böser Zauber der Weltsucht über sie Gewalt. Allein wenn ich nicht bei ihr bin, da fängt der Jynx seine Gewalt auszuüben an.

Güldane ist, glaube ich, auch nicht dazu geschaffen, in einem längeren Beisammensein mit mir noch an ihrer Empfindung festzuhalten. Denn in einem längeren, engern Zusammensein der Menschen geben Witz, Geist, Verstand, Phantasie, Beredtsamkeit ihr Geschäft auf, theils erschöpfen sie sich, theils liegen sie feiernd und neue Kräfte sammelnd

still und abgeschlossen; nur das Gefühl, das Herz, dieser ewige, stets rieselnde Quell der Liebe, der Hingebung, der Zuneigung, dieser erschöpft sich nie, er feiert nie und fördert seine Gaben immerfort im Stillen. Allein eben für diese Förderungen des Glückes, für diese innigen, einfachen Ausströmungen von Zuneigung und Empfindung scheint Güldane wenig oder gar keinen Sinn zu haben.

Du siehst, ich täusche mich über mich nicht, ich täusche mich über Güldane nicht.

Es muß anders werden, ich fühle es, Aber wie?

Ich fürchte, aus der Sympathie meiner neuen Liebe werden nach und nach alle Singstimmen auswandern und alle zartesten Instrumente verstummen, und ein Concertist nach dem andern wird von dannen gehen und nur eine lange, große Dissonanz wird zurückbleiben und lange, lange nachhallen in dem Resonanzboden meines Herzens!

Komm', Saldern, ich brauche eine reine Seele! Komm'! Adieu!

Alise an Moritz.

Acht Monate später.

Wien.

Du bestürmst mich, Dir weiter zu erzählen, wie es mit Alfred und Güldane geworden ist. Daß Du jetzt in Deinem kalten Berlin noch Theil an unsern südlichen Liebes-Intriguen nimmst, wundert mich.

So sind die Männer, um andere Herzen bekümmern sie sich in der weitesten Ferne, um die nächsten Herzen, um die eigenen, bekümmern sie sich blutwenig.

Seit der Zeit, als ich Dir vor acht Monaten den letzten Brief aus Schattensee schrieb, ist eine Welt von Begebenheiten zwischen Alfred und Güldane vorgegangen! „Eine Welt!“ so nennen die Liebenden ein „gewöhnliches fades Gewirr mit alltäglichem Ausgang,“ so nennen es alle andern vernünftigen Menschen. Alfred liebte Alise, das heißt, er glaubte sie zu lieben; denn seine poetische kalte Küche reichte nicht mehr aus, er mußte einen Rechaud haben, einen romantischen Sparofen! Es ist nicht immer thunlich, seine Seufzer an Sonnenstäubchen aufzuhängen, seine Verse an Strahlenfäden anzureihen und seine poetischen Gebilde wie Alterweiber-Sommerfäden ohne Anhaltspunkt in den Lüften herumziehen zu lassen! Und so scheint mir, hat Alfred die Nothwendigkeit empfunden, eine Gold- und Silber-Gaze zu haben, um seine dichterischen Blumen und Bilder darauf aufzusticken.

Güldane ihrerseits gefiel sich auch in der poetischen Toilette, aber nur als Negligé, als Hauskleid, aber nicht, um damit in die Welt zu treten! Denn bei all' ihrer Mondscheinduftigkeit, bei all' ihrer blaßthümlichen Romantik ist das, was man „Welt“ im allerprosaischsten Sinne des Wortes nennt, ihr höchstes Ideal! Sie liebt die Poesie ungemein, aber à la camera, eine Marchande de Mode aber steht ihr auf der Wesenleiter auf der obersten Sprosse!

Nie wird sich dieser Widerstreit eines schönen, edlen Naturells mit der fast dämonischen Gewalt, welche der Flitter und Flatter, der leere Flimmer des Weltlebens und des großen Geräusches über sie ausüben, auf eine freundliche Weise lösen, und ich fürchte, sie wird erwachen, gräßlich erwachen, aber — zu spät!

Die „große Welt" ist undankbar, sie geht am grausamsten mit Denen um, die sich ihr opfern; die „Gesellschaft" ist wie eine Harpye, sie genießt ihre Beute am liebsten, wenn sie dieselbe erst mit Schmutz und Geifer bedeckt hat!

Wie oft, wie eindringend, wie glühend und begeisternd sprach nicht Alfred in ihrer Gegenwart davon, daß nur die Zurückgezogenheit die Würde und den Reiz des weiblichen Wesens ausmachen, daß jungfräuliche Tugend und Anmuth nur unter dem Glassturze der häuslichen Laren gedeihen können u. s. w. Nach solchen Momenten war Güldane im Stande, zwei Tage nicht in Gesellschaft zu gehen und sogar einen Hausball auszuschlagen! Allein weiter reichte ihr Heroismus nicht! Sie muß in der Gewalt eines bösen Zauberers liegen; denn obwohl ihre schöne Empfindung, ja ihr Bewußtsein ihr die Leerheit und Nichtigkeit dieses Treibens klar macht, wird sie dennoch fast auf eine unheimliche Weise davon erfaßt und wie von einem bösen Hexenwirbel hineingezogen und herumgekräuselt in den Windkreisen der Luftgeister, Coterien und Societäten.

Alfred erkennt es nach und nach, daß es eine Unmöglichkeit ist, diese schöne Individualität, dieses an und für sich reine und zarte Herz aus diesem Zauber zu erlösen!

Es macht ihn sehr betrübt, und oft hat er, in Augenblicken, wo sein Herz zu voll war, sich in den wehmüthigsten Worten darüber zu mir ausgesprochen.

Er kam seit diesem kleinen Zerwürfnisse wenig mehr nach Schattensee, allein er bleibt mit Güldane in Verbindung.

Wenn Güldane wollte, wenn sie einer dauernden, tiefen, wahrhaften Empfindung fähig wäre, sie könnte mit Ausdauer alle Schwierigkeiten überwinden und an Alfred's Seite glücklich sein. Allein dazu fehlt ihr — das Vertrauen zu sich selbst! Glanz und Schimmer, Geräusch und Aufsehen üben eine solche verführerische Gewalt über sie aus, daß sie sich den bösen Gewalten verschreibt, wenn sie auch weiß, daß sie mit ihrer Person dafür bezahlen muß.

Ich bin überzeugt, sie wird in späteren Tagen mit einer entsetzlichen Herz- und Gemüthsleere in die Scene ihrer Jugend zurücksehen, und auf den eingefallenen Hoffnungen und Regenbögen mit nagenden Gedanken herumwandeln.

In diesen acht Monaten hat Alfred alle möglichen Versuche gemacht, den bessern Genius in ihr wach zu reden, wach zu schreiben, wach zu singen. Vergebens! Der Gedanke, ein Stillleben führen zu müssen, ohne Flitter, ohne Prunk, ohne allgemeine Huldigung u. s. w. dünkt ihr so gräßlich, daß sie lieber ihr Herz opfert, ihre Liebe aufgibt, und dennoch fühlt sie das Schmerzliche davon, allein sie kann nicht anders! Es ist eine Fatums-Liebe. Es ist ihr

Schicksal! Welttrieb heißt der Fluch, der über ihr schönes Haupt in den Lüften hängt.

Ich höre, Alfred geht nach Paris. Er soll sehr schmerzlich angeregt sein und will durch Entfernung sein Gefühl beschwichtigen.

Glückliche Reise!

Wenn Du wieder kommst, so findest Du eine Didone abandonnata, aber in Blumen und Ballkränzen und idealen Kostümen, so was tröstet uns arme Mädchen! Wir sind doch die Zierden der Schöpfung! Leb' wohl!

Güldane an Aurelia.

Wien.

Mein Herz blutet! Alles ist aus!

Alfred ist fort!

Nun erst empfinde ich, was er mir war! Wie öde und traurig ist alles um mich herum, seit ich ihn hier nicht weiß! Obschon ich ihn fast nie sprach, so war es mir doch die angenehmste Empfindung, von seiner Nähe zu träumen! Jetzt erst steigen alle schönen Minuten, die mir seine Gegenwart verschaffte, aus dem Boden der Erinnerung und umgaukeln mich mit ihren goldenen Schwingen, und mitten durch tönt ein trauriges „Lebewohl!" welches er mir mit einigen kalten Worten zusendete.

Glaube mir, Aurelia, für mich blüht keine Freude mehr; er war der Einzige, welcher mein Herz anzuregen

wußte, er lernte es zuerst athmen, lallen, sprechen, empfinden, glücklich — und unglücklich sein.

Nichts hat mehr Reiz für mich, farblos und ohne Inhalt liegt das Leben vor mir; farblos und ohne Inhalt liegt die Welt um mich; die Vergangenheit allein ist rosig, die Gegenwart grau und die Zukunft düster und schwarz! Nichts hat Interesse für mich, bedeutungslos liegt das Schicksal vor mir, es kann mir nichts mehr geben, es kann mir nichts mehr nehmen.

O komme zu mir, liebe Aurelia, an Deiner Brust will ich meine heißen Thränen ausweinen!!

Apropos. Wenn Du zu meinem Schneider kommst, so sage ihm ja, daß er die Aermel an meinem Rosakleid eng anliegend mache, und mir Goldschnüre an den Bournus setze, Goldschnüre mit Rosa-Chenillen, so eine hat die Flinderndorf, so eine muß ich auch haben.

Leb' wohl, Deine unglückliche

Güldane.

Alfred an Saldern.

Zwei Jahre später.

Paris.

Zwei Jahre sind es, daß ich mich — *'ertränkt habe!* Ja, *ertränkt!* Mit einer tiefen Empfindung im Herzen nach Paris gehen, ist ein Selbstmord, heißt sich ertränken, heißt sich hineinstürzen in die leere, brausende, rauschende, schäumende Fluth — und untergehen!

Allein so wie die Fluth keinen Leichnam duldet und ihn zurückschlägt und auswirft ans Ufer, so duldet der Strudel Paris nur jene Menschen in sich, die leben, die schwimmen oder rudern, mit oder gegen seine Wogen treiben; einen todten Körper hingegen, todt gegen ihr eigentliches Element, den wirft die hochgehende See verächtlich und zrückstoßend aus.

Mich schleudert der Pariser große Weltstrudel stets wieder zurück ans Ufer einer traurigen Einsamkeit. Die Welt und alle Interessen des hiesigen Lebens sind wie flüchtige Essenzen, sie sind so künstlich zusammengesetzt und verbunden, daß sie uns bei jedem Versuche, sie zu zersetzen, entschlüpfen und sich ganz verflüchtigen.

Die Zeit, sagt man, ist die Trösterin des Herzens; es ist nicht wahr, sie ist blos der Schlaftrunk des Herzens, aber bei dem leisesten Geräusch, bei der leisesten Erinnerung erwacht es und liebt und leidet wie zuvor!

Denke Dir! Vorgestern besuchte ich die große Oper und langweilte mich entsetzlich. Gedankenlos-gedankenvoll lasse ich meine Blicke umherirren und erblickte in einer Loge mir gegenüber — Güldane! Neben ihr der alte Dresen und eine ältliche Frau, nicht ihre Mutter, wahrscheinlich eine Begleiterin. Wo waren in diesem Augenblicke die zwei Jahre hingekommen, in welchen ich sie nicht sah?! Sie schrumpften in diesen Augenblick hinein, als ob sie nie gewesen wären, und dieser eine Augenblick ging wie ein Auferstehungs-Engel über den Friedhof in meinem Herzen, und aus den Gräbern der Erinnerung stiegen alle Minuten,

alle Scenen, alle Süßigkeiten und alle Innigkeiten der Vergangenheit und hielten einen jubelnden, singenden, blütenreichen Fest-Umzug in meiner Brust!

Der erste Moment, in dem ich sie sah, das ganze Werden und Keimen der Liebe, die Innigkeit der Begegnung, die Träumereien der Hoffnung, die Angst des Fürchtens, die Bitterkeiten der Zerwürfnisse, die Pein des Scheidens, das unnennbare Weh des Fernseins, die Entzückung des Wiederanblicks, Alles das war in namenlosem Reiz durcheinander geschlungen und verdeckte mit seinem Zauberteppich die Scheidewand von zwei Jahren!

Ich empfand, daß ich nie aufgehört hatte, sie zu lieben!

O, man glaube ja nicht, daß die echte, wahre Liebe je sterben könne im menschlichen Herzen. Sie liegt oft scheintodt da, bedeckt von Cypressenzweigen und Todtenblumen und Weidenblättern, aber ein Hauch, ein Strahl, ein Lispeln aus der Zeit der glücklichen Liebe, aus den Augenblicken der Treue und Zärtlichkeit, und die Scheintodte steht auf und umfaßt uns mit tieferer Innigkeit, mit geistiger Allgewalt.

Ich empfand Alles das in diesem Augenblicke! Mein Auge ruhte lange auf ihrer schönen Gestalt. Sie sah etwas leidender aus und schmächtiger. Ihr süßes Antlitz schien von einem Gedanken überflogen, welcher Wolkentheile mit sich führt!

Man ist und bleibt all sein Lebtag ein Kind! Kannst Du glauben, daß ich nach einem kleinen Angedenken von mir forschte, welches sie sonst gewöhnlich bei allem andern

Schmuck stets trug, und daß ich recht innig böse war, daß sie es jetzt nicht um hatte, daran vergessend, daß zwei Jahre und eine lange Trennung zwischen uns lag?

Nach einigen Minuten erhob sie ihr sanftes, gesenktes Auge, und — sie erblickte mich! Offenbar erschüttert, ließ sie ihren seelenvollen Blick — auch er war ein Erinnerungsstrahl aus dem verlornen Paradiese unserer Liebe — auf mir ruhen und neigte dann das schöne Haupt abseits.

Mich aber trieb es fort, und ich irrte die ganze Nacht in den Straßen von Paris umher!

Was soll daraus werden, Saldern? Ich entfliehe nach England! —

Güldane an Aurelia.

Paris.

Er ist hier!

Wer? Kannst Du noch fragen!

Alfred ist hier!

Nein, Alfred, nie hab' ich aufgehört, Dich zu lieben, nie, nie! Allein ich mußte entsagen!

Zu dem Schmerz, ihm entsagen zu müssen, liebste Aurelia, eint sich der Schmerz, mich von ihm verkannt, unrecht beurtheilt, vielleicht — verdammt zu wissen!

Er schilt mich eitel, weltliebend, befangen vom Zauber des großen, geräuschlosen Lebens. Es ist wahr, der Schein ist gegen mich, allein Du kennst mein Inneres! Wie gerne

würde ich an der Seite eines Mannes, den ich lieben und schätzen kann, ein stilles Leben führen! Wenn es mir gegönnt gewesen wäre, dem Gefühle meines Herzens nach mich zu verbinden, wie gerne würde ich der großen Welt Adieu gesagt und ihr alle nichtigen Freuden nachgeworfen haben.

Allein, ich mußte mein Herz opfern, mein Glück hingeben, den rothen, frischen, blühenden Liebes- und Lebenskranz von der beglückten Schläfe nehmen und ihn weihen den finstern Mächten, den dürren, blutlosen, farblosen Armen der — Verhältnisse. —

Ich wollte mich betäuben! In eine Umgebung gebannt, die ich lieben muß, ohne sie achten zu können; von frühester Jugend auf an einen Umgang gefesselt, in dem kein Funke von Erhebung, keine Ahnung von des Lebens Weihe und Werth, von dem Werth höherer und edlerer Empfindungen rege ist, noch war, hat blos ein gütiger Schutzgeist, der Segen des Himmels mich bewahrt, daß ich nicht auch wurde eine Menschenmaschine, ein Ding ohne Erkenntniß der bessern Lebensgüter, ohne Glaube an Liebe, an Treue, an Größe und an jede höhere Regung der Seele und des Geistes!

So, mit klarem Bewußtsein die Oede um mich herum erkennend, machte die Bekanntschaft mit Alfred einen desto größeren Eindruck auf mich, als er der Einzige und Erste war, welcher die stillen Einwohner an Innigkeit und Liebe in meinem Wesen erkannte, und welcher es zuerst verstand, diese, durch eine gehaltlose Umgebung in die letzte Halle meines Herzens zurückgeschreckten Gefühle und Erkenntnisse

hervorzurufen aus ihrer Einschüchterung, und sie ans volle Licht zu befördern.

Ich will die ganze Leidensgeschichte meiner Kämpfe gegen Gemeinheit, Rohheit, Unwürdigkeit und Zutäppigkeit übergehen, Du weißt, ich entsagte, ich riß das Einzige, was mir bis jetzt wünschenswerth und theuer im Leben war, aus dem Herzen, und wofür?!!

Laß mich schweigen! Es ist das Gräßlichste im Leben, Menschen verehren zu müssen, gegen welche sich unsere edelsten Erkenntnisse, unsere zarteste Empfindung auf das Entschiedenste sträuben!

Genug davon! Die Erinnerung daran brennt einen rothen Fleck in mein Gehirn!

Ich gab das Höchste meines Lebens hin und fand zunächst bei mir und um mich nichts, so ganz und gar nichts, was mir Entschädigung, Trost, Ersatz leisten konnte; in dieser fürchterlichen Leere griff ich nach dem geselligen Taumel, der sich mir anbot, nicht um mich zu zerstreuen, nicht um zu vergessen, nicht um Ersatz für Liebe, sondern als Rettung von dem Gedanken, für was ich dieses Opfer brachte!

Niemand erkennt die Hohlheit und Nichtigkeit dieser Gesellschaften und Freuden inniger und lauterer, als ich, und oft im größten Strudel überfällt es mich plötzlich wie Oede und Finsterniß!

Und er, er verkennt mich und glaubt, daß mein Herz sich wirklich laben und ergötzen könnte an diesem jämmerlichen Flitter, an diesen seelenlosen Alltagsgestalten!

Doch nein, liebe Aurelia, laß mich hoffen, daß er selbst das nicht glaubt, daß er es sich jedoch gerne glauben macht, um seinem Schmerz einige Linderung zu geben; es ist auch eine Selbsttäuschung von ihm, und ist sie im Grunde nicht unedler und grausamer gegen mich, als meine weltliche Selbsttäuschung gegen ihn?

Denke Dir, er ist hier; ich glaubte ihn in London und sah ihn gestern in der Oper! Was ich empfand? Laß mich Dir nichts sagen, als daß ich die ganze Nacht weinend auf meinem Sopha saß und an ihn dachte.

Wie soll das enden? Leb' wohl.

Gänse-Blumen.

1.

Lange war ich Siegwart, Werther,
Voll von Sehnsucht, voll vom Leide,
Lange, blanke Seufzer-Schwerter
Zog ich aus der Busen-Scheide;

Scharfe, spitze Lieder-Dolche
Setzt' ich selbst mir auf den Busen,
Thränen weint' ich, wahrlich, solche
Weinten nur Petrarca's Musen!

Und so seufzt' ich, und so sang ich
Morgens, Mittags, Abends, nächtlich,
Und mein Antlitz, kreidewangig,
Magerte sich ganz beträchtlich!

Und zum Weh' mich anzuspornen,
Ward die „wilde Ros'" mein Futter.
Und aus ihren schärfsten Dornen
Zog ich meine Maien-Butter.

Und so trieb ich's lange Jahre
Mit dem Seufzen, mit dem Weinen,
Plötzlich ward's im Geist mir klare:
„Ewig kann das Herz nicht greinen!"

Und ich schwang das Freuden-Banner,
Und mein Geist ward immer heller,
Und ich ging zu Strauß, zu Lanner
Und in Liesing's Felsenkeller!

Bin nun wieder junger Flitzer,
Mach' die Cour, daß Alles wettert!
Hab' erst jüngst beim Zögernitzer
Eine hübsche Gans vergöttert!

Und ich liebe Töchter, Basen,
Sammt den Müttern, sammt den Muhmen,
Und so will ich wieder grasen
Unter Kuh- und Gänse-Blumen!

2.

Schöne, fette, breite Blume,
Bist auf dem Glacis geboren?
Oder hast zum Heiligthume
Du es sinnig auserkoren?

Auf derselben Bank, der grünen,
Wo im Herbst Du Eis gegessen,
Bist Du wieder mir erschienen!
Bist im Schnee auch hier gesessen?!

Diese Treu' ist nicht zu tadeln,
Und sie dient Dir zum Triumphe!
Ja, es sind dieselben Nadeln
In demselben schmutz'gen Strumpfe!

Und ich seh' aus Deinen Blicken,
Daß Du eines Strumpfs gewärtig,
Und Du hörst nie auf zu stricken,
Und der Strumpf wird niemals fertig!

3.

Eine Schere in dem Beutel,
Eine Schere in den Blicken,
Nähterin, — ich bin nicht eitel, —
Nähterin kann auch beglücken!

Nähterin mit blanker Schere,
Nähterin, was willst Du säumen?
Draußen in dem Belvedere
Fehlt es nicht an Schattenräumen!

Trägst ein Büchlein in den Händen?
Bist romantisch und belesen?
Laß es d'rum bei mir bewenden,
Bin ja selbst ein Dichter-Wesen!

Nähterin, Du blickst zur Seiten,
Nähterin, Du schreitest weiter?
Weh mir! Weh mir! Keck zu schreiten
Kommt einher ein Ellen-Reiter!

Und in meine Liebes-Flammen
Stürzt ein voller Wassereimer,
„Scher" und „Elle" paßt zusammen,
Doch nicht „Scher" und „Verse-Reimer!"

4.

Fährt sie auch in Equipage,
So riskir' ich doch den Gruß;
Denn die Liebe hat Courage,
Geht die Liebe auch zu Fuß!

Und sie dankt mit ihrem Stecher,
Wie man vornehm dankt, so so,
Und das macht die Liebe frecher,
Und sie trabt bis zum Rondeau.

Ach, es rührt sie, wie ich schmachte,
Ich bin ein beglückter Mann!
Denn zurück fährt sie ganz sachte,
Dann hält gar der Wagen an!

Und der Diener steigt herunter,
Oeffnet schnell die Kutschenthür,
Und vom Wagen, rasch und munter,
Springt ein Mops herab zu mir!

Und die Schöne fährt dann heiter
Ganz hinab in die Allee,
Mops und ich, wir schleichen weiter
In dem tiefen Sehnsuchtsweh!

Und ich fand den Mops traitable,
Selbst wenn Gnäd'ge mit ihm bricht!
Ja, die Möpse sind aimable,
Doch die Dichter sind es nicht!

5.

Aber ha! wenn ich ihr schriebe,
Und zwar gleich durch diesen Hund?
Denn es gibt der Gott der Liebe
Sich gar oft in Möpsen kund!

Und ich nahm ein Blatt, ein kleines,
Schrieb darauf mit feinem Blei:
„Auge Du, des Sternenscheines
Wunderzartes Conterfei,

Lippe Du, der frischen Rose
Lieblichduftend Ebenbild,
Goldhaar Du, das leicht und lose
In die lauen Lüfte quillt,

Holde Du, der Schöpfungsgötter
Allerliebstes Sinngedicht,
Lese hier die kleinen Blätter,
Die ein liebend Herz Dir flicht!

Wenn Dein Mops wird aufgenommen
Wieder in Dein Reich voll Huld,
Wird dies Blatt auch zu Dir kommen,
Mit dem Blatt auch meine Schuld!" —

Und dem Hunde steckt' ich schnelle
In sein Halsband das Papier,
Und er bracht' an Ort und Stelle,
Bracht' es glücklich hin zu ihr!

— Und Ihr fragt: was dann geschehen?
Hier wird meine Feder stumm!
Solltet Ihr den Mops einst sehen,
Seid so gut und fragt ihn d'rum!

6.

Glocke, Veilchen, Malve, Primel,
Rose, Lilie, Tulipan
Und der Nelken bunt' Getümmel
Zünden ihre Kerzen an;

Ist schon Alles da gewesen
Auf der Au, in Flur und Trift,
Sind stets die gezierten Wesen,
Wie man sie in Büchern trifft;

Flinkern, flunkern, hinten, vorne,
Kokettiren leicht und g'ring
Mit dem Junker „Rittersporne",
Mit dem Gecken „Schmetterling!"

Schaukeln buhlend mit dem Haupte,
Wenn die Biene sie umschnarrt,
Wie ein Mädchen, wenn es glaubte,
Daß sich wer in ihm vernarrt!

Oeffnen ihre Honigherzen
Jedem Flatt'rer, der nur nascht,
Welken dann in blassen Schmerzen,
Wenn der Gaukler abgepascht!

Und im ganzen Blumenthume
Stehen sie entblättert — stumm, —
Nur allein die Gänse-Blume
Steht noch frisch und keusch und — dumm! —

7.

Glück der Lieb' verdirbt den Magen,
Denn sie reizt den Appetit,
Schmerz der Lieb' mit seinen Klagen
Nimmt durch Durst die Lunge mit!

Eifersucht von allen Mächten
Bringt die meisten Lump' hervor,
Schlaf und Ruh' raubt sie den Nächten,
Legt solid man sich auf's Ohr!

Hoffnung, ach! macht dick und ledern,
Denn wer hofft, liegt auf der Haut,
Dehnt sich faul auf weichen Federn,
Weil er auf den Himmel baut!

Dichten macht gar viel Beschwerden,
Greift den Unterleib so an,
Weil man dichtend sich auf Erden
Nicht gar frei bewegen kann!

Redigiren macht ganz gelbe,
Und man wird ganz grün und wüst',
Denn der Neid bewirkt dasselbe,
Als wenn Galle überfließt!

Spekuliren? Ach, mein Lieber,
Das ist Krankheit, schwarz auf weiß!
Das verursacht Wechsel-Fieber,
Und der dritte Tag bringt Schweiß!

Weil ich unter diesen Uebeln
Aber dennoch wählen muß,
Wähl' ich, ohne lang' zu grübeln,
„Liebe“ ohne viel Verdruß!

Denn ich hab' gesunden Magen
Und verdaue wie ein Pferd,
Hab' ich doch in sieben Tagen
Zweimal „Wastl“ angehört!

8.

Schwermuth liest sie in den Wolken,
Schwermuth liest sie aus dem Bulwer,
Morgens trinkt sie süße Molken,
Abends trinkt sie Brausepulver!

Wenn es dunkelt, spielt sie Harfe,
Daß es rühret einen Kiesel,
Und sie hat zum Zeitbedarfe
Weiße Mäuse und ein Wiesel!

Und in einem Wetterglase
Sitzt ein Laubfrosch, geistig stille,
Und in einem Pfühl vom Grase
Hegt sie sinnig eine Grille,

Einen Stieglitz und ein Käuzchen
Pfleget sie mit zarten Sorgen,
Und ein Kätzchen, dessen Schnäuzchen
Länger wird mit jedem Morgen;

Vier gefleckte Turteltauben,
Goldfisch' auch mit schwarzen Flecken;
Wenn's ihr Zimmer nur erlaubte,
Wär' auch da ein Stall mit Schecken!

Ach, sie liebt so viele Thiere, —
Hab' noch alle nicht beschrieben, —
Daß ich schmerzlich [illegible] es spüre,
Sie kann mich nicht auch noch lieben!!

9.

Meine Lieb' ist ausgeflogen
Aus dem warmen Herzens-Neste,
Viel gelind're Seufzer-Wogen
Treibt das Herz an meine Weste!

Wieder tritt des Herzens Nachbar:
„Magen" ein in seine Rechte,
Und die Milz ist wieder lachbar,
Und voll Schlaf sind meine Nächte.

Und ich fall' nicht auf die Nase,
Weil ich in das Blau stets gucke,
Und ich komm' nicht in Ekstase,
Wenn ich ein Sonettchen drucke!

Bin nicht mehr durch Schmerzanschauung
Ein Fragment nur von mir selber,
Werde nicht durch Unverdauung
Int'ressanter stets und gelber!

Bin nicht mehr ein Auserkorner
Für des Schicksals Schmerzensruthe,
Bin auch kein zu spät Geborner
Für das frühverschwund'ne Gute!

Bin nun wieder so recht g'rade,
Immer dreimal hungrig täglich,
Bin nicht Gott und nicht Mänade,
Und im Ganzen recht erträglich!

10.

Mädchen lernt' ich viele kennen,
Bücher hab' ich viel gelesen,
Soll ich Euch das Facit nennen?
Beide sind ganz gleiche Wesen!

Immer sucht man noch nach neuen,
Ist man mit dem einen fertig.
Glaubt es jetzt nicht zu bereuen,
Daß man Bess'res war gewärtig;

Und im Anfang ist's ganz prächtig,
Ganz pikant und unterhaltend,
Neue Reize sieht man, mächtig
Ihre ganze Kraft entfaltend;

Neue Formen und Figuren,
Neuer Styl und neue Wendung,
Und man sieht oft manche Spuren
Einer frischen Göttersendung;

Aber liest man immer weiter,
Sieht man sich stets mehr betrogen,
Denn die ganze Stufenleiter
Alter Dinge kommt gezogen.

Sind nicht schlimmer, sind nicht besser,
Sind, wie man es längst erfahren,
Essen nur mit anderm Messer
Speisen, die dasselbe waren.

Und es sind dieselben Köpfe,
Und es sind dieselben Döckchen,
Nur der Kopf hat and're Zöpfe
Und hat and're Seitenlöckchen!

Und man überschlägt dann Vieles,
Um nur rasch das Buch zu enden,
Und am Ende seines Zieles
Legt man's gähnend aus den Händen!

11.

Leute gibt's, die selbst an Blumen
Auf Gewicht und Umfang sehen,
Weil sie stets nur auf's Volumen
Und auf tücht'ge Masse gehen!

Leute gibt's, die ganz zerflossen
Schwimmen stets im Ideale,
Die auch ihr „Cot'lett mit Sprossen"
Braten an dem Sehnsuchts-Strahle!

Leute gibt's, die wie die Strunken
Kunst und Poesie betreiben,
Rechnen bei dem Götterfunken,
Was noch für den Herd kann bleiben!

Leute gibt's, die jede Dichtung
Halten für die Dichtkunst selber,
Und für Götter ihrer Richtung
Halten sie die gold'nen Kälber!

Leute gibt's, die Alles buchen
Nach dem Buche ihrer Dummheit,
Die Bedeutung immer suchen
Selbst in ausdruckloser Stummheit!

Weil ich habe einst geschrieben
Tiefgefühlte Liebeslieder,
Fühlen sie sich aufgerieben
Jetzt die windelweichen Glieder.

Da ich „Gänse-Blumen" dichte,
Wollen sie gleich d'raus glossiren,
Daß ich freventlich vernichte,
Was ich einst that adoriren!

Sagt mir nur, ihr Wiesel-Fänger,
Trübet das die Meereswelle,
Daß Delphin, der Meeres-Sänger,
Schwimmt gleich neben der Sardelle?

Sagt mir nur, ihr Zeitschrifts-Melker,
Sagt mir nur, ihr Geist-Zerstampfer,
Blüht darum die Rose welker,
Weil sie steht beim Sauerampfer?

Urtheilt doch nicht gar so thierisch,
Macht nur nicht so viel Rumor,
Amor selbst ist Shakespearisch,
Scherz im Schmerz, das gibt Humor!

12.

Kopf und Herz sind Glock' und Weiser
In dem Werk der Menschen-Uhr,
Geht das Herz auch immer leiser,
Tönt der Kopf geschwinder nur!

Und vom Kopf tönt's laut wie Glocken:
„Meiner Liebe bin ich frei!“
Wie der Herzschlag auch in Stocken
Und in Schmerz gerathen sei.

Hab' nach langen, langen Tagen
Gestern plötzlich sie erblickt,
Und mein Herz fing an zu schlagen
Und zu pochen wie zerstückt;

„Ist's nun wahr, was Du gesprochen?"
Fragt das Herz zum Kopf hinauf,
„Ich regier', und d'rauf zu pochen
Hör' ich liebend niemals auf!"

13.

Tulla liebt mich, liebt mich wüthend,
Liebt mich hoch und liebt mich tief,
Ueber ihre Liebe brütend,
Schreibt sie täglich einen Brief!

Schreibt mir Morgens schon um Sechse,
Und post scriptum „Abends Vier".
Kleine, große, lange Kleckse
Steh'n herum als Klag-Spalier.

Ach, ich frage, ist's nicht sündlich,
Daß man liebt so schwarz auf weiß,
Wenn man sich die Liebe mündlich
Kann versichern glühend heiß?

Muß ich lesen sieben Seiten,
Daß ich kommen soll geschwind,
Wenn zu ihr schnell hinzuschreiten,
Es nur dreißig Schritte sind!

Wenn ich einst sollt' wieder lieben,
Klopfe ich bei Einer an,
Die nicht lesen, was geschrieben,
Und die selbst nicht schreiben kann!

14.

Blumen blühen, wachsen, sprießen
Auf der freien Sonnenflur,
Wie sie öffnen sich und schließen,
Werden sie zur „Blumenuhr".

Meine Blumenuhr hienieden
Ist ihr Herz nur ganz allein,
Was für Stunde mir beschieden,
Zeiget diese Uhr, so klein.

Wenn es offen mich begrüßet,
Zeigt's die schönste Stunde hier,
Wenn's die Blätter grausam schließet,
Schlägt die letzte Stunde mir!

15.

Auf des Wagens Hintersitze
Mutter, Tochter und die Tante,
Auf dem Schooß — in dieser Hitze! —
Noch ein Kind als Variante!

Auf dem Vorsitz schöne Kinder,
Mädchen, munter wie die Hummel,
In der Mitt' ein armer Sünder,
Jüngling mit Cigarren-Stummel!

Ich dazu! Nun wird's vollkommen!
Strecke aus mich gegenüber,
Und es ist, als wär' gekommen
Zwischen Frischlinge ein Biber!

„Sprechen Sie nun nicht mehr länger?
Liegt an Ihrem Mund ein Siegel?
Bin ich doch ein Lieder-Sänger,
Bin ich doch kein Stachel-Igel!"

Also sprach ich, lieblich, höflich,
Wie ein junger Seufzer-Haucher,
„Finden Sie's denn auch nicht sträflich,
Edelster Cigarren-Raucher?"

Sprach's und schwieg, und eine Pause
Herrschte im Gesellschaftswagen,
Gleich als wenn im Unterhause
Lange Lords die Bill vertagen.

Endlich sprach ein hold Brünettchen,
Spielend mit dem kleinen Fächer,
Und vom gold'nen Busenbettchen
Leis' erhebend ihren Stecher:

„Ja, wir sind in großen Sorgen,
Was wir sprechen, ohn' Bedeutung,
Setzen Sie vielleicht schon morgen
In die „Humoristen-Zeitung!"

Ihr den Beifall zuzusichern,
Fingen dann die Mädchen alle
Schadenfroh gleich an zu kichern,
Daß die Maus ist in der Falle!

Und auch die Cigarren-Ratte
Lächelte gewiß parteilich,
Durch den Druck der Halscravatte
Schien er plötzlich mir ganz bläulich.

Albern' Volk! so voll von Dünkel!
Flach und fad und dumm und nichtig!
Jede Gans vom Krähewinkel
Glaubt, sie sei genung und wichtig!

Glauben gleich, Satyren-Dichter
Hätten sonst gar nichts zu zeichnen,
Als alltägliche Gesichter
Aus dem Leben sich aneignen!

Seid nur ruhig, schöne Gänschen,
Seid nur ruhig, junge Laffen,
Solche Truden, solche Hänschen,
Solche blanke Alltags-Affen,

Solche Alltags-Dummheitsklepper
Taugen nicht zum Schriftgebrauche,
Denn des echten Witzes Schnepper
Sucht nach Blut und nicht nach — Jauche!

Das »ff« des Lebens: „Frühling“ und „Frauen“.

„Frauen.“

Die Frauen sind die beglückenden Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männerwelt. Die Verheiratheten sind schon an ihre Bestimmung gebracht, die Ledigen haben noch keine Adresse, und die, welche gar nicht heirathen, das sind die unbestellbaren Briefe, die auf der Post liegen bleiben.

Die Ehemänner zahlen das Postporto oft sehr theuer. Aber es macht uns Männern sehr wenig Ehre, daß wir mehr auf die Kalligraphie der Briefe sehen, das heißt, ob sie schöne Züge haben, als auf den Sinn und reellen Werth derselben. In dieser Hinsicht stehen wir Männer wieder tief unter dem weiblichen Geschlechte.

Der gebildetste Mann liebt in dem Frauenzimmer nur die Form; das Frauenzimmer liebt aber an den Männern den Gehalt, den Werth, den Charakter, den Geist, den Grad der Achtung, den sie im Leben genießen, und nicht blos die Form.

Es gibt zwar eine Form, der sie vorzüglich zugethan sind: die Uniform; man würde ihnen aber Unrecht thun, wenn man spöttischer Weise sagen wollte, sie lieben das Port-épée oder die Aufschläge; sie lieben den Muth, den

Heroismus und den Gedanken von Schutz, weil sie ganz richtig wissen, daß der wahre Muth nur bei Biederkeit, bei hohem Charakter und bei einer freien und ungeschwächten Seele wohnt. Sie lieben Den, der kühn sein Herzblut für das Vaterland hergibt, weil sie glauben, dasselbe Herz würde auch sein Blut für seine Liebe hergeben.

Das liebe schöne Geschlecht ist oft sehr verkannt worden, und warum? Weil wir Männer die Sittenbüchlein und Erfahrungsregeln schreiben und nicht die Frauen. Wir schreiben über sie, was uns eben einfällt, und da man viel pikanter sein kann, wenn man Schwächen enthüllt, als wenn man sie verhüllt, so haben wir blos die Schattenseiten des weiblichen Herzens hervorgehoben. Wenn einmal aber die Frauenzimmer alle zu schreiben anfingen, wofür uns übrigens der liebe Herrgott behüten möge, da würden wir Männer bald um unser Bischen Vorzug kommen, welches wir nach dem »car tel est notre plaisir« uns selbst beilegen.

Leider aber sitzen Frauen, die das Musenroß besteigen, auf demselben auch wie auf dem Reitpferde, nur einseitig. Ich mag aber den Pegasus als Damenpferd nicht sehen. Ich will hiemit nicht sagen, daß ein Frauenzimmer nicht auch hie und da in den Stunden der Muse den gefälligen Musen einen freundlichen Sonnenblick ablauschen dürfe. Warum sollte das weibliche Geschlecht den süßen Besuch der Muse nicht empfangen dürfen? Ich kann nur einzig und allein das sogenannte Bücherkochen der Frauen nicht leiden und ihr Heißabsieden der Schriftstellerei.

Wir Männer, wenn wir schriftstellern, so warten wir, bis wir einen herzlich günstigen Blick von unserer Parnaß-Dame bekommen; die Schriftstellerinnen aber überlaufen den Parnaß. Sie müssen alle Tage ein Paar Bogen sieden oder braten.

Das Schriftstellern ist bei vielen Frauen blos eine verfehlte Putzsucht; denn die Federn zieren sie nur auf dem Kopfe, aber nicht in der Hand. Es ist auch ein großer Unterschied in der Art und Weise, wie die Frauen die Schriften der Männer lesen, und der, wie die Männer ein Buch von einem Frauenzimmer lesen.

Die Frauenzimmer betrachten das Buch als Staturpaß des Autors, sie wollen aus dem Buche gleich Alles herausfinden, was den Verfasser betrifft, ob er klein oder schlank, dick oder dünn, schwarz oder blond ist, ob er liebt, ob er gerne Kaffee trinkt rc. Wenn wir aber ein Buch von einem Frauenzimmer lesen, so denken wir gar nichts dabei, als höchstens: „das ist gar nicht übel gestrickt."

Die Frauen schreiben wie sie reden, mit aller möglichen Bequemlichkeit und Ausführlichkeit. Sie schreiben einen Roman in drei dicken Bänden, im ersten erfährt der Leser: Anton und Sophie haben sich gesehen; im zweiten: Anton und Sophie haben sich geliebt, und im dritten: Anton und Sophie haben sich geheirathet.

Ich kenne Schriftstellerinnen, die, wenn sie erzählen wollen: Louise trank ein Glas Wasser, dieses ungefähr in folgenden Worten ausdrücken:

„Horch! dort, wo im düstern Schatten der finstern Buchen der bemooste Felsen sein Haupt in das Gezweige

hüllt, rieselt ein muntres Bächlein durch schaukelndes Schilf. Am Ufer, auf Blumen hingestreckt, ruhte Louise, schmachtend in drückender Hitze der glühenden Strahlen der brennenden Sonne. Unfern stand Robert und lauschte den Lüften, die blühende Blüten auf Louisens wallendes Leben herabschüttelten; da hob Louise den sehnenden Blick, in welchem die tiefere Sehnsucht nach des Baches sprudelnder Labung hoch aufleuchtete, zu ihm und lispelte leise erröthend: „Robert, bring' mir ein Glas Wasser!"

Die meisten Schriftstellerinnen schreiben ihre Romane in Briefen, weil sie sich da immer selbst mit schreiben lassen, und gewöhnlich hängt noch ein Roman als Postscriptum daran.

Wagner, Oken, Walter und alle Anhänger der Identitäts-Philosophie stellen das Weib niedrig; allein Schiller, Goethe, Humboldt u. s. w. geben ihnen die Rechte zurück, welche der herzlose Verstand ihnen rauben will. Die Philosophen haben sogar schon Untersuchungen geschrieben, ob die Frauenzimmer wirklich zu dem Menschengeschlecht gehören. Allein, was haben unsere Philosophen nicht schon Alles untersucht! Nur das haben sie noch nicht untersucht, ob sie selbst zum Menschengeschlechte gehören und ob nicht bei ihnen der Mensch da aufhört, wo der Philosoph anfängt.

Andere Schriftsteller erheben die Frauenzimmer weit über die Männer. Bocaccio erhebt sie zu den Engeln. Plutarch sagt, sie können sich schwerer berauschen; Agrippa sagt, sie können länger schwimmen; diese Erfahrung bestätigt sich täglich, sie schwimmen länger, als die Männer

gegen — den Strom. Plinius erzählt, sie werden weniger von den Löwen angefallen. Leider sind wenige Löwen unter unsern Jünglingen, wir können also diese Wahrheit nicht ergründen.

Die Geschichte der Achtung, welche die Frauen von jeher genossen, gleicht einem Schichtengebirge, aus dessen verschütteten Lagen und Anschwemmungen, durch Zeit und Völkerumwälzung, man seinen Charakter erkennt.

In den älteren Zeiten ist der Charakter der Frauen wenig hervorgetreten, sie standen nicht als sittliche Grazien, als Bildnerinnen des Schönen im Leben da; Staatsverfassung und Erziehung wiesen ihnen eine rohe Stellung an.

Die Griechen haben ihnen gefröhnt, aber sie nicht geachtet. Homers Frauen sind groß, edel, aber höchst einfältig. Die griechischen Tragöden geben ihnen eine heroische Gestaltung, eine resignirende Tugend, aber die Blume der weiblichen Grazie erblühte ihrer Muse nicht, ihre Frauen sind duftlose Rosen, marmorne Gestalten, kalt ohne Seele. Mit den Römern begann die edlere Stellung der Frauen und ihr Eintritt in das gesellige Leben. Aber es war doch eine profane Verehrung, eine Gnadensache, und manche erlaubten Genüsse waren ihnen untersagt. Wenige Frauen aber wissen es, daß es eine der vielen Segnungen des Christenthums ist, welcher den schönen Morgen auch über das weibliche Geschlecht heraufführte.

Mit dem Christianismus begann das Reich der allwaltenden Liebe, der Sieg des allgemeinen Menschenrechtes. Jedes Frauenzimmer wurde auch als eine Erlöste

angesehen und stand in geistiger und heiliger Beziehung mit der Unendlichkeit.

Eben so viele Märtyrerinnen errangen mit der Palme der Religion die hohe Würdigung des ganzen Geschlechtes und die Verehrung der Muttergottes warf einen Licht- und Gnadenstrahl auf alle Weiblichkeit zurück.

Späterhin kam die goldene Zeit der Frauen, die Zeit des Ritterthums, der Chevalerie; diese Zeit war eine Zeit des Taumels, die Frauen wurden abgöttisch verehrt, Ritter und Sänger, Leier und Schwert, Kronen und Schäferstäbe waren nur dem Tempel der Galanterie geweiht. Man möchte diese ganze Epoche einen großen Liebesseufzer nennen, von Provençalen und Troubadours an den süßen Klang der Saiten geknüpft. Nach diesem Champagnerrausch kam die französische Küche: die Galanterie, mit den feinsten Sinnlichkeitswürzen gewürzt, brach aus Frankreich über Deutschland und das übrige Europa ein. Der allgemeine Ton wurde frivol und kokett, bis die Namen einer Sévigné, einer S'espinassé der schönen Literatur und dem Tone eine feinere, geistigere Richtung gaben.

Mit dem jungen Lichte der deutschen Literatur begann auch der schönere Morgen der deutschen Frauen; denn Schulen bilden nur die Männer, die Dichter aber bilden die Frauen. Der deutsche Bär fing endlich an, nach den Tönen der Liebe in edlerer Bedeutung des Wortes zu tanzen, der zarten, weiblichen Anmuth den Sieg über die wilde und rohe Kraft der Männer einzuräumen, und in die angenehme Dienst- und Zinsbarkeit der Frauen sich zu begeben: denn

Was wär' das Leben immer
Wohl ohne Frauenzimmer?
Ein Demant ohne Schimmer,
Ein Himmel ohne Blau,
Ein Morgen ohne Thau,
Ein Garten ohne Duft,
Ein Athem ohne Luft,
Ein Aermel ohn' Gigot,
Ein Stutzer ohn' Jabot,
Ein Mädchen ohne Herz,
Ein Dasein ohne Scherz,
Ein Nachtstück ohne Licht,
Ein Wechsel ohne Sicht,
Ein Feldzug ohne Feld,
Ein Freier ohne Geld,
Jedoch, wo sie sind, sie,
Da fehlt die Sonne nie,
Da herrscht des Seins Magie,
Harmonie,
Poesie,
Symmetrie,
Wenn auch nicht immer Orthographie!

Wir Männer machen uns über das Uebergewicht, welches die Frauen über uns haben, gerne lustig; aber es ist nicht jeder frei, der seiner Fesseln spottet. In jeder Gemüths-, Empfindungs- und Herzenssache steht das Frauenzimmer um einige Stufen höher auf der reizenden Schicklichkeitsleiter. Die Frauenzimmer haben mehr Schwächen, die Männer mehr Gebrechen; die Frauenzimmer haben mehr Untugenden, die Männer mehr Laster; die Frauenzimmer verwunden mehr mit der Zunge, aber sie verbinden

die Wunden mit dem Herzen und heilen sie mit den Augen; der Mann hingegen verwundet nicht, er zermalmt und geht von dannen. Man betrachte die Liebe des Frauenzimmers und die des Mannes. Sie verhalten sich zusammen, wie Morgenroth zu Kornmehl. Das Mädchen ist ganz Liebe, die ganze Wesenheit existirt ihr nur in Beziehung auf ihre Liebe. Aurora und Hesper sprechen ihr nur von ihrer Liebe; all ihr Thun, Streben, Wirken und Treiben bewegt sich nur um den Gegenstand ihrer Liebe. Der Mann aber liebt nur so „unter andern"; er steht des Morgens auf, geht an sein Geschäft, speist Mittag, trinkt Kaffee, reitet spazieren, geht aufs Comptoir, endlich schaut er auf die Uhr, ob er schon lieben soll; nein, sagt er, ich hab' noch eine halbe Stunde Zeit, ich fange erst um dreiviertel auf vier Uhr an zu lieben. An hohen Fest- und Feiertagen legt er eine halbe Stunde Liebe zu.

Selbst in der Mittheilung der Liebe zeigt es sich, daß das weibliche Geschlecht liebt, das männliche aber blos so gnädig ist, sich lieben zu lassen. Das Mädchen sucht eine Vertraute, um ihr zu sagen, wie sie liebt. Der Mann sucht einen Vertrauten, um ihm zu erzählen, wie er geliebt wird. In der Ehe sucht das Mädchen ihre erste Liebe. Der Mann sucht gewöhnlich eine Frau als seine letzte Liebe; wenn er schon genug geliebt hat, so schließt er seine Rechnung durch eine Ehe.

Die Männer machen es mit dem Heirathen wie die Weintrinker, sie versuchen erst alle Sorten, dann sagen sie: „Nun aber bleib' ich schon bei dem Château Margaut."

Deshalb sind unsere Ehen auch so farblos wie ein angelaufenes Doppelfenster, und wir haben viererlei Frauen: Weiber, Gattinnen, Frauen und Gemahlinnen.

Man nimmt das Weib, man heirathet eine Gattin, man freit eine Frau und man vermählt sich mit der Gemahlin. Man ist glücklich mit dem Weibe, zufrieden mit der Gattin, man lebt so so mit der Frau und arrangirt sich mit der Gemahlin; man wird geliebt von dem Weibe, gut behandelt von der Gattin, ästimirt von der Frau und geduldet von der Gemahlin. Man macht einen Leib und eine Seele mit dem Weibe, ein Paar mit der Gattin, eine Familie mit der Frau und ein Haus mit der Gemahlin.

Wenn der Mann krank ist, so ist seine zärtlichste Pflegerin das Weib, Theilnehmerin die Gattin, nahe geht es der Frau, und nach seinem Befinden erkundigt sich die Gemahlin; stirbt der Mann, so ist untröstlich das Weib, es trauert die Gattin, in einem Jahre heirathet die Frau und in sechs Wochen die Gemahlin. Denn mit den Witwen ist es eine ganz eigene Sache; sie gleichen dem grünen, frischen Holze, je mehr sie auf der einen Seite brennen, desto mehr weinen sie auf der andern Seite. Wer Witwen freien will, darf die Geister nicht fürchten; denn kaum haben sie den zweiten Mann, so citiren sie alle Augenblick den Geist des ersten aus dem Grabe; sie haben dann gewöhnlich zwei Männer, einen todten und einen lebenden; der todte möchte aber für

sein Leben nicht wieder lebendig werden. Wenn eine solche Witwe zu dem Manne sagt: „mein Schatz!" so muß ihn ein kleiner Zweifel anwandeln, ob sie nicht jeden Schatz in die Erde vergräbt.

Die Witwen lesen in dem Buche der Liebe oft noch eifriger fort, als die Mädchen; den Mann, den sie hatten, betrachten sie als ein Einlegezeichen, um zu wissen, wo sie in dem Buche geblieben sind; das Einlegezeichen ist fort, und sie lesen weiter.

Jedoch sind alle diese kleinen Schwächen des weiblichen Geschlechtes nur Erhöhungsmittel seiner Liebenswürdigkeit, so wie kleine Wölkchen das heitere Blau des Himmels erhöhen und seine Klarheit anschaulicher machen.

Die vier Genien, die gemeinschaftlich die Bundeslade des weiblichen Lebens heiligen und überflügeln, heißen:

Schönheit, Anmuth, Gefühl und Geschmack.

Die Schönheit aber verhält sich zur Anmuth wie ein Schlüssel zu einem Dietrich, die Schönheit erschließt ein Herz, die Anmuth erschließt alle Herzen, sie ist ein passe par tout zu allen Seelen. In Hinsicht des Geschmackes sind sie die competentesten Richterinnen über Alles, was Anstand, Grazie, Lieblichkeit, Symmetrie und Harmonie betrifft, über Alles, was schicklich und zulässig, was angenehm und wohlgefällig ist.

Nur in Beziehung ihrer gegenseitigen Schönheit haben sie kein Urtheil. Zwei ausgezeichnet schöne Frauenzimmer werden sich nie lieben, nie anerkennen, daß die andere schön

Deshalb sind unsere Ehen auch so farblos wie ein angelaufenes Doppelfenster, und wir haben viererlei Frauen: Weiber, Gattinnen, Frauen und Gemahlinnen.

Man nimmt das Weib, man heirathet eine Gattin, man freit eine Frau und man vermählt sich mit der Gemahlin. Man ist glücklich mit dem Weibe, zufrieden mit der Gattin, man lebt so so mit der Frau und arrangirt sich mit der Gemahlin; man wird geliebt von dem Weibe, gut behandelt von der Gattin, ästimirt von der Frau und geduldet von der Gemahlin. Man macht einen Leib und eine Seele mit dem Weibe, ein Paar mit der Gattin, eine Familie mit der Frau und ein Haus mit der Gemahlin.

Wenn der Mann krank ist, so ist seine zärtlichste Pflegerin das Weib, Theilnehmerin die Gattin, nahe geht es der Frau, und nach seinem Befinden erkundigt sich die Gemahlin; stirbt der Mann, so ist untröstlich das Weib, es trauert die Gattin, in einem Jahre heirathet die Frau und in sechs Wochen die Gemahlin. Denn mit den Witwen ist es eine ganz eigene Sache; sie gleichen dem grünen, frischen Holze, je mehr sie auf der einen Seite brennen, desto mehr weinen sie auf der andern Seite. Wer Witwen freien will, darf die Geister nicht fürchten; denn kaum haben sie den zweiten Mann, so citiren sie alle Augenblick den Geist des ersten aus dem Grabe; sie haben dann gewöhnlich zwei Männer, einen todten und einen lebenden; der todte möchte aber für

sein Leben nicht wieder lebendig werden. Wenn eine solche Witwe zu dem Manne sagt: „mein Schatz!" so muß ihn ein kleiner Zweifel anwandeln, ob sie nicht jeden Schatz in die Erde vergräbt.

Die Witwen lesen in dem Buche der Liebe oft noch eifriger fort, als die Mädchen; den Mann, den sie hatten, betrachten sie als ein Einlegezeichen, um zu wissen, wo sie in dem Buche geblieben sind; das Einlegezeichen ist fort, und sie lesen weiter.

Jedoch sind alle diese kleinen Schwächen des weiblichen Geschlechtes nur Erhöhungsmittel seiner Liebenswürdigkeit, so wie kleine Wölkchen das heitere Blau des Himmels erhöhen und seine Klarheit anschaulicher machen.

Die vier Genien, die gemeinschaftlich die Bundeslade des weiblichen Lebens heiligen und überflügeln, heißen:

Schönheit, Anmuth, Gefühl und Geschmack.

Die Schönheit aber verhält sich zur Anmuth wie ein Schlüssel zu einem Dietrich, die Schönheit erschließt ein Herz, die Anmuth erschließt alle Herzen, sie ist ein passe par tout zu allen Seelen. In Hinsicht des Geschmackes sind sie die competentesten Richterinnen über Alles, was Anstand, Grazie, Lieblichkeit, Symmetrie und Harmonie betrifft, über Alles, was schicklich und zulässig, was angenehm und wohlgefällig ist.

Nur in Beziehung ihrer gegenseitigen Schönheit haben sie kein Urtheil. Zwei ausgezeichnet schöne Frauenzimmer werden sich nie lieben, nie anerkennen, daß die andere schön

ist. Es geht ihnen wie den römischen Zeichendeutern, alle Welt glaubte ihre Wunder, nur sie selbst machten sie sich wechselweise streitig.

In Hinsicht des Gefühles sind sie die süßen Gesandtinnen der trostreichen Götter. Liebe und Freundschaft haben keinen schöneren Tempel, als das weibliche Herz; die Tugend und die Unschuld keine geheiligteren Farben, als das Morgenroth der Frauen-Wangen; das Mitleid und der Trost hat keine süßern Töne, als die Rosenglocke eines weiblichen Mundes; der Schmerz und der Jammer haben keine lindernderе Tröstung, als die Süßigkeit weiblicher Thränen; das Leidenshaupt des Dulders hat kein sanfteres Lager, als das Herz des Weibes, und der verwaiste, verwitwete Solitär-Mensch hat keine süßere Einfassung, als die Silberspangen weiblicher Arme. Leider aber artet dieses Gefühl oft in Kränkelei aus, seitdem irgend ein guter Weiberdoctor die Nerven erfunden hat. Wenn ich heirathen würde, würde meine erste Frage sein: „Hat sie Nerven? Was für Nerven? Wie viel Nerven?" Wie oft heirathet man nichts, als ein Nervensystem mit zweitausend Thaler Einkünfte. Die Einkünfte gehen sogleich als Auskünfte für die Marchande de modes davon, das Nervensystem fällt in Ohnmacht; wo bleibt dann das Wesen, das man geheirathet hat?

Auch an Verstand sind die Frauen uns überlegen, denn nie liebt ein Frauenzimmer einen dummen Mann; oft aber liebt der Mann die dümmsten Frauenzimmer. Es ist nur schade, daß der Verstand der Frauenzimmer auch so oft in Ohnmacht fällt und Krämpfe bekommt, wie sie selbst.

Eine Haupttugend der Damen, die eben sowohl aus ihrem Verstande, als aus ihrer Sanftmuth entspringt, ist ihre Geduld, die ihnen in allen Fällen des menschlichen Lebens eigen ist; um diese schöne Tugend aber nicht gar zu lange auf eine peinliche Probe zu setzen, will ich meine Variationen auf ein Thema beenden, welches wie sein Gegenstand zu hinreißend ist, um sich leicht davon trennen zu können.

Den Text, den ich zu Grunde gelegt habe, findet sich aufgezeichnet in dem großen Buche der Natur und in dem goldenen Buche Cythereas:

„Frühling und Frauen."

Beide beginnen mit dem weichsten Buchstaben des ABC, mit einem zusammenstoßenden Lippenlaut und, so zu sagen, mit einem leisen Kusse an und für sich selbst. Zu diesem weichen Lippenlaut kommt sogleich das R als Zungenbuchstabe, welcher nicht nur die Frauen charakterisirt, sondern auch den Frühling; denn im Frühlinge werden alle Zungen der Natur wach.

Die befiederten Sänger auf den Bäumen, die vor unsern Sängern das voraus haben, daß sie vom Blatte singen, werden wach; die Bäche, des eisigen Mundschlosses entfesselt, schwätzen und plaudern unaufhörlich, und aus Zweigen, Büschen, Blumen und Gräsern ruft uns die Stimme der verjüngten Schöpfung zu.

„Frühling" und „Frauen" sind die Vielliebchen des Daseins. Der Frühling erscheint uns rosiger und blühender, wenn wir an der Hand der Frauen sein großes

Blüten=Belvedère besuchen, und die Frauen sind wonniger und milder, inniger und traulicher, wenn der Frühling sie anweht mit dem unsichtbaren Kusse der Verjüngung.

Die erste Frau entstand im Schlafe; Adams erster ruhiger Schlaf ist auch sein letzter ruhiger Schlaf gewesen; seine Ruhe hatte während seines Schlafes einen gewaltigen Rippenstoß erhalten; aber auch der Frühling, möchte ich sagen, entstand in dem Schlummer der ermüdeten Schöpfung, als reizender Traum ihrer raschen Jugend, und die gütige Gottheit hielt den Traum fest und führt ihn als Frühling alle Jahre auf kurze Zeit der schmachtenden Schöpfung wieder vor.

Der Frühling ist ein freundlicher Wirth, er fragt nicht nach Paß oder Aufenthaltskarte, nach Wanderbuch und Kundschaft; er öffnet sein blaues Gezelt allen Wesen, die athmen und fühlen; und der Frühling ist ein heiliger Priester, und sein großer Tempel steht offen Allen, die belasteten Herzens sind, und er fragt nicht nach Taufschein und Katechismus, und gibt beseligenden Ablaß Allen, die in der Ohrenbeichte der Natur ihre geheimsten Leiden aushauchen und ausweinen; und der Frühling ist ein großer Arzt, ein Wunderdoctor, und er fragt nicht nach Geld, Stand und Rang seiner Kranken, sondern er nimmt Alle auf, die kranken Herzens sind und siechen Gemüthes, in seiner großen Heilanstalt, und in dem Bade der heilgewürzten Luft.

Leider wissen wir in unsern Städten gar selten, wann der gute Frühling vor dem Thore steht, und nicht so sehr

um Einlaß bittet, als um Auslaß, das heißt, daß die Menschen hinaus zu ihm kommen und sich seiner freuen und kindlich und kindisch mit seinen Gaben spielen sollen.

Bis die Nachricht, daß der Frühling da ist, durch das Thor kommt, vom Thore durch die Straßen, durch die Hausthüre, durch die Flur, durch das Vorzimmer, bis zur gnädigen Herrschaft, indessen ist der Frühling schon weg. Der Bediente meldet ordentlich: „Der Herr Frühling ist im Vorzimmer!" Die gnädige Frau sagt darauf: „Der Frühling? Ein andermal; ich habe jetzt nicht Zeit." Der Mops bellt, und die gnädige Frau hält ihn zurück, damit der Mops dem Frühling nicht in die Waden falle. Höchstens schickt der Frühling unsern Damen ein Paar Blumentöpfe als Visitkarten ins Zimmer, die unter den Spiegel gestellt werden.

Zuweilen fällt es auch den Damen ein, dem Frühling eine Gegenvisite zu machen, oder etwa Visite de reconnaissance. Sie lassen anspannen, fahren in wohlverschlossenen Kasten bei dem Frühling vor, aber nur der Kutscher und der Lakai sprechen den Frühling mündlich. Steigt ja einmal eine Dame aus, um dem Frühlinge persönlich ihre Aufwartung zu machen, so geschieht es mit aller Delikatesse und Aengstlichkeit, daß sie nur ja nirgends mit ihren langen Aermeln oder mit der Garnirung in der lieben Natur hängen bleibe, oder vielmehr, daß nur ja nicht von der Natur an ihr hängen bleibe. Sie schauen die Natur durch ihre Lorgnetten an wie einen Schauspieler, fahren nach Hause und sagen: »Ce Monsieur Frühling est un joli garçon, il jouait

bien!« und sie nehmen sich vor, wenn der Frühling noch einmal spielt, wieder hin zu gehen.

Da sind wir Männer anders, wie freuen wir uns Monate lang auf den Frühling, wie sehnen wir uns nach ihm, wie jauchzen wir ihm entgegen! Nicht etwa seiner Rosen, oder Nachtigallen, oder seiner milden Lüfte wegen, o nein, wir freuen uns blos, daß wir so schön und frei, so unter Gottes schönem, blauem, weit hingestrecktem, freiem Himmel — — Tabak rauchen können. Denn wir Männer lieben Natur und Schinken geräuchert. Wir schwärmen mit Morgenroth und Knaster, mit Abendroth und Cabanos. Wir sagen: „Morgenstunde hat Cigarren im Munde." Wie lieben wir Männer die herzliche Natur, wenn sie über unserm rauchenden Munde so schön im Schornstein hängt und allmälig hübsch braun wird.

Sollte es dem Scharfsinne, dem erfinderischen Geiste des schönen Geschlechtes nicht möglich sein, es den Männern abzugewöhnen, daß sie nicht wie lebende Rauchhöhlen herumwandeln? Es ist mit unsern Männern wie mit Küchenöfen, je weniger Feuer in ihnen ist, desto stärker rauchen sie. Ich habe letzthin das Gespräch zwei solcher lebender Rauchöfen mit angehört, als sie von einer Pfeife sprachen; ich glaubte daher, sie sprächen von einem Frauenzimmer. „Ist das nicht ein wunderschöner Kopf?" fragte der Eine. „Wunderschön!" erwiederte der Andere. „Wie schön rund und proportionirt!" sagte wieder der Erste. „Ja," war die Antwort, „und zart braun, wie ich es gerade liebe." „Ach!" rief der Erste mit steigendem Feuer

aus, „und dieser göttliche, langgebogene Hals!“ Es wurde mir ordentlich schwül bei dem Gespräche; aber plötzlich fragte der Eine: „Ich bitte Dich, hast Du den Kopf in Wachs eingesotten?“ Da fiel es mir erst ein, daß es wohl ein Cigarrenkopf sein müsse.

So wie nun der Frühling jedes Rendezvous begünstigt, so begünstigt er auch jedes tête-à-tête unserer Männer mit ihren Cigarrenköpfen, mit dem Unterschiede, daß bei dem Rendezvous oft beide Köpfe leer sind, bei diesem tête-à-tête aber immer ein Kopf wenigstens voll ist.

Wo gibt es aber ein reizenderes tête-à-tête, als das mit der ewig schönen, ewig jungen Morgenröthe eines schönen Frühlingstages?

Die Nacht, dieses Ruhebett aller Tagessorgen, und der herrliche Friedensfürst: der Schlaf, dieser kurze Polstersitz von der langen Bank des Todes, sie nehmen alle Menschen versöhnend auf, und jede Morgenauferstehung ist eine wahre Auferstehung.

Hinter uns liegt die Nacht wie das leere Grab, aus dem wir entkörpert aussteigen, ein reineres Dasein zu athmen, und nur die Träume schweben noch wie die Geister theurer Abgeschiedener aus dem stillen Kirchhofe des Schlafes zu uns herüber. O, so eilt denn hinaus und begrüßt die Natur in ihrem lachenden Erwachen. Eilt hinaus, wenn die Morgenröthe die schlummernde Erde wach küßt, wenn sie die dunklen Vorgehänge von ihrem Schlafgezelte zurückschlägt, und der erste Lichtstrahl auf das schamerröthete Antlitz der bräutlichen Erde fällt; eilt hinaus, wenn Aurora

ihre Purpurlippe an das Blau des Himmels legt; eilt hinaus, meine freundlichen Leserinnen, bewundert und betet an das Morgen-Negligée der Frühlingsnatur!

Hier ist jede Schönheit war, und jeder Reiz eigenthümlich! Wie Morgenrosen-Gardinen hängen die Guirlanden um das hohe Himmelsbett, die Sevigné des Morgensterns ist bereits nicht mehr zu sehen, und blos die echten Blonden des Lichts hat Aurora über das blaue nouêt de matin des Himmels hingeweht; die ersten Lichtstrahlen flattern wie aufgelöste Rosenbändchen von diesem Häubchen tief herab. Blüten, Reiß und Zweig schlagen nun die freundlichen Augen auf und besehen sich lächelnd in dem Spiegel der freundlichen Wellen; die Bäume geben ihr freiflatterndes Lockenspiel hin dem haarkräuselnden Zephyr; die Kräuter, die Knospen und die Blütenkelche eilen wie Kammermädchen mit ihrem parfum und eau de mille fleurs herbei, und die bethauten Blätter und Gräser legen ihre Thauperlen und ihre Juwelenwasser um den Hals und um den Busen der schönen Natur, und die blauen, entfesselten Ströme laufen wie eine hochwallende Ceinture um ihre üppige Form.

Kommt mit mir hinaus, meine freundlichen Leserinnen, in den klar gewölbten Dom des Morgentempels, wenn die heilige Hofkapelle Gottes, die singenden Priester des Hains, aus tausend Kehlen zur anbetenden Hora rufen! Eilt hinaus Alle, die ihr kranken Gemüthes seid, in das große Erfrischungs-Comptoir der Schöpfung! Reißt herab von euch die Zugpflaster des Schmerzes und legt die wunde

Schmerzstelle an den kühlenden, heitern Odem der allgemeinen Verjüngung!

Eilt hinaus Alle, die ihr kaum noch athmen könnt, die ihr in der Stick- und Kellerluft der großen Welt lebt, und trinkt mit langen, tiefen Zügen in euch hinein den Brusttrank der Luft, den himmelabthauenden Aether!

Ihr Eingeschachtelten Alle, in Zirkeln, Museen, Kunstsälen und Vereinen, eilt heraus aus den Spannriemen und aus den Quetschformen eurer Zirkel, Kreise, in die große Menschengleiche der göttlichen Sendung und in das große Freiheitshaus der Schöpfung.

Oder eilt mit mir hinaus in die Abendunterhaltung eines Mai-Abends, seht, wie der enteilende Tag mit dem Lichttritt nur noch auf den Bergspitzen zu sehen ist, wie der westliche Himmel seine goldenen Locken tief in den milchweißen Horizont hineinflattern läßt; wie die Gipfel der Bäume wie Weihe-Räucherkerzen an den Spitzen erglühen und duften, wie das Theater de Variété der Abendwelt vor uns aufgeht, und der Compositeur dieses Theaters, die Nachtigall, ihre Weise anfängt; wie die überhandnehmende Dunkelheit ihre Schatten-Coulissen um uns herzieht und herstellt, wie das Licht von Millionen Sternen wie ein Staubbach durch den dichten Nonnenschleier der Nacht herabstäubt; eilt mit mir hinaus in einem solchen Augenblick, in dem die Schöpfung den Athem anzuhalten scheint, um das leise Klopfen des menschlichen Herzens wie ein Gebet zu vernehmen, und laßt sodann das eingesogene Gefühl zu einer reichen Perle werden in eurer geöffneten

Herzensmuschel. Ja, der Frühling gibt Allen Alles, er ist der Garten Gottes, die Idylle der Natur, das Sorgenfrei des Daseins, die Freiredoute der Wesen, die Kunstausstellung der Pflanzen, der Freistaat der Gefühle, die Rennbahn der Glücklichen, das Thränenkissen der Unglücklichen, der Schmollwinkel der Verliebten, die Eremitage der Denker, der Paradeplatz der Dichter und das letzte Mittel der Müßiggänger!

Man hat in neuerer Zeit die Beobachtung gemacht, daß jetzt die Frühlinge viel kälter und die Frauen viel heißer sind, als früher.

Das Eine soll daher kommen, daß sich große Eismassen vom Nordpol losgerissen haben sollen; für das Zweite aber haben wir noch keine Muthmaßung, da wir nicht ahnen können, wo sich bei unserer frostigen Welt Feuerbrände losgerissen haben sollen.

Weil aber der Frühling jetzt kalt ist, so bringen ihn unsere Frauen mit in die heiße Luft der Bälle und Gesellschaften. Zuweilen hat eine solche Dame alle vier Jahreszeiten beisammen, den Frühling auf dem Kopfe, den Sommer in den Augen, den Herbst auf den Wangen und den Winter im Taufschein. Sie haben so viel Blumen in den Haaren, daß man fast die Blume „Frauenhaar" gar nicht sieht, und man muß gestehen, daß sie den Frühling bei den Haaren herziehen. Aber die Frauen sind sehr unzufrieden mit der Natur, sie hat ihnen noch viel zu wenig Blumen hervorgebracht, sie müssen noch „Phantasie-Blumen" haben. Es ist ein wahres Glück für die liebe Schöpfung, daß unsere

Marchandes de modes die Natur in einer verbesserten Auflage herausgeben.

Der Frühling hat nicht Blumen genug, sie machen Phantasieblumen, und wer die jetzigen Marchandes de modes kennt, wird nicht zweifeln, daß ihre Phantasie die der Natur bei weitem überflügelt. Unsere Damen stecken diese zweite verbesserte Natur triumphirend auf, und manche hat so viel Phantasie auf dem Kopfe, daß sie selbst nur wie eine Titelvignette zu einem Phantasiestück erscheint.

Noch schlimmere Natur- und Frühlingsverbesserer, als unsere Marchandes de modes, sind die Frühlingsdichter, die wie die Schwalben im ganzen Winter im Sumpfe liegen und mit dem Frühlinge heranrücken. Man lese nur bei jedem neuen Frühlinge unsere Zeitschriften, und man wird gestehen, daß der gute Frühling viel zu thun hat, so viel frische, schöne Blätter hervorzubringen, als Blätter durch ihn auf eine traurige Weise ausgedörrt werden. Den ganzen Winter über liegt ein solcher Frühlings-Phantasie-Blumen-Poet auf der Lauer und stellt sich die Gerüste zusammen, durch welche er sodann seine Frühlingsbauten vollenden will.

Einige solche Gerüste liegen mir ordentlich vor den Augen, so zum Beispiel:

Gerüste zu einer Frühlings-Huldigung.

. . . . Traum
. . . . halbe,
. . . . Saum,
. . . . Schwalbe,

. . . . lind,
. . . . gewoben,
. . . . sind,
. . . . geschnoben.
. . . . Eis,
. . . . glühen,
. . . . weiß,
. . . . blühen.
. . . . O!
. . . . Wonne,
. . . . so,
. . . . Sonne!

Gerüste zu einem Sonette:
„Mai-Morgen-Minne-Manna."

. . . . freuen,
. . . . geflossen,
. . . . umgossen,
. . . . Maien,
. . . . neuen,
. . . . genossen,
. . . . entschlossen.
. . . . zweien.
. . . . geboren,
. . . . Weiland,
. . . . horen.
. . . . Eiland,
. . . . geschworen,
. . . . Mailand.

Ist nun der Frühling da, werden die Gerüste schnell aufgeschlagen, Jamben, Trochäen und Daktylen werden durch

rhythmisches Seegras zusammengekittet, das Gerüste darum herumgeschlagen und die neugebornen, frischen Frühlingspastetchen sind fertig, so mürbe, daß sie Einem im Munde zergehen. Ich glaube auch fest, daß der Frühling diese Gedichte als Molkencur gebraucht, und daß sie bei ihm die Schafgarben und die Sauerampfer heraustreiben. Ich will auch aus Mitleid mit ihm den Theil meines »ff« beschließen, den ich mit dem Frühling anfing, weil ich zu viel Ehrfurcht vor den Frauen habe, um mit ihnen anzufangen; ich will mit ihnen enden, damit man sagen könne:

„Ende gut, Alles gut."

Des Invaliden Gang nach Baden.

Dort, wo die Erd' so schön, der Himmel klar und heiter,
Der Strom so silbern, und wie Gold das Feld,
Die Luft so mild, so duftvoll Strauch und Kräuter,
Der Tag so licht, die Nacht so klar erhellt,
Steh'n unter Mandelbäumen Oest'reichs Streiter,
Orangenwälder wölben sich zum Kriegsgezelt;
Der Oelbaum selbst mit seinen Friedenszweigen,
Er muß zum Waffendach die grünen Aeste neigen.

Ein greiser Held hat dort in gold'nen Zonen
Den heißen Sieg erkämpft mit kaltem Blut;
Er kämpft für seines Lebens alte Kronen,
Für altes Recht kämpft er mit junger Gluth!
Ein Geist beseelt die um den Helden wohnen,
Ein Streben, ein Gedanke und ein Muth;
„Wir sind ein Leib und eine Seel', wir Alle!
Wer siegt, lebt fort, er stehe oder falle!" —

Ja, ewig lebt, wer für's Ew'ge gefochten,
Wenn seinen Namen Fama auch nicht spricht,
Stets hat die Nachwelt ihren Kranz geflochten
Für jene, denen Mitwelt keine flicht;
Wer Rang und Ritterkreuz nicht hat erfochten,
Den schlägt zum Ritter jubelnd ein Gedicht;
Und mehr als auf der Brust das Band voll Farben,
Schmückt in der Brust das Ehrenkreuz der Narben!

So denkend und voll ungedrückten Muthes,
Mit einem Bein — das andere blieb dort —
Zieht langsam, von dem Gastmahl heißen Blutes,
Ein Wiener Freiwill'ger zum Heimatsport;
„Ein hölzern Bein," denkt er, „hat auch sein Gutes,
Man bleibt dann doch solid an einem Ort!
Und läßt das Land den Invaliden frieren,
So hat dies Bein gelernt — in's Feuer zu marschiren!"

So pilgert er nach Haus von Welschlands Fluren,
Erreicht im Abendlicht die Spinnerin am Kreuz;
Da liegt mit seinen Thürmen, Kuppeln, Uhren
Die Stadt vor ihm in wunderbarem Reiz,
Ein Riesenschild voll Runen und Figuren,
Massiv vom Licht vergoldet allerseits;
Der Donau blaues Band, im Silberstrahle,
Schmiegt sanft um ihren Fuß sich als Sandale!

Und also grüßt im Dome des Propheten
Jeremias er diese stolze Stadt:
Wie liegest Du so einsam da, so spar betreten,
Du Landesfürstin! ein vergilbtes Blatt!
Einst Sonne einem Heere von Planeten,
Und Kohle nun, die ausgeflackert hat!
Ein Gottweib einst, genießend und gewährend,
Und Wittib jetzt, der Liebe ganz entbehrend!

Du Stadt, einst Stadt der Gunst und Gnaden,
Des Fleißes Herd und des Besitzthums Quell,
Domäne des Erwerbs, durchkreuzt von Künstlerpfaden,
Kalender froher Tage, gaukelnde Libell';

Du Circus süßer Tänz' und Serenaden,
Asyl des Gastrechts, des Gemüthes Hofkapell',
Du ew'ges Ringelspiel voll froher Stunden,
Ach, wie *verließ* ich Dich, und wie hab' ich Dich *gefunden*!

Ein schönes Weib, das selber sich getödtet,
Ein düster Steinbild an dem eig'nen Sarkophag,
Ein Blumengarten, nicht gepflegt und nicht gejätet,
Ein überschlafen Aug' nach wüthendem Gelag,
Ein Bußetag, an dem kein Mensch doch betet,
Ein großes Meer, doch ohne Wellenschlag,
Pompei, von der eigenen Gluth begraben,
Beschäftigt jetzt, sich selber auszugraben!

Wohl manches Deiner Kinder hat den Freiheitsbecher,
Den lang entbehrten, allzu rasch gestürzt,
Ein Tropfen mehr vom feur'gen Kettenbrecher,
Und um das Aug' wie Blitz und Funken schwirrt's,
Er kannte ja den Trank noch nicht, der durst'ge Zecher,
Sein Lebenstisch ward nie von ihm gewürzt!
Ach, wär' der Trank als Tischwein nur geblieben,
Besonnen schlürften wir: „*Auf Alles, was wir lieben!*"

So sinnend, denkend zieht der Invalide weiter,
Er will nicht in die öde Weltstadt 'nein,
Die Nacht ist mild, die Sterne blinzeln heiter,
Sie laden lockend zum Spaziergang ein,
Der Mond ist auch ein freundlicher Begleiter,
Wer mit ihm wandelt, wandelt nie allein;
Und froh und leicht im klaren Silberscheine
Zieht an den Bergen hin der Mann mit einem Beine.

Er wandert hin zu jener Stadt der Quellen,
    Wo heiße Adern kochen in der Erde Schooß;
Wo aus geheim gekochten Wunderwellen
    Die Göttin der Gesundheit sich ringt los.
Und als der Tag begann den Raum zu hellen,
    Sah er das holde Städtchen zwischen Laub und Moos;
Gleich einem jungen Mädchen zwischen Schlaf und Wachen
Schlug es die Augen auf mit holdem Lachen.

„Sei mir gegrüßt, Wiens junge Zwillingsschwester,
    Die Du bewahrt noch Deinen reinen Kindersinn;
Natur schlug um Dich ihre Arme fester,
    Sie wurde Deines Herzens weise Hüterin,
Du baust Paläste nicht, die Luftverpester,
    Durch Dich zieht frei der Berge Athem hin,
Dich hält, wie den Solitär in Smaragdenspangen,
Natur mit grünen Armen mütterlich umfangen!

„O Natur, Du gold'ne Himmelsleiter,
Die den Gedanken hoch zum Himmel trägt,
Die trübe Seele machst Du froh und heiter,
Wenn Leid und Weh' sie lang' gehegt,
Den engen Busen machst Du weiter,
Wenn er süße Zwiesprach mit Dir pflegt,
In Deinem Bad von Luft und Duft und Kräuter
Ergeht sich Denker, Priester, Streiter,
Und Jeder fühlt sich inniglich bewegt;
In Deinem Reich die Ros' und ihr Begleiter,
Der Schmetterling, die Sehnsucht uns erregt,
Erinnerung der Liebe, stets erneuter,
Die süßen Schwingen um uns schlägt!

Natur, Du bist allein die Einzigtreue!
Gespielin, Schwester, Freundin, Braut und Weib!
Du ewig Junge und Du ewig Neue,
Schmückst dennoch mit Keuschheit und mit Weihe
Den Gürtel Dir um Deinen Götterleib!
An Deinem Halse weint der Schmerz, der menschenscheue,
In Deinen Beichtstuhl flüchtet sich die Reue,
Wenn sie nach ird'scher Sünd' und Zeitvertreib
Zum Himmel hoch in seiner Bläue
Mit stummer Lippe ruft: „Verzeihe!"
Natur, Natur! wer wird nicht frömmer,
Wenn er aus des Tages Gehämmer
Des Abends weilt in Deinem Bildersaal?
Wenn dann nach kurzem Abenddämmer
Die Sterne zieh'n wie fromme Lämmer
Zur Himmelswiese ohne Zahl?
Wenn sich die Wipfel betend beugen,
Wenn Ros' und Blume fromm sich neigen,
Wenn von den Bäumen tausend Träume steigen,
Wenn in dem Dom, gewölbt von Zweigen,
Wohnt ein geheiligt' Kirchenschweigen.

„Natur, bei Dir ist Friede, bei Dir ist Ruh',
Wir sind die Beter, und Du hörst uns zu,
Wir sind die Kranken, und der Balsam bist Du!

„D'rum krankt ein Herz an Liebesleid,
So flieh's zu der Natur,
Und ist ein Herz mit dem Leben entzweit,
So such' es die Natur;
Und ist ein Herz mit Pflicht im Streit,
So frag' es die Natur;

Ist einem Herzen zu eng die Zeit,
So flieh' es zur Natur;
Und zuckt ein Herz in Bitterkeit,
So klag's in die Natur;
Und wenn das Herz uns Haß gebeut,
Versöhnt es die Natur;
Und wenn das Herz gar nichts mehr freut,
So freut's doch die Natur;
Und thut kein Herz dem Herz Bescheid,
So thut Bescheid ihm die Natur;
Und wohnt dem Herzen Gott zu weit,
Weil es zerstört durch Bosheit, Undank, Neid,
So geh's in die Natur,
Da findet es zu jeder Frist,
Wo Gott ist in Natur,
Daß Gott in jedem Pulsschlag ist,
Das sagt ihm die Natur.
Wenn man so Erd' und Himmel mißt
Und schaut in die Natur,
Und sieht des Himmels Baugerüst,
Den Grundriß der Natur,
Des Lichtes großen Amethyst,
Den Wunderstein Natur,
Dann schweigt im Herzen Zweifel, Zwist,
Und in uns betet dann die Gottnatur
Ein heilig „Vater unser, der Du bist!“ —

Und als er so gegrüßt von Bergeszinnen,
Schaut er mit thränenfeuchtem Aug' sich um;
Er sieht Ruinen steh'n im finstern Sinnen,
Allwo der Geist der Vorzeit wandelt stumm;

Die Sagen, die um das Gestein sich spinnen,
Zieh'n in den Trümmern märchenhaft herum;
Die Geister Derer, die gehauf't auf diesen Bergen,
Sie seh'n herab auf diese Zeit von Zwergen!

Und an dem Berg', auf dem Ruinen dauern,
Gelehnt an eine dunkle Wälderwand,
Liegt da ein Schloß mit Marmormauern,
Halb eingehüllt im grünen Laubgewand,
Des finstern Forstes Riesenschatten trauern
Mit dumpfem Schweigen an des Schlosses Rand,
Das Schloß liegt da gleich einem Sarkophage,
Vom Geist bewacht der eig'nen Heldensage!

Wenn Nachts im Blau die blassen Sterne kreisen,
Belebt sich dieses Heldenlied aus Stein,
Den Helden siehet man alsdann, den greisen,
Umstrahlt von seines Lebens Thatenschein,
Er schwingt mit junger Kraft sein Schwert aus Eisen,
Geschliffen an des Feindes Brustgebein,
Und als sich naht der Geister Erdenstunde,
Erklirrt sein Schild, er hält's empor und macht die Runde;

Und ruft hinab aus seinen Marmorsteinen,
Er ruft hinab in seiner Ahnen mächtig Reich,
Er ruft zum Kampf und Sieg die Seinen,
Und ruft sein altes Heer zu Schlacht und Streich,
Und ruft die Sonnen an, die er sah scheinen,
Bei Aspern und Caldiero strahlenreich,
Und ruft die Sieger an in Welschlands Feldern,
Und ruft die Krieger an in Magyar-Wäldern;

Er ruft sie hin in seine Heldenhalle
Und mustert sie, zieht blank das Schwert und spricht:
„Wohlan! so schließt Euch fest zu einem Riesenwalle
Um Vaterland und Thron und Volk und Licht,
Der Tod find't Wenige, der Ruhm find't Alle,
Den Sieg gewinnt, wer ihm g'rad schauet in's Gesicht;
Wohlan, die Trommel tönt, die Flinte knattert,
Die Fahne fliegt und hoch der Adler flattert!

Und wem der Sieg den Kranz um's Haupt gewunden,
Dem wurd' des Waffengottes schönster Preis,
Und wer im Purpurbett den Tod gefunden,
Der lebt in der Geschichte Heldenkreis,
Doch wer da heimkehrt blutbedeckt von Wunden,
Geschossen Bein und Glied im Kampfe heiß,
Wer wankend wiederkehrt an Stock und Krücken,
Der soll des Dankes schönste Blume pflücken!

Empfangen werde er auf jeder Schwelle
Mit Ehr' und Lieb' und dankendem Gemüth,
Weil er für's Volk vergoß des Lebens rothe Welle,
Das Volk auch freudig seinen Kranz ihm biet',
Und wie sich ihm erschließt die heiße Quelle,
Aus der Gesundheit ihm und Stärkung zieht,
So öffnet jedes Herz den Ursprung seiner Wogen,
Wenn blutig wiederkehrt, der muthig ausgezogen!"

Der Schicksals-Hecht, oder: Ein Passagier der dritten Klasse.

Die Griechen und Türken haben ein Fatum, die andern europäischen Völker haben ein Schicksal; die Deutschen haben auch ein Schicksal, man nennt's Malheur!

Das Schicksal spielt in den deutschen Tragödien eine große Rolle, aber bei den deutschen Dichtern spielt das „Malheur“ eine große Rolle. Ein Deutscher zu sein, ist schon ein „Malheur“, ein „deutscher Dichter“ zu sein, aber ist: „Malheur mit Nachguß“! Ein „deutscher satyrischer Dichter“ ist ein „Malheur mit Nachguß und Extrakipfel“ dazu! Seinem Malheur kann kein Dichter entgehen; wird er nicht aus Leipzig ausgewiesen, wird er aus Berlin ausgewiesen; wird er nicht aus Berlin ausgewiesen, so bekommt er die Erlaubniß, in Hannover bleiben zu dürfen, und so kommt ein Unglück nach dem andern. Das Unglück eines deutschen Dichters erstreckt sich von dem Schreibtisch bis zum Omnibus!

Wie oft bin ich in einem Omnibus gefahren, nie habe ich ein schönes vis-à-vis oder ein interessantes Seitenstück gehabt! Aber immer, wenn ich mir einen Fiaker bis zur Eisenbahn nehme, sitzen die schönsten Gesichter in den Omnibussen! Aber seinem Malheur kann man nicht entgehen; es gibt Augenblicke, in denen man keinen Gulden

Münze wegzuwerfen hat, und ein solcher Augenblick war es, als ich an einem Abend, der der Pützner Action voransging, hinausfuhr mit einem Omnibus. um nach Gloggnitz und Reichenau zu fahren.

Wir waren schon unser Eilf und warteten auf den Dutzend-Passagier; da kam ein Mann mit einem verdeckten Korbe und setzte sich neben mich hin. Der Mann nahm seinen Korb auf den Schooß, und ich hielt mich halb in der Schwebe, um so viel als möglich jeden Contact mit demselben zu vermeiden. Der Omnibus war mit der Zeit und mit Geduld in jene Gegend an dem Naschmarkte angekommen, die in jedem Jahre dreizehn Monate lang gepflastert wird, blos, weil dort die größte Wagen-Frequenz ist, als durch die aufgerissene Straße der Omnibus einen gewaltigen Stoß bekam; dieser Stoß theilte sich vom Omnibus meinem Nachbar, und von meinem Nachbar seinem Korbe, und von diesem seinem Inwohner mit. Dieser Inwohner war zum Unglück ein lebendes und fühlendes Wesen, das zwar mit kaltem Blute begabt war; aber in einem Omnibus kann man mit dem kältesten Blute ein Choleriker werden. Der Inwohner dieses Korbes war nichts weniger als ein Hecht, ein lebendiger Hecht, der durch die Erschütterung des Wagens aus seinem dumpfen Hinbrüten erwachte und seinen vollen Verstand wieder erhielt. Der erste Gebrauch, den er von seinem Verstande machte, war, in die Höhe zu schnellen,

„Und schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,“

und zwar gerade auf mich und meine weißen Pantalons, auf denen sich sogleich die Contouren dieses Hecht-Endes in feuchten Linien abzeichneten. „Ah, das ist g'spassig," sagte der Hecht-Patron und versuchte, den Korbdeckel auf den sich entfesselnden Fisch zu drücken; allein das war vergebens, der liebe, vielleicht zehnpfündige Hecht entwickelte seine ganze Electricität und entlud dieselbe abwechselnd auf meine Pantalons und auf meinen Sommer-Leibrock. Der Herr Hecht aber war nicht der einzige stille Bewohner des unheilschwangern Korbes; es war Donnerstag Abend, also Vorabend des Fischessens, und in den Tiefen des Korbes

„Schwarz wimmelten da, im grausen Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Die Grundeln, die Weißling', der Schadenfisch
Und auch der Krebse gräßliche Ungestalt!"

Und durch die immer sich wiederholenden electrischen Schläge des Hechtes schleuderte er auch die Krebse in die Höhe, die auch auf mein unschuldiges Haupt niederfielen, vielleicht als rächende Schatten aller jener Krebse, die ich auf das Haupt unschuldiger Verleger gesammelt.

In einer ganz kurzen Zeit war ich von den wiederholten Angriffen des Hechtes ganz feucht punktirt,

„Da saß ich und war mir's mit Grausen bewußt,
Unter Larven die einzig fühlende Brust!"

Wie dankte ich, als ich am Bahnhofe anlangte, und in einem Nu war ich aus der Schußlinie des fatalen Hechtschwanzes, und dankte den Göttern, nun nicht mehr in seine Nähe zu kommen. Allein mit des Ungeschickes Mächten ist

kein vernünftiger Bund zu flechten. Ein kleines Felleisen mit etwas Wäsche nöthigte mich, in die Expeditions-Stube zu treten und dasselbe wiegen zu lassen; als ich an den Tisch trat, um das Gebührende zu bezahlen, drehte sich gerade Jemand um, und ich bekam urplötzlich einen nassen Schlag auf die Hand: es war mein Omnibus-Nachbar mit dem Hechtkorb! „Willst Du denn ewig leben, Bestie?" sprach ich und floh vor dem unglückseligen Manne davon, war mit einem Nu in dem Waggon erster Klasse und steckte den Kopf zum Fenster hinaus, und athmete erst ganz froh und frei, als ich den Mann, den Korb und den Hecht in einen Waggon dritter Klasse sich versenken sah. Thal und Berg und erste und dritte Klasse, dachte ich, kommen nicht zusammen.

Nach und nach wurde es dunkel; wir fuhren ab, — krack! — ein Stoß; es wird angehalten, eine kleine Pause entsteht, man weiß nicht, was geschehen ist, da wird die Thüre unseres Waggons aufgemacht

„Und herein mit betrunkenem Schritt
Der Mann mit dem Hechte tritt!

Entsetzen! Schicksal! Es war nämlich das Rad des Waggons dritter Klasse gebrochen, die Passagiere desselben in die andern Waggons vertheilt worden, ohne Unterschied der Klasse, und mir führte mein Schicksal wieder meinen Hecht zu! Wir standen gepreßt wie die Häringe, und der Hecht hatte volle Muße und Muse, mich mit Gründlichkeit und ausführlich mit seinem Schwanze zu tätowiren. Ich war in einem verzweiflungsvollen Zustande! Ich wurde auf

einmal von meiner Verehrung für die Dritte-Klasse-Bewohner herabgestürzt! Es war ja auch ein Tertianer, ein Mann mit einem Korbe, in dem Korbe der Hecht, der Mann selbst in dem Zustande der nobelsten Hemd-Aermlichkeit! Also, dachte ich, in dieser dritten Klasse, in welcher sonst nur und ausschließlich die „gewählteste Gesellschaft“ fährt, gibt es auch „Wesen aus dem Fabellande?“ Neben mir stand noch ein Passagier, der von dem Conducteur aus dem Paradiese der Waggons, wo man im Zustande der lieben, toujours noblen Natur fahren kann, entführt war, und schimpfte gewaltig über die Eisenbahn, über die Direction, über die Bahnwächter, über die Dampfmaschinen, über „unsere Einrichtung“, über „unsere Anstalten“, über „unsere Eisenbahnen“ u. s. w. Ich lugte mit Ehrfurcht an diesem „Tyrann der dritten Klasse mit Vorzug“ hinauf und sagte mit tiefer Demuth: „Euer Wohlgeklossster sind wohl ein berühmter Reisender, ein weitgereister Mann, der die Eisenbahnen von ganz Deutschland, Frankreich und England genau und in allen Einzelnheiten kennt, und das berechtigt Sie wahrscheinlich, mit solcher Anmaßung über „unsere Eisenbahnen“, über „unsere Directoren“, über „unsere Anstalten“ zu schimpfen?“ — Der Mann aus der dritten Klasse sah mich verdutzt an und sagte: „I bin mein Lebtag nit außa Wien außakema, i fahr' nur manigsmal nach Vöslau außi, und i hab' mein Lebtag kan' andere Eisenbahn g'sehen, aber i schimpf' halt doch, geht's Ihna was an?“ Ich versuchte Einiges zur Vertheidigung der Eisenbahn zu sagen und den Tyrann mit süßen Worten

zu beruhigen, er aber sagte: „Se bezahlen epper nix? Da können's leicht loben; i aber, i bezahl', und weil i bezahl', will i schimpfen!"

Ich verneigte mich und sagte: „Cicero der dritten Klasse mit Eichenlaub, heimlicher Ironiker und unangehörter Anwalt aller regenschirmlosen Cavaliere der dritten Klasse, so geht's! Die Tugend wird nicht belohnt, das Verdienst wird nicht anerkannt! Leute meines Gleichen, die gar nichts bedeuten, die gar nichts schreiben können, auf die das Publikum gar nichts gibt, bekommen „Gratisfahrten bis Gloggnitz" und „können daher leicht loben"; aber die größten Genies, die Ciceröne der Zeit, die berühmtesten Volksvertreter, die, welche die meiste Popularität besitzen, bekommen nicht einmal „ein Dritte-Klasse-Freibillet bis Böslau!" O undankbares Eisenbahn-Vaterland! Du mißhandelst Deine größten Männer! Und diese großen Männer sind doch so naiv, um sich öffentlich zu ärgern, daß andere Leute einmal ein Gratis-Billet bis Gloggnitz bekommen, ein Beweis, daß auch Napoleon eine Dummheit hat begehen können, und daß die geistreichsten Klassiker oft Bêtisen für die Ewigkeit niederschreiben!"

Während ich mich so an den Expectorationen des Gentleman of the most third classe ergötzt hatte, waren wir in Gloggnitz angekommen; ich sprang aus dem Wagen, um dem fatalen Hechte nur so schnell als möglich zu entkommen. Ich rief laut um einen Wagen „nach Reichenau", den ich auch beim Bahnhofe allsogleich fand. Ich warf mich rasch in den Wagen, schlug die Thüre zu und sagte dem

Kutscher: „Zu Oberndorfer!" — Wie glücklich fühlte ich mich im Wagen, allein, entfernt von jeder Gefahr, mit irgend Jemand in Berührung zu kommen.

So gelangte ich glücklich bei dem Gasthause „Oberndorfer" an, recht herzlich froh, einmal mein Haupt zur Ruhe bringen zu können. Eh' ich mich noch recht von meinem Sitze erheben konnte, wurde von einem dienstfertigen Geiste die Wagenthüre aufgerissen, ich stürzte mich hinaus, und — Entsetzen! — vor mir stand der Mann mit dem Korbe, und der Schwanz des fatalen Hechtes stach mich gerade ins Gesicht, als ich aus dem Wagen sprang!

Ich war ganz erstaunt, und doch war die Geschichte ganz einfach. Der Mann mit dem Schicksals-Hecht war nämlich der Hausknecht vom Oberndorfer, welcher in die Stadt geschickt wurde und für den Freitag auch einen Hecht mitbrachte. Als ich in Gloggnitz einen Wagen zum Oberndorfer nahm, hörte er es mit an, sprang rückwärts auf den Wagen, fuhr mit, und bei Oberndorfer angekommen, sprang er schnell ab und öffnete mir den Wagenschlag!

Ist das nicht ein Schicksalsstück? Gäbe das nicht Stoff zu einem Lustspiele, das heißt zu einem französischen, das man dann übersetzen müßte, um es in Deutschland auf die Bühne zu bringen? Daß ich am andern Tage meinem Schicksals-Hechte arg zusetzte, nachdem er erst recht in die Sauce kam, versteht sich von selbst.

Die beiden Rosen.

Ein Frühlingsmärchen.

Wer den Menschen will erzählen,
Was das Menschenherz begehrt,
Muß zum Stoff des Liedes wählen,
Was das Menschenherz entbehrt;
Und er sing' von Diesem, Jenem,
Was dem Menschenherzen fehlt,
Was von Wünschen, was von Sehnen
Unerfüllt das Herz beseelt;
Denn was Herz besitzt als eigen,
Das verlangt's vom Liede nicht,
Im Gedichte soll sich zeigen,
Was der Wirklichkeit gebricht.
Dem Gefang'nen sing' man Lieder
Von der gold'nen Freiheit vor,
Von der Vögel Flug-Gefieder,
Von der Wolken Wander-Chor,
Von den Sternen, frei im Raume,
Von dem Lichtstrahl, frei im Kreis,
Von den Blättern, frei vom Baume,
Von dem Strome, frei vom Eis,
Von dem Blitzstrahl, frei in Wettern,
Von dem freien Kugelblei,
Vom Gedanken, der in Lettern
Durch das Weltall wandert frei!

Wie von Freiheit dem Gefang'nen,
So dem Blinden sing' vom Licht,
Von der Sonn', der aufgegang'nen,
Von der Schönheit Angesicht,
Von dem Schmelz der Flur und Auen,
Von des Himmels Azurblau,
Von dem Wunderaug' der Frauen,
Von der Tanne schlankem Bau,
Von des Regenbogens Farben,
Wie das Auge es erfrischt,
Wenn in's Silber reifer Garben
Das Kornblümchen blau sich mischt!
Wie dem Blinden von dem Lichte,
Sing' von Jugend man dem Greis,
Sing' dem Greis man im Gedichte,
Von der Kindheit gold'nem Preis,
Von den Märchen, die wir sogen
Von der Mutter theurem Mund,
Von dem ersten Pfeil und Bogen,
Von dem ersten Kinderbund,
Von der Christnacht gold'nen Wonnen,
Von dem lichtervollen Baum,
Von dem ersten Preis, gewonnen
In der Kinderschule Raum!
So auch sing' man den Verbannten
Von dem theuren Heimatsland,
Von des Hügels grünen Kanten,
Wo sein Vaterhäuschen stand!
Von dem Bächlein, das so sonnig
Sich durch's Heimatsdörfchen schlang,
Von der Sprache, die so wonnig
Aus verwandten Lippen klang,

Von Geburts- und Festtagskränzen,
Für die Aeltern froh gepflückt,
Von den Liedern, von den Tänzen,
Die daheim ihn oft entzückt.
Und in Herbst- und Winterstunden
Singe man ein Frühlingslied,
Von den Blüten, die verschwunden,
Von den Blumen, die verblüht,
Von dem ersten Märzen-Veilchen,
Das, im blauen Herolds-Kleid,
Kündet, daß in einem Weilchen
Alle Blumen steh'n bereit!
Von dem ersten blauen Flieder,
Der am Heckenwege hängt,
Von dem ersten grünen Mieder,
Das die rothe Rose sprengt!
D'rum weil jetzt, in Silberhärchen,
Winter kommt mit grauem Haupt,
Sei mir heut ein Frühlingsmärchen
Zu erzählen Euch erlaubt.
Kleines Märchen, ausgesonnen
In der Dämm'rung am Kamin,
Aus den Funken nur gesponnen,
Die in's dunkle Zimmer sprüh'n!
Wollt Ihr hören wohl mein Märchen,
Dessen Kleid ist Licht und Schaum,
Dessen Stoff ein Rosenpärchen,
Dessen Sinn ist Duft und Traum?
Geb' ich's Euch zum Eigenthume,
Bis der wahre Frühling glüht,
Nehmt es an als Winterblume,
Die aus Eis am Fenster blüht,

Kann die Blume Euch nicht bleiben,
Und verzehrt der Tag ihr Blatt,
Sagen doch die nassen Scheiben,
Daß auch Täuschung Thränen hat! —

— In des Gartens lichten Räumen
Steht ein voller Rosenstrauch,
Knospen, die von Rosen träumen,
Schlummern bei des Westes Hauch;

Nur zwei Knospen sich entfalten,
Oeffnen halb die grüne Thür,
Aus den kleinen Blätterspalten
Schlüpft ein Rosenpaar herfür;

Von dem Gestern bis zum Heute
Wurden sie zum Leben wach,
Schlüpfen, wie die jungen Bräute,
Aus smaragdenem Gemach!

Weil sie ihre Knospen offen
Fanden in derselben Nacht,
Weil von einem Strahl getroffen,
Sie zusammen sind erwacht;

Weil des einen Stengels Schwanken
Beide Rosen gleich bewegt,
Sind von einem Liebgedanken
Beide Rosen angeregt.

Und sie schwören Lieb' und Treue
Sich beim jungen Morgenroth,
Wie sie Schicksal auch entzweie,
Lieb' und Treue bis in' Tod!

Und den Dichter, der im Schweigen
Sinnend wandelt g'rad vorbei,
Rufen sie dann an zum Zeugen,
Daß ihr Bund auch heilig sei!

Und der Dichter wandelt weiter,
Sinnend ob dem Wunderfall,
Und die Rosen plaudern heiter
Mit der Freundin Nachtigall! —

Höher steigt des Tages Wagen,
Leben wird im Garten laut,
Wie vom Westwind sanft getragen,
Naht sich eine schöne Braut.

Und sie sieht die Rosen prangen,
Erstlingsrosen, süß an Licht,
Und mit lüsternem Verlangen
Sie die eine Rose bricht;

Denn beim heut'gen Abendballe,
Zu der Frühlingsfeier Lust,
Soll sie, in der Lichterhalle,
Duftend schmücken ihre Brust. —

Einsam an dem Stengel, schweigend,
Bleibt die zweite Ros' allein,
Und ihr Haupt zur Erde neigend,
Hüllt sie sich in Wehmuth ein.

Bald darauf, zur Mittagsstunde,
Kommt der Gärtner selbst herbei,
Sucht nach Rosen in der Runde,
Die ihm zum Verkaufe frei.

Und er bricht die zweite Rose,
Die ein Jüngling an sich nimmt,
Der sie zu demselben Loose,
Doch für sich, zum Ball bestimmt. —

Haus und Saal und Festeshalle
Prangen in der Lampen Schein,
Schmetternd laut im Paukenschalle
Tönt Musik berauschend d'rein.

Holde Frauen, Prachtgewänder,
Gruß und Blick und Schmeichelwort,
Kränze, Blumen, Fächer, Bänder
Flüstern, rauschen hier und dort;

In den Saal, mit süßem Scherzen,
Führt der Bräutigam die Braut,
Halberblüht an ihrem Herzen
Man die eine Rose schaut.

Und ein Suchen und ein Irren,
Und ein Sehnen ohne Ziel,
Ein Vergessen, ein Verwirren
Treibt mit ihr ein seltsam Spiel!

Ihre Blicke suchen, fragen,
Doch ihr Aug' weiß selbst nicht was,
Und sie fühlt's im Busen schlagen,
Doch ihr Herz fragt: „Was ist das?"

In der nämlichen Minute
Tritt ein Jüngling in den Saal,
Und an seinem Herzen ruhte
Jene Rose seiner Wahl.

Und ein Suchen und ein Irren,
Und ein Sehnen ohne Ziel,
Ein Vergessen, ein Verwirren
Treibt mit ihm ein seltsam Spiel;

Denn die beiden Rosen halten
Jenen Schwur, den sie gethan,
Ziehen durch ein magisch Walten
Wundersam sich ewig an.

Alle Freuden, alle Schmerzen,
Liebesmacht und Leidenschaft,
Theilen sie den beiden Herzen
Zaub'risch mit in Wunderkraft!

Und geführt von höhern Mächten,
Von des Rosenbund's Magie,
Finden beide sich und flechten
Schnell das Band der Sympathie

Unter Flüstern, unter Kosen,
Zwischen lärmendem Gebraus,
Tauschen sie die beiden Rosen
Zwischen süßen Worten aus!

Und die Braut spricht: „Einem Andern
Bin ich schuldig Treu' und Pflicht,
Und in diesem Erdenwandern
Brech' ich mein Versprechen nicht.

„Doch für Jenseits, frei der Bande,
Bin ich Dein schon erdenwärts,
Und zum treuen Unterpfande
Nimm die Rose, nimm das Herz!"

Noch beim Scheiden sie geloben,
Auf dem Sarg, nach ihrem Tod,
Lieg' die theure Rose oben,
Noch im Tode ihr Kleinod!

Wie sie leise flüsternd gingen,
Trennten sie auch leise sich;
Doch des Argwohns Augen hingen
Fest an ihnen, fürchterlich.

Eifersucht hat tausend Ohren,
Tausend Augen, scharf und fein,
Und zu tausend Thüren, Thoren
Geht sie rastlos aus und ein.

Sie ist hier und sie ist dorten,
Dem Verdachte folgt sie knapp,
Selbst dem Wiederhall von Worten
Preßt sie ein Geständniß ab!

Als der Jüngling kaum verlassen
Hat den Saal in später Nacht,
Fühlt er plötzlich sich erfassen,
Sich ergreifen voller Macht.

Ihm gefolgt, mit wildem Wüthen,
War der Bräutigam sofort,
Einen Kampf ihm anzubieten
Am entleg'nen, fernen Ort!

Wuthentbrannt und wild verwegen
Stachelt er des Jünglings Muth,
Bis er zieht den blanken Degen,
Bis er theilt den Durst nach Blut;

Bis er hinsinkt, schwergetroffen,
Tödtlich war der Streich und schnell,
Aus der Wunde, klaffend offen,
Schießt hervor ein rother Quell.

Daß es ist die letzte Stunde,
Fühlt im Herzen er die Spur;
Doch er greift nicht nach der Wunde,
Nach der Rose greift er nur!

„Blut'ger Zeuge meinem Ende,
Sei ein Schattenbote Du,
Rose, Deinen Geist jetzt sende
Ihr, der Vielgeliebten, zu;

„Sag' ihr, daß im Tode, muthig
Ich das Liebgeheimniß barg,
Daß die Rose selber, blutig,
Bald nun liegt auf meinem Sarg;

„Daß ich ihrer werde warten,
Wo zu lieben mir vergönnt,
Wo in Edens großem Garten
Rosen, Herzen Niemand trennt!" —

Nacht entflieht und Nacht kehrt wieder,
Und die Braut mit holder Hand
Hüllt die zartgeformten Glieder
In ein weißes Schlafgewand;

Doch, wie sie in Sehnsuchtstrauer
Von der Brust die Rose nimmt,
Fühlt sie plötzlich einen Schauer
Und ein Ahnen unbestimmt;

Kann sich von der Ros' nicht trennen,
　Drückt sie fest an Herz und Mund,
Und die Rose scheint zu brennen,
　Daß die Lippen ihr fast wund.

Aus des Kelches Blättertiefe
　Scheint's zu klingen, dumpf und hohl,
Gleich als ob's im Sterben riefe:
　„Vielgeliebte, lebe wohl!“

Und es faßt ein banges Ahnen
　Sie im Herzen innig tief,
Und die Rose scheint's zu ahnen,
　Daß ihr Eid sie mahnend rief!

Und gewaltsam fortgezogen,
　Ihre Rose in der Hand,
Zieht die Holde, leicht umflogen
　Von dem luftigen Gewand,

Durch des Hauses stille Räume,
　Durch die Straßen, durch den Ort,
Durch die Thore, durch die Bäume,
　Durch die Fluren zieht sie fort;

In der Hand die Rose immer,
　Zieht sie fort geheime Macht,
Bis ein ferner Fackelschimmer
　Funkelt durch die schwarze Nacht;

Denn mit leisen Trauerschritten
Naht ein langer Leichenzug;
Und ein Sarg in seiner Mitten,
Den die Hand der Freunde trug.

In dem Friedhof angekommen,
Setzen sie den Sarg dann ab,
Beim Gebet, beim herzensfrommen,
Oeffnen sie das tiefe Grab.

Plötzlich durch die fromme Menge
Dränget an des Grabes Rand
Sich das Mädchen durch's Gedränge,
Ihre Rose in der Hand.

Bis sie sieht das Grab erhoben
Und den Sarg daran gerückt,
Bis sie auf dem Sarge oben
Jene Rose auch erblickt!

Ohne einen Laut zu sprechen,
Sinkt sie auf den Sarg, voll Schmerz.
Leid und Weh und Kummer brechen
Tödtlich da ihr treues Herz!

Herzen, Rosen, alle beide
Hatten so im Tod erprobt,
Was sie im geheimen Eide
Sympathetisch sich gelobt.

Und die Freunde, die da bleiben,
Wählten einen Grabstein d'rauf,
Und die Grabschrift hinzuschreiben,
Suchen sie den Dichter auf.

Er, der Zeuge einst gewesen
Von des Rosenbund's Magie,
Wird durch Zufall auserlesen
Zu der Grabschrift-Poesie;

Und der Stein zeigt einen Stengel
Und gebroch'ne Rosen, zwei,
Und ein Auferstehungs-Engel
Führt ein liebend Paar herbei;

Und als Grabschrift steh'n die Worte,
Die der Himmelsengel spricht:
„Weiter als zur Todespforte,
Dringt das Leid der Herzen nicht!

„Ros' und Herz zusammen, haben
Einen Engel auf der Welt,
Der mit liebesüßen Gaben
Beider Kelche zärtlich schwellt;

„Rose ist des Frühlings Liebe,
Seine Gegenlieb' heißt Mai,
Und ein Herz nie Rosen triebe,
Wäre Liebe nicht dabei!

„Darum, was die Ros' versprochen,
Ist dem Herzen Heiligkeit,
Und das Herz ist blos gebrochen,
Daß gebrochen nicht der Eid!

„Herz und Ros' und Lieb' hienieden,
Sind ein „Frühlings-Märchen" blos,
Menschenkindern hier beschieden,
Auf der Täuschung Mutterschooß!"

„Aber droben, wo zur Klarheit
Alle Kinder gehen ein,
Wird das Märchen eine Wahrheit,
Und die Lieb' unsterblich sein!"

Die Emancipation der Frauen als Conversations- und Rede-Stoff, oder: So lang man lebt, darf man nicht reden; wenn man schläft, soll man nicht reden; wenn man tod ist, kann man nicht reden; also wann soll man reden?

Humoristische Vorlesung.

Der Himmel, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat dem Menschen zwei Gaben geschenkt, um ihn über die Thierwelt zu erheben: das „Denken" und das „Sprechen". Da der Mann zuerst erschaffen wurde, so hat er für sich das Beste genommen: das Denken; die Frau kam später und bekam das „Sprechen"; darum ist „der Gedanke" männlich, „die Sprache" weiblich; drum heißt's „Muttersprache", und nicht „Vatersprache". Wenn sich der Mann „Gedanke" mit der Frau „Sprache" vermählt, so steht der Gedanke gar oft unter dem Pantoffel der Sprache und hat nichts mehr zu sagen!

Der erste Mensch hatte ein sonderbares Schicksal mit der Gabe des Sprechens: als er noch allein war, hatte er Niemand, mit dem er sprechen konnte, und als die erste Frau erschaffen wurde, kam er nicht mehr zum Sprechen!

Darum sind bei jeder Vermählung drei Epochen: die Bedenkzeit, das Versprechen, die Trauung. In

der „Bedenkzeit" denkt sie: es ist doch schon Zeit; nach dem „Versprechen" verspricht er sich, er hat doch noch zu sprechen; und nach der „Trauung" traut er sich nicht mehr zu sprechen.

Wer macht den besten Gebrauch vom Denken? Der sich zur rechten Zeit dumm stellt! Und wer macht den besten Gebrauch vom Sprechen? Wer sich zur rechten Zeit stumm stellt.

Wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hier mich vielleicht fragen sollten, warum ich in diesem Augenblicke nicht den besten Gebrauch von der Sprache mache und mich stumm stelle, so ist es bei der Antwort dieser Frage gerade die rechte Zeit, daß ich mich stumm stelle.

Man muß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, eigentlich so sagen: Um die Frauen von den anderen Wesen zu unterscheiden, gab ihnen der Himmel das Denken und das Sprechen, und um die Männer von den Frauen zu unterscheiden, gab ihnen der Himmel das Denken und Schweigen!

Bei der Trauung sind beide Theile sehr einsylbig, sie sagen beide nämlich nichts, als die eine Sylbe: „Ja!" Der Mann wird zuerst gefragt; denn wenn sie einmal Ja gesagt hat, so hat er nichts mehr zu sagen. Er sagt zuerst gedehnt: „Ja!", dann sagt sie rasch: „Ja!" Also eine lange und eine kurze Sylbe. Er denkt noch lange an dies „Ja", sie hat's rasch vergessen. Die Trauung ist also ein Trauerspiel in Trochäen, in einem Aufzug, mit anderthalb Personen und zwei Sylben. Nach der Hochzeit traut

er sich gar keine Sylbe zu sagen; dafür aber spricht sie ohne Zeit- und Sylbenmaß! —

Im Theater-*Leben* und *Lieben*, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist es so: wenn sie unter die *Haube* kommt, ist es ein *Lustspiel*; wenn sie unter die *Erde* kommt, ist's ein *Trauerspiel*; im Drama der Ehe aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist es anders: wenn sie unter die Haube kommt, fängt das *Trauerspiel* an; wenn sie unter die Erde kommt, ist's ein *Lustspiel*!

Was ist die Liebe? Zwei Herzen und ein Schlag! Was ist die Ehe? Zwei Herzen und ein *fürchterlicher Schlag*!

Die Frauen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wollen jetzt dasselbe Recht haben, das die Männer haben! Dafür wollen unsere Männer dasselbe Unrecht haben, wie die Frauen! Es gibt gar keine schlimmeren Männer, als unsere Weiber, und es gibt gar keine schlimmeren Weiber, als unsere Männer!

Den egoistischen Männern aber genügt es nicht, die Frauen zu quälen; die gönnen ihnen auch den magnetischen Ableiter des Schmerzes, *das Reden*, nicht!

Es ist wahr, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, der Mensch kann mit seinem Schmerze reden, er kann sich mit seinem Schmerze *bereden*, ihn *überreden*. Wenn man ein Weh bespricht, ausspricht, durchspricht, so mildert man es; deshalb reden die Weiber so viel und so gern von ihren Männern!

Der Mann nur hat nicht mehr als fünf Sprachwerkzeuge: es sind lauter Mitlauter; aber die Frauen haben mehr als fünf Sprachwerkzeuge, sie haben auch Vocale, mit denen sie sprechen: die zwei Augen, das Lächeln, der Seufzer und die Thräne sind die fünf Selbstlauter der Frauensprache. An den Frauen spricht Alles, die Fußspitze und die Fingerspitze, ja, um die Nase eines Frauenzimmers zu verstehen, muß man bei Sanct Anna sechs Klassen mit Vorzug durchgemacht haben. Jede Frauenzimmer-Nase ist ein geborner Cicero! Was kann ein Mann mit seiner Nase machen? Nichts! Und wenn er alle Tage zehn Nasen bekommt, er benützt sie nicht! Allein die Nase eines Frauenzimmers spricht, plaudert, deklamirt! Im häuslichen Leben ist die Nase der Weiber ein ganzer Barometer, sie steigt auf den Siedpunkt, fällt auf den Gefrierpunkt, sie zeigt Regen, Wind, trübes Wetter, Sonnenschein und Sturm an. Wenn die Frau schmollt, so redet sie blos mit der Nase, und der Uebergang vom schwülen, schweigenden Schmollen zum stürmischen Reden geschieht dadurch, daß die Frau zu niesen anfängt; wenn die Frau niest, muß man zum Manne sagen: „Helf' Gott!"

Ein Mann niest aus dem Stegreife, seine Nase niest im Negligée. Bevor aber eine Frau niest, macht ihre Nase fünf Minuten lang Toilette.

Man sagt, die Frauenzimmer können kein Geheimniß verschweigen, Unsinn! Man frage Männer, die zwanzig bis dreißig Jahre verheirathet sind, ob ihnen ihre Frau je ihr Geheimniß verrathen hat?

Die Männer wollen, daß die Frauen blos schweigen, aber nichts verschweigen; daß sie nichts reden und Alles verreden sollen. Das ist wieder eines der Vorrechte der Männer!

Wenn man von der Emancipation der Frauen spricht, wenn man sagt: „Es wäre Zeit, daß unsere Frauen etwas mehr Rechte bekämen," so verstehe ich darunter: „Es wäre Zeit, daß unsere Männer etwas Rechtes lernten!

Es ist leider so weit gekommen mit unserer Männerwelt, daß man die Emancipation der Frauen nicht so deuten muß, als wäre es zu wünschen, die Männer sollten den Frauen gleiche Rechte wie allen Männern angedeihen lassen; nein, es wäre blos zu wünschen, daß die Männer jetzt ihren Frauen gleiche Rechte wie ihren Pferden einräumten!

Für wen leben jetzt die Männer? Für ihre Frauen, für ihre Kinder, für ihre Familie? Nein, für ihre Pferde, für ihre Kutscher, für ihre Bereiter!

Wem gilt der erste Morgenbesuch? Dem Boudoir der Frau? Nein, dem Boudoir seines Pferdes! Weilt er stundenlang bei der Toilette seiner Geliebten? Nein, er ergötzt sich stundenlang an der Toilette seines gesattelten Schimmels! Bekümmert er sich täglich um die Pflege und Erziehung seiner Kinder? Nein, er bekümmert sich täglich nm das Dasein und die Erziehung seiner Fohlen! Es mag ein süßes Gefühl sein, Genie zum Reitknecht zu besitzen, es mag eine erhabene Empfindung sein, ein großer Kutscher zu sein; aber der Mensch war früher Mensch und

dann erst Reitknecht, früher Weltbürger und dann erst Kutscher!

Als der Himmel sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," hat er ihm kein Pferd zum Gesellschafter gegeben; er sagte: „Du sollst über die Thiere herrschen," und nicht: „Das Thier soll Dich beherrschen!" Das Roß ist dazu da, um den Menschen zu ziehen; aber der Mensch ist nicht dazu da, um das Roß zu ziehen!

Und wenn es schon einen unwiderstehlichen Reiz hat, einen Wildfang zu zügeln, warum fangen sie nicht bei sich selbst an?

Man kann jetzt die Männer eintheilen in zweifüßige, in vierfüßige und in sechsfüßige! Es erscheinen überhaupt wieder mythologische Figuren in der Welt, zum Beispiel die Wesen, die halb Mensch und halb Fisch sind, die Hydropathen; hie und da taucht auch ein Ochs auf, der Europa auf die Schulter nehmen und verführen will; ein schönes Frauenzimmer, das Jupiter als eine Kuh herumgehen läßt, findet man auch zuweilen; Narcisse, die in sich selbst verliebt sind, giebt's auch genug, und manche Männer sind jetzt die Centauren, wie sie Pindar schildert: die struppigbärtigen, roßleibigen Wesen, einherstürmend auf sechs Füßen!

Ach, auch das Geschlecht der Riesen ist nicht ausgestorben, und auch das Geschlecht der Zwerge nicht. Es gibt noch Zwerge: die Ohnmacht, die Furcht, die Armuth, die Dienstbarkeit, und es gibt noch Riesen: die Gewalt, die Willkür, die Unduldsamkeit, der

Hochmuth, der Aberglaube, das Vorurtheil, das ist das Geschlecht der Riesen auf der Erde, welche sich Söhne der Götter dünken, und die von der Sündfluth leider nicht vertilgt wurden!

Aber die Menschheit selbst, die Menschen, die wahren Menschen sind Titanen; jeder Mensch ist ein Titan, die Erde ist nur seine Mutter, der Himmel aber ist sein Vater!

Die Mutter Erde säugt ihn, nährt ihn, zieht ihn groß, verzärtelt ihn; aber der Vater Himmel unterrichtet ihn und schickt ihn in die Schicksalsschule, und straft ihn, weil er ihn liebt!

Wenn der Vater, der Himmel, zürnt, da verbirgt der Mensch sein Angesicht an dem Busen der Mutter und schmiegt und hält sich fest an die Mutter Erde an; aber wenn der Himmel freundlich ist, da erhebt der Mensch das Haupt zum Vater empor! Wenn der Mensch stirbt, so senkt die Mutter Erde sein Erdentheil in ihre große Familiengruft, aber sein Himmelstheil nimmt der Vater hinauf zu sich, und die Thränen dieses Himmelstheils fallen allnächtlich wieder auf das blasse Antlitz der Mutter, und der Mensch nennt diese Thränen Morgenthau!

Das Herz der edlen Menschen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat alle Tugenden vom Vater Himmel und von der Mutter Erde! Es trägt wie die Erde die Blüten und Blumen der Empfindung, der Liebe, der Poesie außen zum Ergötzen der Andern, und die Wurzeln, Knollen und Fäulnisse und Unholde des Unglücks, des

Kummers verdeckt und tief vergraben, und hat wie der Himmel selbst in den Nächten des Unglücks den Mond der Hoffnung als Bürgen der wiederkehrenden, ewigen Sonne!

So ist das Herz der edlen, veredelten Menschen!

Wie sonderbar also ist es, daß selbst unsere veredelten Frauen wünschen können, gleiche Rechte mit unsern veredelten Männern zu haben!

Rechte! Gleiche Rechte! Wahnsinn! Es gibt keine gleichen Rechte, man bekommt nie gleich Recht, man bekommt blos gleich Unrecht; gleiche Rechte! Kein Recht sieht dem andern gleich; aber ein Unrecht sieht dem andern gleich; also „Emancipation der Frauen“ heißt: die Frauen wollen wie die Männer spät Recht und gleich Unrecht haben! Eine jede Frau studirt zuerst darauf, wie sie ihr Recht behaupte; dann studirt sie darauf, daß sie auch das Recht ihres Mannes für sich behaupte, und so ist jede Frau ausstudirter Doctor beider Rechte!

Die Jurisprudenz der Frauen in der Ehe ist, wie jede Jurisprudenz, rational und historisch; rational: sie wendet das Gesetz der Vernunft auf das häusliche Verhältniß an; die menschliche Vernunft hat ein Gesetz: „in einer guten Ehe muß nur ein Wille herrschen!“ Das wendet sie auf ihr häusliches Verhältniß an; sie hat einen Willen, den ersten Willen, und er hat auch einen Willen, den letzten Willen; nach dieser rationalen Basis kommt die historische Basis. Die Frau geht zurück in die Blätter der Geschichte: mein Vater war ein Simandel, dein Vater war ein Simandel, sein Vater war ein Simandel, unsere Väter

waren Simandel, eure Väter waren Simandel, ihre Väter waren Simandel, und auf diese historische Basis gründet sie ihr positives Recht.

In einer Ehe werden drei Rechte praktizirt. Von Mann und Frau zusammen das Kriegsrecht; von der Frau und dem Hausfreunde das Privatrecht, und von dem Manne mit dem ganzen weiblichen Volke das Völkerrecht.

Der Mensch im Allgemeinen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat schöne, große, erhabene Rechte, Naturrechte und sittliche Rechte, geistige Rechte und Tugendrechte, aber er ist nicht stolz auf seine Rechte, er besteht nur auf seine Anrechte und ist nur stolz auf seine Vorrechte!

Die Gerechtigkeit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat nur eine Gegnerin: die Ungerechtigkeit; das Recht aber hat zwei Gegner: das Unrecht und das Vorrecht!

Bei dem Zweikampf der Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit sind die Advokaten die Secundanten; die Ungerechtigkeit ist die Person, welche fordert, die Gerechtigkeit, als geforderte, hat die Wahl der Waffen; sie wählt zum Verdrusse der Advokaten Pistolen, denn Pistolen machen kurzen Proceß. Bevor die Beiden auf einander schießen, lassen die Secundanten, die Advokaten, die Pistolen beiderseits probiren: beide Parteien müssen ihnen vorschießen.

Bei einem gewöhnlichen Duell, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist nur ein Doctor zugegen; hier

bei diesem Duell sind zwei Doctoren da, und das ist ganz natürlich; bei einem gewöhnlichen Duell pflegt sich nur einer zu verbluten, bei einem Proceß verbluten sich zwei. Nun geht die Geschichte an, die Gerechtigkeit und die Ungerechtigkeit schießen auf einander los, und das Resultat, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist auf jeden Fall traurig; denn siegt die Ungerechtigkeit, so ist die Gerechtigkeit erschossen, und selbst beim Sieg der Gerechtigkeit bleibt die Ungerechtigkeit auf dem Platze, und die Gerechtigkeit muß sich verstecken. Das ist so die Natur der Gerechtigkeit!

Die Frauen im Allgemeinen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, machen auch weniger Gebrauch von ihren Rechten, nämlich vom Rechte der Gattin, der Mutter, der Hausfrau, als von ihrem Vorrechte: zu reden. Das Schweigen ist der Gott der Glücklichen; darum schweigen die Mädchen und fangen zu reden an, sobald sie heirathen. Warum heirathen unsere jungen Männer jetzt gar nicht? Weil sie den ewigen Frieden nicht unterbrechen wollen; denn selbst die beste Ehe ist blos ein bewaffneter Friede. Ein Ehepaar feiert jede Woche den siebentägigen Krieg, und nur Sonntag geht der Mann aus; denn es heißt: am siebenten Tag sollst du ruhen!

Es ist ein Unglück in dem Krieg der Ehe: der Mann zieht mit bewaffneten Augen gegen die kleinen Fehler der Frau ins Feld, und die Frauen betrachten ihre Männer als Kriegsgefangene und sind froh, wenn sie sie auswechseln können. Die Frauenherzen sind die Festungen; da aber

unsere Männer nicht kräftig genug sind, um die Festung zu erobern, und nicht liebenswürdig genug, um die Festung einzunehmen, so geben unsere Männer den Frauen weder Nahrung für den Geist, noch Nahrung für das Herz, um so die Festung auszuhungern!

Was ist der Unterschied zwischen ledigen Männern und verheiratheten Männern? Die ledigen sind auf ihrer Festung in Garnison, die verheiratheten sind auf ihrer Festung — verurtheilt!

Die Frauen sind die Phantasieblumen der Schöpfung, aber die Männer sind keine Phantasie-Schmetterlinge der Schöpfung. Es gehört viel Phantasie dazu, sie für Schmetterlinge zu halten; sie flattern nicht mehr, sie gaukeln nicht mehr, und sie kreisen überhaupt um keine Rose mehr, da man nicht gut um die Rose zu Pferde herumreiten kann, und flattern und gaukeln muß man zu Fuß!

Wenn die Frauen jetzt ganz so wie die Männer sein wollen, so müssen sie in Gesellschaften sich um keine andere Dame bekümmern, als um coeur-dame, für Niemand einiges Feuer entwickeln, als für ihre Cigarren, keinen Kopf so schön finden, als ihren Pfeifenkopf und ihren eigenen, jenen stets voll und diesen hübsch leer erhalten, und mit Niemandem reden, als mit sich selber, weil unsere Männer, wenn sie mit sich selbst reden, keine pikante Antwort zu befürchten haben!

Unsere jungen Männer sind sehr schweigsam, und sie lassen sich deshalb solche große Bärte wachsen, damit man wenigstens glaube, sie sprechen etwas in den Bart hinein!

Reden, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, so sagen die neueren Aerzte, reden säuert das Blut, man athmet beim Reden Lebensluft ein und athmet Stickstoff aus. Ja wohl, reden säuert das Blut; wenn das Weib spricht, wird dem Manne das Leben blutsauer! Beim Reden athmen die Frauen Lebensluft ein und Stickstoff aus; drum reden sie so viel in freier Luft, da gibt's saures Blut bei saurer Milch, und da athmen sie den Stoff aus, an dem sie sonst erstickten!

Noch eine Sprache haben die Frauenzimmer: Thränen; wenn die Frauen blos weinen und nicht reden, dann sind die Thränen Selbstlauter, sie quellen aus dem Herzen; wenn sie aber weinen und dabei reden, so sind die Thränen Mitlauter, sie bedeuten an und für sich nichts; denn Thränen mit langen Reden und Köllnerwasser mit langer Empfehlung sind niemals echt; wenn die Frauen beim Weinen reden, so sind sie Wolken, die zugleich regnen und donnern, die schaden nicht.

Allein was haben die armen Frauen für andere Ableiter gegen so viele Gewitter und Ungewitter im Leben in der Ehe, als das Bischen Reden, als das Wort, dieses Ventil für die Ueberfüllung des weiblichen Herzens an Kummer, an Kränkung, an heimlichem Weh!

Das Sprechen ist das Fontanell in dem krankhaften Zustande der heimlichen Leiden des Weibes!

Es gibt Wunden, die man stets offen halten muß, wenn sie nicht tödtlich werden sollen, und die verwundete Seele so manchen gekränkten Weibes wird nur dadurch nicht

getödtet, daß sie durch Reden offen gehalten wird! Der wehmüthigste, der zerreißendste Anblick im Leben ist ein schweigender Mund unter einem weinenden Auge! Und wer mehr, als die Frauen, trägt den stummen Schmerz dem schreiendsten Unrecht entgegen! Das Trauersiegel des stummen Schmerzes vor der Lippe spricht lauter, als der aufgebrochene Brief des lautklagenden Herzens, und das verhehlende Taschentuch vor dem Auge ist rührender, als die offene Thräne in dem Auge! Es ist leider nur zu oft der Fall im Leben, daß die unglückliche Frau keinen anderen Ort hat, um sich frei durch das fromme Wort zu erleichtern, als die Kirche, und keinen andern Ort, um frei zu weinen, als das Theater! Das edle Frauenherz ist wie die edle Muschel: es verschließt die Wunde, die ihm gebohrt wird, mit einer Perle, mit einer Thräne!

Der Mensch sieht nur die Rose, die der Mann offen an die Brust der Frauen steckt, und ahnt nicht, daß eben diese Rose auf ihrer Brust zum Dolche in ihrer Brust wird! Nicht die großen Leiden sind's, welche das Unglück der Frauen ausmachen, nein, das unermeßliche Heer der kleinen Leiden, der sich wiederholenden, winzigen Kränkungen, der stets wiederkehrende Tropfenfall von prickelnden Anlässen, die feinen Nadelstichelchen und die aufeinanderfolgenden, herzlosen Vernachlässigungen und Neckereien sind es, die nach und nach das geduldigste, sanfteste und edelste Herz auswaschen, untergraben, miniren und durchbohren! Die größten Märtyrerinnen sind die, welche mit den kleinsten Folterwerkzeugen gequält werden!

Und das ist wieder nicht das Recht, sondern das Vorrecht und Unrecht der Männer, und von einer Emancipation in diesem Sinne könnte das gefühlvolle, weibliche Herz nicht einmal Gebrauch machen!

Jeder Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sei zufrieden mit seinen Rechten und Vorrechten. nicht nur der Mensch, sondern auch der Geist soll zufrieden sein mit seinen Vorrechten! Alles hat sein Vorrecht: der Ernst und der Scherz, der Witz, das Genie und die Dummheit! Der Ernst hat das Vorrecht, mitten in den Scherz hineinzugreifen und mitten in den Becher des Lachens eine helle Thräne zu werfen; der Scherz hat das Recht, wie die italienischen Masken, gerade die er liebt, mit seinen Kügelchen zu treffen; der Scherz ist der äußere Ueberzug der Sache, er muß rein sein und immer fein und glänzend, denn er will gefallen; aber der Ernst ist das Unterfutter der Sache, das muß solid sein, dichter Stoff, denn es muß warm machen und halten; und dieser Ueberzug und dieses Unterfutter zusammen macht das beliebte Kleidungsstück: Humor!

Wir haben jetzt viele solche Kleidungsstücke ohne Ueberzug, zu dem das Unterfutter fehlt; man nennt sie „humoristische Vorlesungen". Es gibt jetzt viele Menschen, die humoristisch sein müssen, ohne je einen guten Einfall zu haben. Daß sich solche Menschen noch nicht eine Kugel durch den Kopf geschossen haben, kommt eben daher, weil sie keinen guten Einfall haben! Das Genie hat auch sein Vorrecht, zum Beispiel, ein Genie darf häßlich sein, das

Genie muß nur von diesem Vorrechte keinen Mißbrauch machen! Die Schönheit hat auch ihr Vorrecht, sie darf dumm sein, und die schönen Frauenzimmer können in dem Spiegel sehen, wie dumm sie sein dürfen! Die sehr schönen Mädchen warten den ganzen Tag auf einen Mann, der eben so schön und so dumm ist, sie warten tagtäglich darauf, wie die Juden auf den Messias und auf die Post!

Die Dummheit hat auch ihre Vorrechte; wenn ein dummer Kerl schweigt, so ist er so gescheidt, wie der klügste Mann! Die schönen Frauen lieben einen geistreichen Mann, verlieben sich in einen schönen Mann und heirathen einen dummen Mann!

Das thun sie blos aus Wirthschaftlichkeit; der Geist eines Mannes nützt sich ab, schießt ab, das ist keine Wirthschaft; die Dummheit eines Mannes ist ein Zeug, das sich ewig hält.

Wenn man von den Talenten eines Mannes spricht, so sagt man: „Und was hat er für eine schöne Frau!" Und wenn man von den Schönheiten einer Frau spricht, so sagt man: „Und was hat sie für einen dummen Mann!"

Ein gescheidter Mann schämt sich, wenn er eine dumme Frau hat; die gescheidtesten Frauen prunken mit ihren dummen Männern, sie nehmen ihn überall mit, als wollten sie sagen: „Seht Ihr, wie gescheidt ich bin, ich hab' den Dümmsten erwischt!"

Ein anderes Vorrecht der Dummheit ist, je unwissender ein dummer Mensch ist, desto besser für ihn; denn wenn ein Dummer keine fremde Sprache spricht, so wissen

nur seine Landsleute, daß er dumm ist; wenn er französisch und englisch spricht, so erfahren es auch die Franzosen und Engländer! Wenn ein Dummer in Wien nicht schreiben kann, so weiß man es nur in Wien; wenn er schreiben kann, so schreibt er Briefe, und man weiß es auch in Paris u. s. w., daß er ein dummer Kerl ist!

Der Witz, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat auch sein Vorrecht: er darf Hazard-Spiele spielen; er spielt nämlich mit dem Verstande, und das ist ein gewagtes Spiel!

Der Witz kann nicht studirt werden; das ist ein Glück, sonst würden wir sechs Jahre in den Schulen Vorlesungen über den Witz hören, die Einen mit Witz umbringen!

Warum lieben die Frauen den Witz? Weil der Witz sich aus Hunderten seinen Mann heraussucht und ihn mitnimmt!

Hier aber muß ich schließen, sonst könnten Sie den Entschluß fassen, keine Vorlesung mehr anzuhören. Daß man in den Vorlesungen gewitzigt wird, versteht sich jetzt am Ende!

Frauenschönheit.

Unser Leben zu beschwingen,
Daß es hier im Erdensaal
Sich die Wonnen kann erringen
Aus dem hellen Himmelssaal,
Unser Dasein zu vergolden,
Haben uns die hohen, holden,
Unsichtbaren, guten Götter
Aufgeschlossen Herz und Augen,
Daß wir leicht, wie leichte Bienen,
Süße Kost und Labe saugen
Aus dem Schmelz der Rosenblätter,
Daß die Schöpfung uns kann dienen
Mit den tausend Freudenquellen,
Die in ihren Pulsen springen;
Daß wir mit den Schmetterlingen
Durch die Blumenfelder gaukeln,
Wo die vollen Knospen schwellen,
Daß wir uns erquicklich schaukeln
Auf dem Meer der süßen Düfte,
Daß wir an dem Kuß des Maien
Das gekühlte Haupt erfreuen,
Daß der sanfte Klang der Saiten,
Und des Tanzes munt're Welle,
Und der Sterne gold'ne Helle,
Und des Sanges Wechselstreiten
Und das volle Herz erweiten,
Und was mehr, als Zaubertöne,

Mehr, als alle Rosendüfte,
Mehr, als laue Lenzeslüfte,
Mehr, als Schmeichelwort und Scherz,
Süß erheitert Geist und Herz,
Daß das Dasein uns bekröne
Stiller Reiz der Frauenschöne!

Wunderbar ist Schönheitswirken!
Wunderhold ist Schönheitswalten!
Mag in tausend Lustgestalten
In den ewigen Bezirken
Sie dem Auge sich entfalten;
Mag sie in dem Netz der Moose
Als Geflechte sich verschlingen,
Oder aus dem Schaft der Rose
Als ein Kelch sich schlank entringen;
Mag von des Colibri Schwingen
In's geblendet' Aug' sie dringen,
Oder aus den Edelsteinen
Wie ein Strahl in's Leben springen,
Mag sie in Millionen kleinen
Meeresmuscheln uns erscheinen,
Oder in dem Bau der Säule
Stolz in hohe Luft sich schwingen,
Wo sie immer magisch weile
In dem Reich der Luft und Wellen,
In besonnten Künstlersälen,
Oder in den finstern Höhlen,
Wo sie unser Aug' ereile,
Kann das kurze, dunkle Leben
Zauberstrahlend sie erhellen!
Doch zur Wonne uns erheben

Und den Gram vom Herzen lösen,
Daß wir liebend hier genesen,
Das vermag der Schönheit Licht
Nur im Frauen-Angesicht!

Leben heißt nur: holden Frauen
In das klare Antlitz schauen,
An den süßen, heitern Zügen
Tiefverloren sich vergnügen,
Für den Tanz der leichten Horen,
Für das Aeuß're ganz verloren,
Nur vom Schönheitsstrahl befangen,
An dem holden Antlitz hangen.

Frisch wird man und leicht beweglich,
Das beengte Herz wird weit,
Und das Schwerste wird erträglich,
Wo die Grazie uns erfreut.
Wie nach Krankheit neu geboren,
Wie im leichten Schwimmerkleid,
Durch der Fluthen milde Wogen,
Herzerfrischend hingezogen,
Leicht und freudenvoll und eben
Macht die Schönheit unser Leben.

Ewig klar sie anzublicken,
Mit der Charis sich beglücken,
Wer erfaßt dies Hochentzücken?
Regellos ist das Begehren,
Sprachlos zeigen stille Zähren
Von des Herzens Wonnefülle,
Alle Sinne schweigen stille,

Nur die durst'gen Blicke hangen
An den mondenhellen Wangen,
Schauen ohne Unterlassen
In den Ring der klaren Augen,
Die den tiefen Himmel fassen,
Wollen dort Erquickung saugen
Für das namenlose Sehnen
Halbverstand'ner Wonnethränen.
Und ein seliges Vergessen,
Das sie glücklich uns erpressen,
Führt uns fort vom Erdenthal,
Führt uns in den Göttersaal,
Wo die Schönheit unermessen
Uns umkränzt die gold'ne Schale.
Schenket uns die leichten Schwingen,
Die uns sanft zum Himmel bringen!

Die wahrhaften und lügenhaften Erscheinungen unserer Gegenwart und Zukunft, als: Industrie. Rebus, Tantième, Rinderpest, Akademien, Illustrationen, Roßfleischesser, politische Lieder und die nächste Erscheinung der deutschen Flotte auf dem Alserbache.

Humoristische Vorlesung.

Zwei Ochsen und neun Ochsen sind eilf Ochsen; eilf Ochsen und siebzehn Ochsen sind achtundzwanzig Ochsen; achtundzwanzig Ochsen und sechsunddreißig Ochsen sind vierundsechzig Ochsen; vierundsechzig Ochsen und sechsunddreißig Ochsen machen hundert Ochsen!! Das, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war die erste Kopfrechnung, die mir mein Lehrer aufgegeben hatte; dann fragte er weiter: „Wenn ich von hundert Ochsen neunundneunzig Ochsen wegnehme, wie viel bleiben? — „Bleibt ein Ochs, Herr Lehrer!" — „Richtig, ein Ochs; Du hast einen guten Kopf, Junge!"

So hat sich mein Scharfsinn in der frühesten Jugend an Ochsen geübt! Seit jener Zeit, wenn ich etwas rechnen soll, ist mir gerade, als ob ich hundert Ochsen im Kopf hätte! Hundert Ochsen! Ein Ehrfurcht gebietender Verein! Hundert Ochsen hat Pythagoras geopfert, als er seinen

großen, wahren Lehrsatz erfunden! Seit dieser Zeit sind die Ochsen gegen die Wahrheit eingenommen! Wenn man jetzt bei jeder Empfindung hundert Ochsen opfern wollte, es würde bald keiner mehr da sein zu einer neuen Empfindung! Pythagoras hatte der Wahrheit hundert Ochsen geopfert, jetzt werden oft hundert Wahrheiten einem Ochsen geopfert! Pythagoras hatte Recht, die Ochsen zu opfern, er und seine Schule haben kein Fleisch gegessen!

Wir aber leben in einer fleischfressenden Zeit, wo die Preise des Schlachtviehes immer steigen, und die Theuerung des Fleisches hat ihren Grund blos in der Hochschätzung der Ochsen!

Pythagoras aß kein Thierfleisch, weil er an die Seelenwanderung glaubte und meinte, in jedem Thiere könnte eine menschliche Seele stecken; ich glaube, wenn die Thiere einen Pythagoras hätten, sie würden auch kein Menschenfleisch essen, weil in jedem Menschen ein Thier stecken könnte!

Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, in jeder menschlichen Seele steckt irgend ein Thier. Eine jede Leidenschaft im Menschen ist ein Thier; denn die Leidenschaften sind nur auf dem Theater höflich, nur unsere Bühnendichter richten die wildesten Leidenschaften wie die zahmen Gimpel ab, und die Raserei der Liebe ersticht sich vor dem Souffleur mit aller Grazie eines Gorsky'schen Tänzers — im Leben aber, im wirklichen Leben sind die Leidenschaften im Menschen bedeutend grob, so grob, daß sie alle Augenblick Recensenten werden könnten!

In jedem Menschen steckt eine ganze Menagerie: in dem Magen der Wolf, im Herzen der Tiger, im Auge der Nimmersatt, in den Gedanken das Chamäleon, in den Sinnen das Stachelthier, in der Zunge die Klapperschlange, in den Nerven der Zitteraal, in den Händen der Vogel Greif, im Gewissen das Nagethier und in den Beinen die Tarantel!

In der wirklichen Menagerie ist nur einmal im Tag Fütterungszeit, in der Menagerie im Menschen aber ist jeden Augenblick Fütterungsstunde: die Augen, die Ohren, die Sinne, das Herz, Alles will den ganzen Tag gefüttert werden, und alle diese Thiere in uns sind gefährlicher zu füttern als die wirklichen, denn sie essen blos — Menschenfleisch! Alle Leidenschaften sind Menschenfresser! Das ist die pythagoräische Seelenwanderung!

Pythagoras sagt: „Die Seele der Welt besteht in Zahlen"; jetzt aber besteht die Seele der Welt in Nicht-Zahlen! Pythagoras hat Alles in Zahlen eingetheilt: „Die Gerechtigkeit," sagt er, „besteht in Vervielfältigung der Zahlen." Dieser dunkle Satz wird uns bei unsern Advokaten klar; denn so oft man von ihnen Gerechtigkeit will, muß man immer die Zahlen vervielfältigen!

Pythagoras, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war der Erste, der eine „Akademie" veranstaltet hat; diese Akademie zeichnete sich von den jetzt veranstalteten Akademien besonders dadurch vortheilhaft aus, daß die Besucher, wenn sie in derselben nichts Neues gehört hatten, ihr Geld an der Kasse zurück bekommen haben.

Ich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kann mich darauf nicht einlassen; denn wenn ich Ihnen das Geld zurückgeben wollte, so hätten Sie gewiß was Neues gelernt, und ich brauchte Ihnen das Geld nicht zurück zu geben!

Pythagoras hatte auch „Musikpiècen“ in seinen Akademien; aber da Alle, die zu dieser Akademie Zutritt hatten, wenigstens achtzehn Jahre alt sein mußten, so hat kein kleines Kind Clavier gespielt. Pythagoras setzte die Musik mit der Mathematik in Einklang, er bezog die Musik auf rechte, stumpfe und spitze Winkel, wahrscheinlich hatte er schon von unserer jetzigen Zeit eine Idee; denn jetzt kann man mathematisch ausrechnen, wo jetzt keine Musik gemacht wird, das ist schon ein — rechter Winkel!

Pythagoras hatte gut Akademien geben, damals war Alles neu! Was müßte jetzt geboten werden, das neu ist! Was seit der Erfindung der Windmühlen bis zur Erfindung der Tantièmen Neues erfunden, gedacht und gesagt worden ist, das haben wir Schriftsteller dem Publicum schon Alles als neu wieder erzählt! Nach der Erfindung der Tantièmen ist der menschliche Geist erschöpft, er ist rein kaput, todt! Er ist aber in großer Armuth gestorben, er hat gar nichts hinterlassen, als Rebus, die er nach seinem letzten Willen den Mäßigkeits-Vereinen vermachte, welche sich alles Geistigen enthalten, worauf die Rebus denn auch richtig unter uns Journalisten ausgetheilt wurden!

Zwei Liebende, wenn sie beisammen sind, werden gewiß die Zeit nicht damit zubringen, Rebus aufzulösen; Rebus sind eine Unterhaltung für Eheleute, die geben einander

Rebus auflösen, und jeder Mann muß sich den Kopf zerbrechen über das, was sein Weib für „Manderln macht!“ Ein Rebus ist ein ehrlicher Mensch, ein Mensch, der so dumm ist, wie er ausschaut!

Ich hoffe, man wird auch für die Rebus eine Tantième aussetzen: wer den Rebus löst, erhält zehn Procent von dem Geiste desjenigen, der den Rebus gemacht hat!

Es ist interessant, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, man hat lange geglaubt, die Tantième würde Bühnendichter hervorbringen, allein die Bühne hat blos Tantièmen-Dichter hervorgebracht! So lange keine Tantième war, haben die Theaterdichter das Interesse ihrer Stücke im Auge gehabt, jetzt sehen sie blos auf die Procenten des Stückes und nicht auf seine Interessen! Es ist mit dem geistigen Baum der Erkenntniß wie mit jedem Baum; der Baum im Ganzen ist frisch und stark und steht gerade, aber alle Späne, die wir von ihm herunter hauen, werden krumm! Alle die einzelnen Späne, die wir von unserem Zeiterkenntnißbaume abhauen: Vereine, politische Lieder, Tantième, Sprachenkampf, deutsche Flotte, alle diese abgehauenen Stücke werfen sich gleich krumm und sind nicht zu gebrauchen, eben weil sie zu scharf und zu rasch vom Zaun gebrochen und vom Baum gehauen sind!

Unser Zeitgeist ist derjenige Gaul, den der Jude nicht kaufen wollte, weil der Gaul zehn Meilen weit läuft, er aber nur zwei Meilen weit wohnt!

Schon mit dem Baume der Erkenntniß im Paradiese war dies derselbe Fall; hätte die erste Frau den Apfel nur

nicht zu früh und halbreif gepflückt! Von daher schreiben sich die Eva's und die Aepfel im Schlafrocke! Gleich nach dem Apfelgriff fing der Hader an, und Eva begann zu zanken; was Wunder? war sie doch das erste Aepfelweib!

Sie, die erste Frau, sie verschlang ihren halben Apfel ganz geschwind, aber der Mann hatte dran zu würgen, daß er ihm noch heutiges Tags im Halse steckt!

Adam war im Paradiese! Seine Frau hat keinen Schneider und keinen Schuster gebraucht, und wenn die Frauen keine Schneider und Schuster brauchten, so glaubten alle Männer noch, sie wären im Paradiese. Die Schlange hat sich an Eva gewendet und nicht an Adam, sie hat Adam die Hälfte gegeben; wenn Adam den Apfel bekommen hätte, er hätte ihr keinen Bissen davon gegeben; denn die Männer genießen die verbotenen Früchte gerne ganz allein!

Das erste Menschenpaar, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hatte eine große Aufgabe, tugendhaft zu sein, weil es gleich mit allen Zähnen auf die Welt gekommen ist! Die Zähne und die Tugend sind persönliche Feinde; darum ist der Mensch nur tugendhaft als Kind, wenn er noch keine Zähne hat, und im Alter, wenn er schon keine mehr hat! Die Zahnärzte sind die Tugendverbreiter der Welt, mit jedem Zahne reißen sie ein Laster aus; es ist nur schade, daß sie wieder so viele falsche Laster einsetzen!

Ein jeder hohle Zahn ist ein Meilenzeiger in die Tugend! Darum werden die hohlen Zähne mit Gold plombirt, weil Gold ein bewährtes Mittel gegen die Tugend ist!

Bei dieser Gelegenheit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, will ich die Frage erörtern: Warum läßt sich Niemand so oft in die Zeitung setzen, als die Zahnärzte?

Weil sie so denken: Wenn wir uns so oft in die Journale setzen, daß das Publikum glaubt, wir sind Mitarbeiter, so wird es gleich wissen, daß wir gut reißen können!

Die Frauenzimmer haben ganz extra Zahnärzte, die Schneider nämlich: wenn einem Frauenzimmer der „Zahn der Zeit“ wehe thut, schickt es um den Schneider! Wenn so ein Frauenschneider den Zahn der Zeit bei der Frau putzt, bekommt der Mann Zähnklappern!

Es ist eine praktische Bemerkung, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, je schlechter ein Arzt ist, desto größer ist er als Zahnarzt; denn wenn ein ganz schlechter Arzt Jemand behandelt, so thut diesem bald kein Zahn mehr weh!

Die vielen Aerzte, die man jetzt alle Augenblicke sieht, sind auch blos der Tugend wegen auf der Welt; denn die erste Tugend ist: „Du sollst den Tod stets vor Augen haben!“

Wissen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, warum unsere jetzigen jungen Männer, die viel Haar auf den Zähnen, aber wenig auf dem Kopfe haben, schon in der Jugend den Tod so fürchten? — Weil die Haare auf ihrem Haupte gezählt sind!!

Die vielen und neuen Heilarten, die wir vom Baume der Erkenntniß hauen, werfen sich auch alle krumm; alle

diese neuen Systeme sind blos Mittel gegen die Uebervölkerung der Erde! —

Man sagt, Europa ist mit Menschen überfüllt, darum müssen sie auswandern. Wahnsinn! Wenn Europa mit Menschen überfüllt ist, warum sind unsere Concerte leer, unsere Theater leer? Geht man an einem Schneider vorbei, so fehlen noch alle Menschen, die in die Kleider hineingehen sollen; gehen wir an einer Marchande de modes vorbei, so fehlen noch alle Köpfchen und Schädel, welche die Hüte und Hauben aufsetzen sollen; gehen wir an einer Uhrenhandlung vorüber, so fehlen die Menschen, die sie brauchen; fragt man die Aerzte, fehlen ihnen die Kranken; fragt man die Gasthäuser, fehlen ihnen die Gesunden; fragt man die Sargtischler, so fehlen ihnen die Todten. Geht man an unsern Journalen vorbei, so fehlen ihnen die Pränumeranten; geht man an unseren Mädchen vorüber, fehlen ihnen die Freier; fragt man die Ehefrauen, so fehlen ihnen oft die eigenen Männer! Wie kann bei diesen Umständen Europa mit Menschen überfüllt sein?

Ach, wir wollen nicht klagen über zu viel Menschen; denn der Mensch kann Alles entbehren, nur den Menschen nicht.

Was heißt geboren werden? — Den Platz zu seinem Grabe belegen!

Der Mensch ist nichts, als ein Gränzjäger auf der Gränze von Diesseits und Jenseits; der Tod ist nichts, als ein Retourbillet aus dem Leben in den Himmel, und nur der Selbstmörder geht ohne Retourbillet aus dem Leben!

Es ist eine traurige Beobachtung um die Existenz des Menschen: er kommt aus Staub, kämpft siebzig Jahre gegen Staub und macht sich endlich aus dem Staube, um sich selbst zu Staub zu machen!

Der Mensch fürchtet den Tod nicht so sehr, als das Sterben, und auch das würde man viel weniger fürchten, wenn man bedächte, daß das Sterben nicht nur ein Todeskampf ist, sondern ein Gottesgericht!

Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, es gibt noch Gottesgerichte, Ordalien im Leben; man gehe nur in die Theestunden unserer Frauen, da müssen alle Abwesenden stundenlang in diesem Theewasser aushalten, mit allen glühenden Kohlen, die ihnen aufs Haupt gesammelt werden; das sind wahre Wasser- und Feuerproben!

In den Gesellschaften unserer Frauen werden auch die Zeitaufgaben abgehandelt: Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, und vor Allem der Sprachenkampf; jede will allein sprechen.

Worin, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, unterscheidet sich unsere Zeit von der einstigen patriarchalischen?

Dazumal ist Babel und sein Thurm nicht fertig geworden wegen des Sprachenkampfes, jetzt wurde gerade durch den Sprachenkampf der Thurm von Babel fertig!

Wenn Zwei streiten, wer ist am erbittertsten? Der gar keine Worte hat und findet; so ist es in unserem Sprachenkampfe; am erbittertsten ist die Sprache, die keine Worte hat!

So ist unsere Zeit! Wir haben Sänger ohne Stimme, Lieder ohne Worte, Worte ohne Sinn, Sinn ohne Zweck, Tantièmen ohne Dichter, deutsche Flotten ohne Wasser und Humoristen ohne Humor!

Andere Schranken, andere Gedanken! Darum ist die deutsche Nation so gedankenreich, weil sie so viel Schranken hat! Ich habe im vorigen Jahre von Frankfurt am Main bis Homburg an der Höhe — eine Stunde Weges — fünf oder sechs verschiedene Gedanken haben müssen!

Gedanken, Pflanzen und Menschen haben dreierlei Bestimmungen: sättigende Menschen, Pflanzen und Gedanken für die Lebensküche, heilsame und erquickende Gedanken für die Lebensapotheke, verschönernde, duftende, blühende Menschen, Pflanzen und Gedanken für den Lebens-Zier- und Blumengarten!

Wie erheiternd und erfrischend sind blühende Blumen und Gedanken in den engen Zimmern unseres Daseins! Ach, der Mensch gönnt leider dem Menschen die Blumen nicht, so lange sie frisch sind und ihren Blütenduft ausathmen, er gönnt dem Menschen nur die getrockneten Blumen als Thee und rectificirt in Apothekengeist!

Die Frauenzimmer sind für den Blumengarten des Lebens, und auch ihre Gedanken sind Blüten, Blumen, fliegende Sommerfäden, flatternde Blumenseelen; jedes Frauenzimmer ist eine inwendige dramatische Dichterin, ihre Phantasie erfindet Personen, ihr Gefühl Situationen, ihr Herz soufflirt, ihre Empfindungen spielen die Hauptrollen, und die Eitelkeit ruft Bravo!

Die Frauen haben gezeigt, daß sie zu Allem Talent und Geist haben, und doch haben die Frauen noch nie etwas erfunden! — nur daß sie das „schwache Geschlecht" sind, haben sie rein erfunden!

Die deutschen Frauen und die deutschen Philosophen sind nicht durch Denken so grundgescheidt worden, sondern durch Sitzen!

Wenn man sitzt, wächst Einem der Verstand über den Kopf! Die ganze deutsche Philosophie beruht auf Sitzen. Hegel sagt, das Ich setzt sich, und Schelling sagt, das Nichtich setzt sich. Gesetzt aber, das Ich setzt sich, und das Nichtich setzt sich nicht, so sitzt der Mensch zwischen zwei Gedankenstühlen auf dem Boden! Man sagt, die Gedanken kommen aus dem Kopfe; nicht wahr, die Gedanken kommen aus dem Magen! Wer pastetenfähig ist, hat noblere Gedanken, als wer blos erdäpfelfähig ist! Einem jeden Buche kann man abmerken, ob der Verfasser eben so viel Champagner getrunken, als seine Helden!

Unseren jetzigen Volksstücken riecht man das Märzenbier auf jeder Zeile heraus!

Zu allen Zeiten bringt die Zeit ihr Bedürfniß hervor an großen Männern, an großen Thaten; nur die Zeit der Volksbühne ist ganz vorüber. Unsere Volksdichter sind in einem großen Irrthume befangen; sie glauben im Bierhause das Volk kennen zu lernen, allein sie lernen blos das Bier kennen; dafür aber lernt das Volk sie kennen, daher kennt das Volk die Dichter viel besser, als die Dichter das Volk.

Viele von diesen Volksdichtern schildern nicht das Volk, sondern einzelne Persönlichkeiten, und nur auf dem Volks-Theaterzettel ganz allein ist die Bezeichnung „Personen“ richtig!

Ich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kann hier nicht umhin, eine harte Anklage zu erheben, aber eine wahre. Ein großer Theil des Publikums ist Mitursache an diesem Unfuge! Das Publikum applaudirt, wenn eine Privatperson aus seiner Mitte herausgerissen und der Lachlust vorgeworfen wird; das Publikum vergißt, daß jeder Einzelne denken sollte: heute dir, morgen mir!

Keine menschliche Ueberwachung, so sagte ich schon einmal, kann die persönlichen und unziemlichen Beziehungen eines böswilligen Autors überwachen: das Publikum ist die letzte Instanz über Tod und Leben alles dessen, was öffentliche Sittlichkeit und Sicherheit betrifft, das Publikum ist der Cassationshof alles Unwürdigen. Das bessere und gebildetere Publikum muß sich selbst gegen die strotzende, umsichfressende Trivialität und gegen die persönlichen Angriffe schützen, es muß das Gemeine entschieden zurückweisen; das ist es seiner eigenen Würde, der Achtung für das gesellige Leben, der Achtung seiner eigenen Bildung schuldig.

Bei solchen Fällen wäre ein Schutzverein nöthig, um sich in seinem Nächsten, und seinen Nächsten in sich vor solchen Unbilden zu schützen und zu sichern! Allein auf dem großen Speisezettel der Liebe steht die „Nächstenliebe“ unter den kalten Speisen; die Nächstenliebe ist die

Homöopathie unter den Leidenschaften, sie behandelt die Leute mit Decilliontheilchen. Es sind schon viel Menschen aus Liebe närrisch geworden, aber noch Niemand aus Nächstenliebe! Die Nächstenliebe dehnt sich auch über's Meer aus; Frankreich dringt Algier den Schutz auf, den Algier nicht braucht, und nimmt Marokko dafür den Schirm, den Marokko braucht!

Die Nächstenliebe dehnt sich auch auf die Rinderpest aus; man sagt, die Rinderpest ist ein Typhus, warum sagt der Mensch nicht: „der Typhus ist eine Rinderpest!"?

Die Nächstenliebe fängt bei sich selbst an; haben Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, schon schriftlich mit sich selbst gesprochen? Belauschen Sie sich einmal, wenn Sie mit sich selber sprechen, so werden Sie hören, daß Sie das Du und Ich mit großen Anfangsbuchstaben reden! Eine winzige Regel der Bescheidenheit ist daran Schuld, daß die Menschen so viel Böses von dem Nächsten reden! „Man soll sich nicht selbst loben!" Dieser Satz ist an allen bösen Nachreden Schuld; da der Mensch sich nicht selbst loben kann, so kann er sich nicht anders hervorthun, als wenn er die Andern herabsetzt!

Wenn jeder Mensch sich so recht nach Lust loben könnte, Jeder würde blos sich loben, und gar keine Zeit finden, von Andern Böses zu reden. Daß sich die Schriftsteller gegenseitig so heruntermachen, kommt auch daher, daß sie sich nicht selbst loben dürfen! Wenn wir Schriftsteller uns so recht nach Herzenslust selbst loben könnten, wir würden unsere Journale nur mit unserm Lobe anfüllen

und Niemand herunterreißen, und das Gute dabei wäre, daß wir aus innerer Ueberzeugung schreiben würden, und Wahrheit zu sagen glaubten!

Die Liebe des Nächsten fängt beim Tode des Nächsten an; gar oft ist die letzte Ehre auch die erste Ehre, die man ihm erweist! Man soll von den Todten nichts als Gutes sagen, aber man muß sehr vorsichtig sein und nicht gleich nach seinem Tode Gutes von ihm reden, man kann nicht wissen, ob er nicht blos scheintodt ist.

Der Tod wird sehr passend mit einer Sense abgebildet, weil alles Fleisch Heu ist, und in dieser Beziehung wird man auch in unsern Gasthäusern daran erinnert: „Alles Fleisch ist Heu!" —

Die Frauen sollten die Liebe ihrer Männer nicht eher beurtheilen, bis sie gelesen haben, was ihnen der Mann für eine Grabschrift gesetzt hat! Ich habe in M. das Vertrauen einer Frau besessen, die ihren Hausgebrauch bei mir nahm, das heißt, sie ließ sich die Grabschriften für drei Männer bei mir machen. Auf jeden Grabstein setzte sie: „Ich folge Dir bald nach!"

Als sie die Grabschrift für den dritten Mann bestellte, mit dem Anhange: „Ich folge Dir bald nach!" fragte ich sie: „Spielen Sie, gnädige Frau, Whist?" — „Warum?" fragte sie. „Nun," erwiederte ich, „ich glaube, Sie suchen den vierten Mann!"

Charon, der die Todten über den Acheron setzt, ist gerade, wie alle unsere Uebersetzer: was er bringt, ist begraben, und beide liefern von ihren Stücken nur den Schatten!

Unsere Uebersetzer gehen an dem Sprachenkampf zu Grunde. Ein Originaldichter hat nur mit einer Sprache zu kämpfen, die Uebersetzer mit zwei Sprachen, und da erliegen sie der Uebermacht! Charon übersetzt in einem Kahn; wenn alle unsere Uebersetzer auch einen Kahn haben müßten, so hätten wir bald eine große Flotte beisammen!

Ich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, denke mir die deutsche Flotte, vermittelst welcher wir Deutschland in Amerika entdecken wollen, folgendermaßen: Ein Schiff ist an und für sich ein Sinnbild unserer europäischen Zustände, ein Ding, das nicht Hand noch Fuß hat und dennoch geht, und das über'n Bauch im Wasser steckt! Die europäischen Freiheitsredner bilden den Schnabel, die Schriftsteller den Kiel, und die politischen Zeitungen machen den Wind!

Die Natur selbst hat Deutschland auf eine große Handels- und Kriegsflotte angewiesen; dazu hat die Natur die Donau sich in Sümpfen und den Rhein in Sand verlieren lassen, dazu hat sie die Lüneburger Haide bereits regulirt, den Schiffbauerdamm an der Berliner Spree und das Wiener Schanzel zu Häfen eigens angewiesen, den Alserbach zum Canal grande bestimmt. Daß wir zu einer Seemacht geboren und bestimmt sind und schon einmal große Schifffahrt hatten, ist bekannt, da die Arche Noa schon einst aus Deutschland auslief; denn daß die Arche eine deutsche Unternehmung war, geht daraus hervor, daß schon vom lieben Himmel bestimmt war, sie soll inwendig und auswendig Pech haben!

In der Arche war auch die erste Naturforscher-Gesellschaft, von allen Gattungen ein Paar, und deshalb wurde ihr auch gesagt: „Ihr sollt allerlei Speisen mitnehmen, was man nur essen kann."

Unsere Naturforscher untersuchen nicht sowohl, wie die Sache ist, als wie man die Sache ißt! Essen und Trinken sind deutsche Tugenden, und da ich nicht gerne Jemanden von einer Tugend lange zurückhalte, so schließe ich diese Vorlesung, damit Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gleich recht tugendhaft sein können!

Zinka Panna.

Am Felsenhang hoch steht ein altes Castell,
Die Maros wälzt unten die schäumende Well';
Am hohen Balcone der Edelmann sitzt,
Es zuckt seine Lippe, sein Augenpaar blitzt;
Er sitzet verlassen, er sitzet allein,
Sein einzig Genosse der Becher voll Wein;
Er hat seine Jugend im Leichtsinn verpaßt,
Er hat seine Mannheit im Taumel verpraßt,
Er hat seine Stunden mit Wildheit verhetzt,
Er hat seine Jahre mit Gierden zerfetzt,
Er hat seine Tage im Sturme durchjagt,
Er hat seine Nächte beim Becher verlagt,
Er hat seine Sinne gespornet zu Tod,
Er hat seiner Seele entzogen ihr Brot,
Er hat für die spätere, künftige Zeit
Für Herz und Gemüth nichts geleget bei Seit';
Er sitzt nun alleine, ist halb schon ein Greis,
Mit Schnee auf dem Haupte, die Begierde noch heiß!
Er trinket und trinket den glühenden Wein
Und schlürfet das Feuer, das künstliche, ein.
Da meldet ein Diener und bücket sich sehr:
Es fleht ein Zigeunerweib drauß' um Gehör.
„Ist's Zinka Panna?“ — fragt der Herr und fährt auf —
„So führe sie schleunigst zum Söller herauf!“

Die Thüre geht auf, und herein tritt ein Zigeunerweib,
Wie ein braunes Reh schlank ist ihr Leib,
Die goldene Zither an üppiger Seit',
Im dunklen Gesicht wohnen Wehmuth und Leid;
Im leuchtenden Auge wohnt der Zukunft Kund',
Und süßer Gesang wohnt am lieblichen Mund,
Mit farbigem Gurt hat das Kleid sie geschürzt,
Mit farbigem Band die Sandale verkürzt,
Es fließet herab, wie ein Seidentalar,
Auf üppige Schultern das nächtige Haar.
So tritt sie herein und neigt zierlich das Haupt,
Und spricht lieblich: „Wenn Ihr es, Herr Ritter, erlaubt,
Daß auf meiner Sängerfahrt jetzt mit Vergunst
Ich einsprech' bei Euch mit bescheidener Kunst,
So sing' ich ein Liedchen Euch oder auch zwei,
Für gastliches Brot, das gegönnet mir sei." —
Da blitzt's ihm im Blicke wie finstere Gluth,
Er rollt mit den Augen und herrschet: „Nun gut!
So fülle den Becher, den schäumenden, ein,
Kredenz' mir den Becher und singe darein,
Und sing' mir vom Becher und sing' mir vom Wein!"
Sie löset die Zither vom farbigen Band,
Sie greift in die Saiten mit zierlicher Hand,
Sie nippt erst am Becher mit Lippen so roth,
Dann singt sie vom Wein, wie's der Ritter gebot: —

„Drei Becher sieht man winken,
Mit Lebenswein gefüllt;
Drei Thränen darein sinken,
So helle und so mild;
Drei Thränen und drei Becher,
Für herzensreiche Zecher
Vom Himmel angefüllt.

„Der erste Becher funkelt
Mit Freundesliebe d'rein,
Wenn Gram das Herz umdunkelt,
Dann weint man nicht allein;
Die Freundschaft mit uns trinket,
Aus ihrem Auge sinket
Die Thräne mit hinein.

„Der Becher winkt, der zweite,
Mit Gattenliebe d'rein,
Ein treues Weib zur Seite,
Ein einzig Doppelsein;
Und Herz am Herzen klopfet,
Und Aug' um Auge tropfet
Die warme Thräne d'rein.

„Der Becher winkt, der dritte,
Mit Kindesliebe d'rein;
Ein Kind in uns'rer Mitte,
Ein Sein von uns'erm Sein,
Von ihres Glücks Berather,
Von Mutter und von Vater
Fällt eine Thräne d'rein.

„Und wer da nie getrunken
Aus diesen Bechern Wein,
Wem nie vom Aug' gesunken
Ein solcher Tropfen klein,
Der trinkt als alter Zecher
Allein den Todesbecher —
Fällt keine Thräne d'rein."

Der Edelmann blicket ganz finster darein,
Im Auge erglüht ihm ein düsterer Schein,
Er zerrt an der Knöpfe demantenen Reih'n:
„Kredenz' mir noch einmal den Becher mit Wein
Und sing' mir vom Glanz und von Edelgestein!"
Sie nippt an dem Becher mit Lippen so roth
Und singet das Lied, wie's der Ritter gebot: —

„Ich will die Zither schlagen,
Und aus dem Buch der Sagen
Sing' ich ein Märchen Dir: —
Als Gott den Regenbogen
Am Himmel hat gezogen
Mit seiner Farbenzier,

„Auf daß die stumme Erde
Getröstet wieder werde
Durch Gottes Gnadenband,
Da stand auf hohem Berge
Der böse Fürst der Zwerge,
Als Erdenfeind bekannt.

„Er sah mit scheelen Blicken
Die Erde sich erquicken
An diesem Wunderschein;
Er rief zusamm' die Seinen,
Die warfen dann mit Steinen
Den Regenbogen ein.

„D'rauf stürzte er in Trümmern
Und fiel mit Glanz und Flimmern
Und aller Farben Pracht,
Mit allen seinen Strahlen,
Die sich auf Tropfen malen,
In des Gebirges Schacht.

Und all' die Tropfen, kleine,
Sie wurden Edelsteine,
Gefärbt gar wunderlich.
Das Purpurroth, das hohe
Mit seiner dunklen Lohe,
Versteint sich zum Rubin.
Das Grün wird augenblicklich
Zum Steine, augerquicklich,
Smaragd — so nennt man ihn.
Zu Türkis und Sapphiren
Sah man das Blau gefrieren,
Symbol der Treu' es ist;
Der Tropfen dann, der nette,
Der sanfte, violette,
Er ward zum Amethyst.
Der Tropfen, der am Rande
Vom Regenbogenbande
Erschien im blassen Strahl,
Der halb ein weißes Flimmern
Und halb ein farbig Schimmern,
Ward lieblicher Opal.

„Zwei Tropfen, weiß und helle,
Sie fielen auch zur Stelle
In's irdische Asyl;
In's Weltmeer fiel der eine, —
Der andere, der kleine,
In's Menschenauge fiel.
Zur Perle wurde jener,
Der and're, reiner, schöner,
Zur Thräne ward geschwind;
D'rum Perlen Thränen deuten,
Weil sie aus alten Zeiten
Geschwisterkinder sind."

Im Auge des Ritters glüht unheimlicher Schein,
Ein fiebrisches Zittern durchzuckt sein Gebein;
„Kredenz' mir noch einmal den Becher mit Wein,
Und sing mir von Minne und Liebe darein!"
Sie nippt an dem Becher mit Lippen so roth
Und singet das Lied, wie's der Ritter gebot: —

„Als Gott aus seinem schönen Paradies
Im Zorn das erste Menschenpaar verstieß,
Erlaubte gnädig er dem ersten Weibe,
Daß es noch einen Augenblick verbleibe,
Um einen Strauß zu pflücken noch in Edens Land,
Als die Erinnerung zur Zeit, wo sie verbannt.
Und Eva sann, was denn das Herz im Innern
Gerad' an's Paradies vermöchte zu erinnern.
Sie sann nicht lang, — es kann nur Liebe sein,
An's Paradies erinnert Lieb' allein.
D'rauf pflückte den Strauß sie im göttlichen Raume:
Ein Knöspchen nimmt sie vom verbotenen Baume,
Vom Baume des Lebens ein grünendes Blatt,
Ein Röslein roth, das keine Dornen noch hat;
Vom Riedgras die Thräne, von der Weide die Wehmuth,
Von Lilie die Reinheit, vom Veilchen die Demuth,
Die Scham der Mimose, die berühren nicht läßt,
Vom Epheu den Arm, zu umschlingen so fest,
Die Gluth von der Nelke, das Flüstern vom Schilfe,
Das Tausendschön, auf dem sich wieget die Sylphe. —
Den Wunderstrauß band bei des Morgenroths Flammen
Dann Eva mit „fliegendem Sommer" zusammen,
Verhehlte im Herzen ihn heimlich und tief,
Daß er wie ein Kind in der Wiege da schlief;
Ging in die Verbannung ohn' Klagen und Reden,
Sie trägt ja im Herzen den Auszug von Eden! —

Im weiblichen Herzen blüht seitdem der Strauß,
Er klopfet stets leise, er möchte heraus,
Und klopfet ein zweites Herz leise darein,
Da öffnet der Strauß sich und rufet „Herein!"
D'rum findet der Mann, der um Frauenlieb' fleht,
Der Mann, der das Heimweh des Straußes versteht,
In Liebe der Frauen, so wonnig und süß,
Was einst er verloren — das Erdparadies!"

Sie schweigt und verneigt sich, von hinnen zu geh'n,
Der Ritter hat lautlos gehört und geseh'n,
Im düstern Verlangen sein Antlitz erglüht,
Der Dämon der Gier aus dem Auge ihm sprüht,
Vom Wein und vom Saitenspiel sinnenberauscht,
Hat er mit Begierde den Liedern gelauscht;
Nun faßt ihn Verlangen, sein Sinn ist entbrannt,
Er stürzt auf sie zu und ergreift ihre Hand:
„Nein, Zinka, Du kommst von dem Schlosse mir nicht,
Die Sängerin will ich mitsammt dem Gedicht!
Wovon Du gesungen, das werde nun Dein,
Hier Becher — hier Liebe — hier Edelgestein!"

Sie windet sich los, sie versucht es mit Hast,
Doch fester und fester er nun sie umfaßt,
„Dir nützt hier kein Sträuben, kein O! und kein Ach!
Ich lasse Dich nimmer aus Schloß und Gemach.
Vergebens ist Rufen mit wildem Gesicht,
Dich hört nur die Maros, die helfet Dir nicht."
D'rauf greift er sie an mit der knöchernen Hand
Und zieht sie vom Söller, vom steinernen Rand. —
Da spricht sie mit Anmuth: „Ich bin ja bereit,
So laß nur mich legen die Zither zur Seit',
Und erst Dir noch singen aus schwellender Brust
Der Liebe Erhörung, Gewährung und Lust!" —

Und als er sie losläßt, ihr Blick sich verklärt,
Sie hat sich dem Rande des Söllers genäh'rt.
Sie hebt die gebeugte Gestalt hoch empor,
Ihr Antlitz umflattert des Abendroths Flor,
Sie greift dann zur Zither, die hoch sie erhebt,
Und ruft dann gewaltig, daß der Ritter erbebt:
„Mich hört nur die Maros, doch Hilf' in ihr ruht!"
Sie spricht es und stürzt sich hinab in die Fluth.

Der Ritter erbebt, er sinket zurück,
Sein Auge verdunkelt, es bricht ihm sein Blick,
Es bebt seine Lippe, es verzerrt sich sein Mund,
Er fühlet des Todes entsetzliche Stund'!
Er greift nach dem Becher und raffet sich auf,
Da tönt's von der Maros wie mahnend herauf:

„Da trinkt der alte Zecher
Allein den Todesbecher,
Fällt keine Thräne d'rein!"

Die deutsche Sprache und die deutschen Frauen.

Wenn man ein Land oder eine Nation kennen lernen will, so mache man sich vor Allem mit der Sprache und mit den Frauen dieses Landes oder dieser Nation bekannt. Mit Sprachkenntniß und Frauenkenntniß kommt man überall gut durch. Die Sprache und die Frauen erlernt man beide, wenn man alle Redetheile gut inne hat; besonders muß man das „Zeitwort" gut können, das heißt, man muß immer Zeit haben, Worte zu machen und Worte zu hören. Wer mit den Frauen gut und schön sprechen kann, besonders aber geläufig, dem sind oder werden sie hold, eben weil sie selbst das Herz auf der Zunge tragen und voraussetzen, wer schön und gut spricht, müsse auch schön und gut denken.

Ich glaube, wenn es nur ein einziges Frauenzimmer auf der Welt gäbe, und dieses Frauenzimmer befände sich in Männergesellschaften, wo gut gesprochen würde, sie würde sich nie nach einem weiblichen Wesen sehnen, noch weniger würde es ihr einfallen, zu sagen: „Schade, daß Dieser oder Jener nicht ein Frauenzimmer geworden ist!" Gäbe es aber nur einen einzelnen Mann auf der Welt, und er befände sich stets in Frauengesellschaft, so würde er selbst von der

Gebildetsten, die am besten und geistreichsten spricht, sagen: „Schade, daß sie kein Mann ist!“ denn der Mann besitzt mehr Gattungs-Egoismus, als die Frau.

Wenn Jemand nach England gehen will, so mache er sich erst mit der englischen Sprache und mit der Sitte der englischen Frauen bekannt; wenn Jemand nach Italien gehen will, so mache er sich erst mit der italienischen Sprache und mit den italienischen Frauensitten bekannt. Wenn aber Jemand aus England und Italien, aus Polen und Rußland, aus Ungarn, aus der Türkei ꝛc. nach Deutschland reisen wollte, so müßte man ihm, sonderbarer Weise genug, sagen:

„Willst Du nach Deutschland gehen, so mache Dich erst mit der französischen Sprache und mit den Sitten der französischen Frauen bekannt.“

Wir haben jetzt zwar keine französischen Truppen unter uns, aber es steht dennoch eine französische Armee in Deutschland, eine furchtbare französische Armee, eine Armee Gouvernanten.

Diese Armee ist desto gefährlicher, da sie schon unsere Kindheit enttäuscht und zu Franzosen macht. Voyageurs und Gouvernanten haben kein Vaterland, sie wollen blos ihren Wein und ihre Sprache an Mann und an Frau bringen.

Wird uns Deutschen nun ein Kindlein geboren, so ziehen wir es beileibe nicht bei Muttermilch und Muttersprache, sondern bei Ammenmilch und Gouvernantensprache auf. Das Kind soll nicht nur nicht deutsch sprechen, sondern auch nicht deutsch lallen.

Der deutsche Knabe soll dem deutschen Vater ja nicht „Vater!“ entgegenlallen, sondern »père!« da kann er sich noch nebenbei an das Spiel »pair ou non pair« erinnern, und der Junge, der schon als Kind nicht „Vater!“ lallen mag, wird als Mann den Brustkasten für das gewichtige Wort: „Vaterland“ nicht sehr erweitern.

Die Mutter will von ihrem Töchterlein nicht Mutter genannt werden, sondern »mère«. Die ist aber wenig Mutter mehr, und es ist kein Wunder, daß das Töchterchen, wenn es größer wird, keine Muttersprache, sondern »une mère-langue«, auf gut deutsch blos mehr Zunge hat.

In dreißig Jahren werden sich deutsche Frauenzimmer, die deutsch sprechen können, und Männer, die Pockennarben haben, als Rarität für Geld sehen lassen können. Wer seine eigene Sprache vernachlässigt, um eine fremde zu cultiviren, ist ein Stiefvater, der seine eigenen Kinder darben läßt, während er die Kinder seiner zweiten Gemahlin in Gold und Seide kleidet.

Gute Gedanken, in seiner Muttersprache gelesen, heißt gutes Obst von selbst gezogenen Bäumen pflücken; diese Gedanken in einer fremden Sprache lesen, heißt sie von Vorkäufern erlangen müssen.

Wenn man eine in seiner Muttersprache gedachte kräftige und geniale Idee in einer fremden Sprache ausdrücken will, so kommen mir die dabei beschäftigten Gedanken, die doch erst bei der deutschen Idee anfragen müssen, immer vor, wie die Gesandten gewisser außereuropäischer Mächte, die bei jeder Verhandlung erst von ihren Höfen

Gebildetsten, die am besten und geistreichsten spricht, sagen: „Schade, daß sie kein Mann ist!" denn der Mann besitzt mehr Gattungs-Egoismus, als die Frau.

Wenn Jemand nach England gehen will, so mache er sich erst mit der englischen Sprache und mit der Sitte der englischen Frauen bekannt; wenn Jemand nach Italien gehen will, so mache er sich erst mit der italienischen Sprache und mit den italienischen Frauensitten bekannt. Wenn aber Jemand aus England und Italien, aus Polen und Rußland, aus Ungarn, aus der Türkei 2c. nach Deutschland reisen wollte, so müßte man ihm, sonderbarer Weise genug, sagen:

„Willst Du nach Deutschland gehen, so mache Dich erst mit der französischen Sprache und mit den Sitten der französischen Frauen bekannt."

Wir haben jetzt zwar keine französischen Truppen unter uns, aber es steht dennoch eine französische Armee in Deutschland, eine furchtbare französische Armee, eine Armee Gouvernanten.

Diese Armee ist desto gefährlicher, da sie schon unsere Kindheit enttäuscht und zu Franzosen macht. Voyageurs und Gouvernanten haben kein Vaterland, sie wollen blos ihren Wein und ihre Sprache an Mann und an Frau bringen.

Wird uns Deutschen nun ein Kindlein geboren, so ziehen wir es beileibe nicht bei Muttermilch und Muttersprache, sondern bei Ammenmilch und Gouvernantensprache auf. Das Kind soll nicht nur nicht deutsch sprechen, sondern auch nicht deutsch lallen.

Der deutsche Knabe soll dem deutschen Vater ja nicht „Vater!" entgegenlallen, sondern »père!« da kann er sich noch nebenbei an das Spiel »pair ou non pair« erinnern, und der Junge, der schon als Kind nicht „Vater!" lallen mag, wird als Mann den Brustkasten für das gewichtige Wort: „Vaterland" nicht sehr erweitern.

Die Mutter will von ihrem Töchterlein nicht Mutter genannt werden, sondern »mère«. Die ist aber wenig Mutter mehr, und es ist kein Wunder, daß das Töchterchen, wenn es größer wird, keine Muttersprache, sondern »une mère-langue«, auf gut deutsch blos mehr Zunge hat.

In dreißig Jahren werden sich deutsche Frauenzimmer, die deutsch sprechen können, und Männer, die Pockennarben haben, als Rarität für Geld sehen lassen können. Wer seine eigene Sprache vernachlässigt, um eine fremde zu cultiviren, ist ein Stiefvater, der seine eigenen Kinder darben läßt, während er die Kinder seiner zweiten Gemahlin in Gold und Seide kleidet.

Gute Gedanken, in seiner Muttersprache gelesen, heißt gutes Obst von selbst gezogenen Bäumen pflücken; diese Gedanken in einer fremden Sprache lesen, heißt sie von Vorkäufern erlangen müssen.

Wenn man eine in seiner Muttersprache gedachte kräftige und geniale Idee in einer fremden Sprache ausdrücken will, so kommen mir die dabei beschäftigten Gedanken, die doch erst bei der deutschen Idee anfragen müssen, immer vor, wie die Gesandten gewisser außereuropäischer Mächte, die bei jeder Verhandlung erst von ihren Höfen

Instruction einholen müssen; bis diese aber kommt, ist die Sache bereits in Vergessenheit gerathen.

Sagen Sie mir gefälligst, meine freundlichen Leserinnen, drückt sich die wahre Empfindung je in einer fremden Sprache innig und herzlich aus? Wenn einem durch und durch gouvernantirten Frauenzimmer plötzlich stark auf den Fuß getreten wird, wird es ausrufen: »Hélas!« oder: „Ach!"? Ueberhaupt, wenn Sie überrascht werden vom plötzlichen Schmerze oder von plötzlicher Freude, würde sich Ihre Empfindung in deutscher Sprache Luft machen, oder übersetzten Sie dieselbe erst ins Französische?

Einen Beweis des Gegentheils gibt die Erfahrung, daß Damen und Herren, die nie anders, als elegant französisch sprechen, mit ihren Bedienten und ihren Stubenmädchen in einem kräftigen deutschen Currentstyl zanken. Ich habe mich, wenn ich deutsche Frauen mit französischen Gebetbüchern in die Kirche wandern sah, oft gefragt: Ist es möglich, daß ein deutsches Herz auf französisch sein Gebet zum Himmel schicke? Es kommt mir dann immer so vor, als ob sie jedes Gebet mit „Monsieur" anfingen, oder wenn's hoch kommt, mit „Sire".

Wir Deutsche, wir haben einen „Gottesdienst", wir dienen Gott mit Lieb' und Treue; welches Wort gibt uns die französische Sprache für Gottesdienst? »Le culte!« Es ist kein Gottesdienst mehr, es ist eine Cultur, man cultivirt unsern lieben Herrgott wie eine Bekanntschaft, macht ihm alle Sonntage hübsch eine Visite. Wir haben einen Hochaltar. Die französische Sprache hat dafür einen

»Maître Autel«, welcher an »Maître d'hôtel« erinnert. Sehen Sie, meine freundlichen Leserinnen, unsere deutsche „Liebe“ an. Sie mögen nun eben in der Conjugation des Zeitwortes „lieben“ bei der gegenwärtigen, vergangenen oder zukünftigen Zeit sein, so werden Sie doch gestehen, daß das französische »L'amour« eine wahre Wasserverdünnung gegen unsere Liebe ist.

Der Deutsche sagt: „er hat sich verliebt“. Die Partikel „ver“ zeigt einen gänzlichen Verbrauch durch das nachfolgende Zeitwort an, also sein ganzes „Ich“ ist in diese Liebe übergegangen; das ist der Charakter wahrer Liebe, das eigene Selbst hat ganz aufgehört, es ist ganz Liebe geworden, es ist eine heilige, göttliche Wandlung vorgegangen. Die französische Sprache sagt: »Prendre de l'amour«, so wie man sagt: »Prendre du tabac«.

Die französische Sprache nimmt eine Prise Liebe, so wie sie eine Prise Tabak nimmt, mit vieler Grazie, des Tages ungefähr dreimal.

Wenn mir auf deutsch gesagt wird: „Ich liebe Dich!“ da wird mir mein Glück in runder Münze, in echt deutschem Gepräge, mit echt deutscher Bündigkeit und Bestimmtheit gereicht. Wie klingt aber das „ich liebe Dich“ aus einem französischen Munde: »Ah, que je vous aime!«

Zuerst ein hohler Donner: »Ah!«

So wie Seiltänzer sich erst durch einen Trompetenstoß ankündigen, dann kommt das: »que je vous aime!«

Die zwei Vorreiter »Ah, que« sind der einfachen Liebe zu prunkvoll, und diesem »Ah, que je vous aime!«

folgen dann einige Exclamationen und Phrasen, car, parceque u. s. w., welche dieselben Worte noch einmal ins Detail ausscheiden; das »Ah, que je vous aime!« wird zuerst als Braten ganz auf den Tisch getragen, dann kommt es noch einmal tranchirt an die Reihe.

Sehen Sie, meine freundlichen Leser, unsere zwei edelsten Männer, die in jeder echten deutschen Biederbrust leben und weben, hat die französische Sprache zu Weiber gemacht.

„Der Stolz" und „der Ruhm", sie haben Frauenkleider angelegt und stehen als »la fierté« und »la gloire« vor uns da.

Sehen Sie einmal diese hektische »gloire« an , sieht sie nicht gegen unsern aus einer kräftigen Stammwurzel gebildeten „Ruhm" aus, wie eine gute französische »bonne« gegen einen gesunden, derben Tyroler.

Die deutsche Sprache ist wie der deutsche Mann, sie spricht nicht viel, aber sie schlägt drein, darum liefert der Deutsche eine einsylbige „Schlacht"; das ist ein kleines Wörtchen, aber es schlachtet en gros. Die französische Sprache liefert uns dafür eine dreisylbige »Bataille«. Das Wort schlägt Lärm, aber man kann sich der Bemerkung nicht erwehren, daß zwei Drittel von der »bataille« an die »taille« denken. Eben so zischt das deutsche „Schwert" schon zweischneidig im Munde, der französische »epée« mit seinem zweistumpfigen E bittet um »paix«, Frieden. Darum muß die gute französische Sprache ihre Helden mit dem scharfen Spiritus asper aussprechen! »Les héros«, damit ja nicht mit »le zéros«, die Nullen, ausgesprochen werden.

Man muß aber gestehen, daß die französische Sprache consequent ist; da sie aus unserm Ruhm und aus unserm Stolz zwei Frauenzimmer gemacht hat, hat sie auch aus unserm „Bart“ eine Dame gemacht: »la barbe«, da man doch weiß, daß die weise Vorsehung deshalb den Frauenzimmern gar keinen Bart schenkte, weil nicht alle so lange schweigen können, bis sie rasirt sind.

Sehen Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, gewisse deutsche Worte an, die sich nicht ins Französische übersetzen lassen, und gewisse französische Worte, die sich nicht ins Deutsche übersetzen lassen, und wir können auf Beides stolz sein.

Uebersetzen Sie mir einmal die französische »suffisance« ins Deutsche! Sie können „Selbstgefälligkeit“, höchstens „Eigendünkel“ setzen. Aber, o Himmel! der Eigendünkel ist ein liebenswürdiger, bescheidener, charmanter junger Mann gegen diese complicirte »suffisance!«

Madame la suffisance ist eine Person, die aus einem Crême von Dünkel, Stolz, Grobheit, Albernheit und Verschmitztheit besteht; der Deutsche kennt weder die Sache, noch den Namen.

Nicht wahr, Sie kennen kein abscheulicheres, hassenswürdigeres Wort, als das Wort „Treulosigkeit“?

Die Treulosigkeit, dieses Labyrinth im freien Reiche der Empfindung, die Treulosigkeit, diese Gotteslästerung aller Gefühle! Und doch ist dieses Wort liebenswürdig, verehrungswürdig, wenn Sie es gegen die französische »perfidie« stellen.

»Perfidie« ist nicht allein Treulosigkeit, nicht allein Falschheit, nicht allein Abfall, o nein, »perfidie« ist Verrath mit Falschheit, Hohn und Treubruch, Spott und Falschheit, Schadenfreude und höllischer Abfall, frecher Treubruch und boshafte Lust daran zugleich.

Betrachten wir unsern deutschen „Spott", er ist gutmüthig wie der Deutsche überhaupt, und gottlob eben so schwerfällig wie er; der Deutsche schickt sich zum Spotten an wie zur Bärenjagd, er verwahrt vor Allem sich selbst und dankt Gott, wenn er keinen Bären gesehen hat; da bietet sich uns aber die französische »persiflage« dar, wie ein schön ausgewachsenes, ausgebildetes und gewandtes Wesen, es ist gewiß in einem Fräuleinstift erzogen worden! »Persiflage« ist eine Hyäne, sie zerfleischt Namen und Menschen, nicht aus Hunger, sondern aus teuflischer Lust, sie will blos die Ehre oder den Ruf zuckend verenden sehen.

Das Spötteln unserer deutschen Frauen ist ihnen gar nicht ernst, sie bringen es blos in Gesellschaft mit wie den Strickstrumpf, weil sie sonst nicht wüßten, was sie anfangen sollten.

Betrachten wir unsern deutschen „Witz". Schon das Wort selbst ist spitzig; die französische Sprache gibt uns »l'esprit« dafür. Nun verhält sich das Wort „Witz" zu »l'esprit« wie das Wort „Blitz" zu »l'éclair«. „Blitz" und „Witz" sieht man ordentlich schnell herniederzucken, Alles rings beleuchten und zündend niederfahren, während man bei »l'esprit« und »l'éclair« von beiden kaum ein Wetterleuchten ahnt.

Geist ist nicht Witz; wir haben Kirschengeist, Hirschhorngeist u. s. w., aber wir haben keinen „Kirschenwitz" und keinen „Hirschhornwitz".

Ich wollte einmal in einem Gespräch mit Franzosen das Wort „Mutterwitz" gebrauchen und sagte: »l'esprit de la mère«. Keiner von ihnen wußte, was ich sagen wollte, ich schlug den Dictionär nach und fand Mutterwitz »l'esprit naturel«. Da sah ich gleich von den Speisekarten den »Aal naturel« vor mir mit Salzwasser und etwas Petersilien!

Ich glaube durch diese kleinen Parallelen bewiesen zu haben, daß die deutsche Sprache vor der französischen noch lange nicht Chamade zu schlagen braucht; selbst zu den Calembours und Rebus der französischen Sprache, an die wir einen wahren Narren gegessen haben, die doch nur ein glänzender Beweis ihrer Armuth sind, selbst auch dazu bietet die deutsche Sprache ein ergiebiges Feld, und zu sogenannten jeux de mots ist die deutsche Sprache viel günstiger; wir Deutsche sind nur keine Jongleurs, welche die Worte gern auf der Zunge balanciren lassen, in die Höhe werfen und wieder auffangen.

Ich selbst, der ich, wie Sie sich bereits oft überzeugt haben, nur sehr geringe Gewalt über die deutsche Sprache habe, will Ihnen doch zum Spaß ein paar solche Wort-Contra-Tänze und Sylbenversetzungen vorführen, um Ihnen anschaulich zu machen, wie sie sich wenden und drehen lassen.

Zum Beispiel die Worte: „Nehmen" und „Geben", wie wandelbar sind diese Worte!

In der Liebe zum Beispiel: der erste Anblick nimmt uns ein, der Eindruck nimmt zu, die Blödigkeit nimmt ab, man nimmt sich vor, sich die Freiheit des Geständnisses herauszunehmen. Nun kommt das Geben. Er bittet, sie möchte ihm Gehör geben, denn er müsse es von sich geben; sie gibt es erst zu, bald gibt sie nach, daraus wird eine Ergebung, aus dieser eine Hingebung, und bald haben sie sich etwas zu vergeben. Er gibt das Versprechen, sie zu nehmen, und will sie ihn beim Worte nehmen, so sagt er: um Vergebung! Ein Soldat im Kriege darf sich viel herausnehmen, aber er wird selten etwas herausgeben.

Man findet im Leben zwanzig Angeber, aber nicht einen Annehmer. Man nimmt sich oft Vieles vor und gibt Alles nach. Man macht oft als Ausnahme eine Eingabe und hat den Kopf davon eingenommen, daß es nichts ausgegeben hat. Man schreit oft vernehmlich und zugleich vergeblich. Was sich in der Ferne für schön ausgibt, wird sich in der Nähe häßlich ausnehmen. Mancher will dem Andern einen Rock nehmen und gibt sich eine Blöße, ein Anderer will Jemanden beim Kopf nehmen und gibt sich einen Nasenstüber. Was wir am übelsten nehmen, das wird uns gerade zum Besten gegeben. Ein Geschäft, worauf man zu viel aufnimmt, muß man bald aufgeben, und ich will dieser Variation ein Ende geben, damit Ihre Ungeduld ein Ende nehme.

Nehmen wir die zwei einsylbigen Wörtchen „Kopf" und „Haupt". Sie bedeuten eins und dasselbe, aber in welcher Abwechslung führt sie die deutsche Sprache!

Nicht jeder Mann mit Kopf wird Hauptmann, Leute ohne Kopf machen oft ein Hauptglück, und oft führt Jemand kopflos Hauptstreiche aus.

Wer nicht auf den Kopf gefallen ist, wird oft auf das Haupt geschlagen. Mancher Kaufmann liest sein Hauptbuch und bekommt Kopfweh; der Gescheidte, der gegrüßt wird, nickt mit dem Kopfe; der Dummstolze neigt das Haupt. Der Mann ist das Haupt des Hauses, aber die Frau wächst ihm über den Kopf. Gerade wo es sich um das Haupt handelt, da verliert man am ersten den Kopf. Der Kopf ist männlich, das Haupt ist sächlich. Das behaubte Haupt aber ist weiblich, und gerade dieses behaubte Haupt besteht auf seinem Kopfe und behauptet die Regierung. Weil Kopf und Geld selten beisammen sind, so ist auch das Kopfgeld abgeschafft worden, aber es gibt Hauptsummen, und wir sagen auch Haupt- und Capital-Narren!

Der Kopfputz ist den Damen sehr heilig, und nur ein Hauptsturm darf ihn in Unordnung bringen. Die Stimmen der besten Köpfe machen den Hauptton selten aus, und gerade die, welche Kopfüberfluß haben, leiden Hauptmangel.

So glaube ich, werden Sie nun auch überhaupt dieser Spielerei genug haben, und schließe hiemit.

Sensitiven.

An Ideala.

„Que flos no es de amor un concepto feliz?“ *)
Calderon.

1.

Auch die stummste Liebe dichtet,
Lieb' ist ewig Poesie,
Wehe, wer sie lieblos richtet,
Er erkennt sie ewig nie!

Weil ich Jahre, Tage, Wochen
Nicht von Liebe hab' gesungen,
Nicht von Liebe hab' gesprochen,
Glaubtet Ihr, daß ich bezwungen
Hab' Liebe und vernichtet?
Doch hab' ich in Dämmerungen
Tausend Lieder fein gesichtet,
Auch die stummste Liebe dichtet!

Lieben, dichten ist ja Eines,
Schweigsam sind all' Beide sie;
Schweigen Beide oder Keines,
Eines spricht ohn' And'res nie,
Schweigt auch Liebe spät und früh,
Ist's ein Schweigen nur des Scheines,
Lieb' ist ewig Poesie!

*) „Welche Blume ist nicht ein süßer Einfall der Liebe?“

Lieben! dichten! Zwillingstropfen,
Die auf's Herzblatt sich ergießen,
Durch des Herzens leises Klopfen
Weinend ineinander fließen;
Wehe, wer sie falsch bezichtet,
Wer auf ihren Tod will schließen,
Weil sie auf das Lied verzichtet,
Wehe, wer sie lieblos richtet!

Niemals red' von Lieben, Singen,
Wem kein Liedchen selbst gedieh,
Wem der Liebe Sehnen, Ringen
Niemals einen Schmerz verlieh,
Dem ein lautes Liedersingen
Liebe niemals noch verzieh,
Er erkennt sie ewig nie!

2.

Als Amphion schlug die Saiten
Einst durch Feld und Flur und Haine,
Da bewegt von Nah und Weiten
Wurden Bäume, Felsen, Steine!

Darum singe ich die Klänge
Vor Dir her auf allen Wegen,
Ob es etwa mir gelänge,
Dir Dein Steinherz zu bewegen!

Ein Amphion bin ich nimmer,
Säng' ich Dir auch stündlich, täglich,
Stein bleibt Stein, wie eh' und immer,
Und Dein Herz bleibt unbeweglich!

3.

Kleine Hyacinthen-Glocken,
Die an Deinem Herzen blühten,
Und vom eig'nen Glück erschrocken,
Liebetrunken d'rob erglühten,

Habe ich am andern Morgen
Angeblickt in Sehnsuchtschwelgen,
Und es lag ein Pfeil verborgen
In den zarten Purpurkelchen!

Jede Spitze von den Pfeilen
War von süßem Gift getränket,
Daß die Wunden niemals heilen,
Wenn sie Amor hat gelenket!

Als aus ihrem kleinen Becher
Alle Pfeile auf mich flogen,
Die in diesem Blumenköcher
Fühlten Deines Herzens Wogen,

Blaßten ab die Hyacinthen,
Und ihr Duften war verloren,
Und der Glocken Flammentinten
Welkten an der Brust der Horen!

Und sie leiden jetzt unsäglich,
Sehnen sich nach Dir zurücke,
Reden mir nun stündlich, täglich
Von dem süßen, süßen Glücke,

Als sie Dir am Herzen ruhten
In des Tanzes süßer Stunde,
Deines Herzens Ebb' und Fluthen
Spürten auf dem heil'gen Grunde:

Heimweh fühlen sie voll Schmerzen,
Und ich fühl's mit ihnen eben,
Heim heißt leben Dir im Herzen,
Weh heißt ferne von Dir leben!

4.

Rothe Ros' auf frischen Wangen
Glüht und blüht ein Liebeleben,
Mit dem Leben aufgegangen,
Und vergangen mit dem Leben!

Weiße Ros' auf blassen Wangen
Malt uns stets ein Seelenleben,
Und ein seliges Verlangen,
Herz in Herz nur zu verweben!

Treu ist weißer Rose Walten,
Ewig ihre Liebesgabe,
Denn die Liebe wird noch halten
Weiße Ros' auf unserm Grabe!

5.

Zu dem Hause, weit entlegen,
Vor dem Thore draußen, ferne,
Führt es mich von allen Wegen,
Führt es mich doch gar zu gerne!

Und mich treibt's, hinaus zu gehen,
Wenn ich sie auch nicht erblicke,
Wand're rastlos, bleibe stehen,
Gehe weiter, kehr' zurücke;

„Gute Nacht!“ sag' ich dem Hause,
„Gute Nacht!“ sag' ich den Gassen,
Wiederhol's nach einer Pause,
Kann vom Hause doch nicht lassen!

„Lebe wohl!“ sag' ich dem Thore,
Das mir wie ihr Herz verschlossen,
„Lebe wohl!“ sag' ich dem Flore,
Der ihr Fenster hält umflossen!

„Lebe wohl!“ sag' ich bis Morgen,
„Gasse, Fenster, süße Liebe!“
Bis ich wiederum verborgen
Nachts darauf dasselbe übe!

6.

Stern, von mir gewendet,
Hörst Du, was die Liebe spricht?
Licht, mir fort gesendet,
Siehst Du meine Thräne nicht?

Blick, zu ihr erhoben,
Dringet nicht an Ort und Stell'!
Gruß, aus Lied gewoben,
Dringet nicht in ihre Zell'!

Wunsch, für sie gesprochen,
Machet ihr das Aug' nicht naß,
Herz, für sie gebrochen,
Ach, vielleicht erfährt sie das!

Welt-Narren-Büchlein.

Das Buch der Narrheit und der Narren ist aus dem ABC-Büchlein der Narren hervorgegangen. Ach, welch ein Narren-ABC haben wir in der Welt!

Alte Narren. Amts-Narren. Allerwelts-Narren.
Bücher-Narren. Böse Narren.
Ciceronische Narren. Cabbalistische Narren.
Duzend-Narren. Diplomatische, Demokratische Narren.
Erz-Narren. Ehrgeizige, Exemplarische Narren.
Feder-Narren. Freiherrliche, Frömmelnde Narren.
Gottes-Narren. Gelegenheits-, Gewohnheits-Narren.
Halb-Narren. Haupt-Narren. Hof-Narren. Hochzeits-Narren.
Jagd-Narren. Jämmerliche, Juristische Narren.
Katheder-Narren. Kleider-Narren. Komödien-Narren.
Land-Narren. Lese-Narren. Liberalitäts-Narren.
Musik-Narren. Maul-Narren. Mutter-Narren.
National-Narren. Noth-Narren. Nachbetende Narren.
Octav-Narren. Ordens-Narren. Orts-Narren.
Papier-Narren. Politische Narren. Pöbel-Narren.
Quadrat-Narren. Quartett-Narren. Quodlibetarische Narren.
Raths-Narren. Rechts-Narren. Reim-Narren.
Schrei-Narren. Süße Narren. Schießstätte-Narren.
Tafel-Narren. Traum-Narren. Tugend-Narren.
Umschweif-Narren Universitäts-Narren. Ursprachs-Narren.
Vorzimmer-Narren. Virtuosen-Narren. Volks-Narren.
Weiber-Narren. Wahrheits-Narren. Welt-Narren.
Zeit-Narren. Zeitungs-Narren. Zusammengesetzte Narren.

Es wird sich selten ein Narr finden, der nicht zu diesen Narren zu zählen wäre.

Wie steht es nun mit den

„Närrinnen“

aus?

Indem ich voraus erkläre, daß ich selbst der größte Narr bin, indem ich nicht nur so ein Narr bin, mit allen Narren anzubinden, sondern so ein närrischer Narr, zu glauben, es gäbe Närrinnen auf dieser Welt. Die größte Närrin ist noch immer gescheidter, als der kleinste Narr!

Das ABC der Närrinnen ist auch ziemlich ergiebig.

Ankleide-Närrinnen. Affen-Närrinnen.
Band-Närrinnen. Badereise-Närrinnen. Blumen-Närrinnen.
Caffee-Närrinnen. Clavier-Närrinnen.
Dichter-Närrinnen. Disputir-Närrinnen. Duft-Närrinnen.
Eckenfenster-Närrinnen. Empfindsame Närrinnen.
Familien-Närrinnen. Flitter-Närrinnen.
Galanterie-Närrinnen. Gesellschafts-Närrinnen.
Haarputz-Närrinnen. Hofdamen-Närrinnen.
Ideals-Närrinnen. Juwelen-Närrinnen.
Karten-Närrinnen. Katzen-Närrinnen.
Lach-Närrinnen. Liebes-Närrinnen. Lotterie-Närrinnen.
Männer-Närrinnen. Malerei-Närrinnen.
Nähzeug-Närrinnen. Nerven-Närrinnen.
Orangerie-Närrinnen. Opern-Närrinnen.
Putz-Närrinnen. Poetische Närrinnen.
Quacksalber-Närrinnen. Quartier-Närrinnen.
Rangs-Närrinnen. Reise-Närrinnen.
Schach-Närrinnen. Schreib-Närrinnen.
Tanz-Närrinnen. Tractir-Närrinnen.
Uebligkeits-Närrinnen. Unternehmende Närrinnen.

Vetterschafts-Närrinnen. Vögel-Närrinnen.
Wäsch-Närrinnen. Wahrsager-Närrinnen.
Zank-Närrinnen.

Das Unglück im menschlichen Leben ist nicht, daß es viele Narren und Närrinnen gibt, sondern daß jeder Narr und jede Närrin alle Andern, nur sich ausgenommen, für Narren und Närrinnen halten.

Die Narren sind auch gar keine Narren, daß sie Narren sind! Ja sie wären Narren, wenn sie keine Narren wären. Der Staat hat an den Narren einen ordentlichen Narren gegessen, er geht deshalb auch mit seinen Narren zärtlicher um, als mit seinen Klugen. Hat einmal ein Narr das Glück, daß sein Verdienst anerkannt wird — und dem wahren Narren entgeht das nie — so baut man ihm ein Narrenhaus; wie viel Kluge aber laufen nicht herum, wie viel perfect Kluge, hat man ihnen je ein Klugenhaus gebaut?

Der Stein der Waisen hat schon viele Leute zu Narren gemacht, aber der Narrenstein (Lapis stultorum) oder die gebrannte Beifußkohle heilt und stillt Schmerzen. - Wie viel muß ein Kluger reden, bis man ihm glaubt, er sei klug; ein Narr braucht nur zu schweigen, und man hält ihn für klug!

Ich will lieber ein Narr werden, als ein Kluger, da man nur durch Schaden klug werden kann! Was gibt der Narr nicht Alles vor! Der Kluge hingegen muß immer nachgeben! Wie glücklich sind die Narren! Wir wollen einmal das Register der Narren-Sprichwörter durchgehen,

und wir werden daraus ersehen, welch ein glückliches Völklein die Narren sind.

Register der Narretei-Sprichwörter.

„Einem jeden Narren gefällt seine Kappe."

Wie glücklich ist ein jeder Narr! Fragt einmal unsere Weisen, ob ihnen ihre Kappe gefällt? Wer ist also mehr Narr, der Narr oder der Kluge?

„Narren und Kinder reden die Wahrheit."

Kinder gibt es in unserer Zeit gar keine mehr; unsere Kinder sind keine Narren und unsere Narren sind keine Kinder. Es bleibt also für die Wahrheit Niemand, als die Narren. Ein Kluger wird sich aber hüten, so ein Narr zu sein und die Wahrheit zu reden. Deshalb weiß man nie, ob Einer wirklich in Wahrheit ein Kluger ist; von den Narren aber weiß man sogleich, sie sind in Wahrheit Narren. Wenn keine Narren wären, so hörten wir keine Wahrheit; das ist eine wahre Narrheit und eine närrische Wahrheit.

„Ein Narr macht hundert Narren."

Er macht hundert Narren ohne Katheder, ohne Vorlesung, ohne Anstellung, ohne Exercitium, blos durch das lebendige Beispiel, durch reine, praktische Narrheit. Wie viel Kluge werden aber angestellt als Doctoren, Professoren, Erzieher, Hofmeister u. s. w., ohne daß je einer noch einen Klugen gemacht hätte. Ein Narr macht hundert Narren, aber aus hundert Klugen kann kein Mensch klug werden!

„Narren haben mehr Glück, als Recht."

Da haben sie gerad Recht! Sie sind keine solchen Narren, daß sie Recht allein haben! Da kämen sie unrecht! Es ist ein wahres Glück, daß sie Glück haben! Hätten sie mehr Recht, als Glück, das wär' ein rechtes Unglück! Die Klugen haben immer Recht und nie Glück; da haben sie was Rechtes! Sie sind nicht recht klug, daß sie Recht haben! Glück, das ist das Rechte, aber das Recht ist kein Glück!

„Wenn die Narren kein Brot äßen, so wäre das Korn wohlfeil."

Nun aber ist das Korn wohlfeil; ein Beweis, daß die Narren kein Brot essen; was essen sie denn? Gar nichts etwa? Ja, Kuchen, Kuchen essen sie! Wer ist also gescheidter, ein Narr, der Kuchen ißt, oder ein Kluger, der Brot ißt? Die Klugen haben Brotwissenschaften, die Narren aber besitzen Kuchenwissenschaften!

„Narren soll man nicht auf Eier setzen."

Dieses Sprichwort hängt mit dem vorigen zusammen; da die Narren Kuchen haben, so haben sie gewiß auch Küchlein; wenn sie Küchlein haben, wozu wird man sie erst auf Eier setzen? Die Klugen aber sitzen beständig wie auf Eiern, und dennoch brüten sie nichts aus, als höchstens ein „ei, ei!" Kaum aber hat der Kluge ein Ei, so will es klüger sein als die Henne! Wo ein Kluger geht und steht, sieht er immer aus, als ob er säße — auf Eiern; aber er sitzt stets auf fremden Eiern; manchmal

gackern sie, daß man glaubt, sie sitzen auf Straußeneiern, und wenn sie fertig sind, haben sie Ameiseneier ausgebrütet.

„Narren wachsen ohne Begießen."

Und wie schöngewachsene Narren gibt es; es gibt Narren, die so schön gewachsen, daß ihnen hundert Kluge nicht gewachsen sind. Sie wachsen ohne Begießen, darum kommen sie eher aufs Trockene. Die Klugen aber sehen immer aus wie begossen, und wachsen doch nicht von der Stelle. Die Klugen sind immer schön trocken, obschon sie stets vom Regen in die Traufe kommen; sie sind trocken, und doch geht ihnen oft das Wasser bis an den Hals!

„Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren!"

Das sind denn doch wenigstens hoffnungsvolle Narren; an den Klugen aber ist oft alle Hoffnung verloren. Unsere Klugen sehen stets aus, als ob sie in der Hoffnung wären, und sie verharren darauf, bis zur Verzweiflung. Es ist sehr weise von den Narren, daß sie hoffen und harren; denn wenn sie blos hofften und nicht harrten, oder blos harrten und nicht hofften, so wären sie in einer traurigen Lage. Die Klugen hoffen nicht, darum werden sie oft unverhoffte Narren, sie harren blos, das heißt, sie verharren auf ihre Klugheit, und darum ist eben alle Hoffnung bei ihnen verloren.

„Narren reden, was ihnen einfällt."

Das sind ehrliche Narren, die reden, was ihnen einfällt; unsere Klugen und Gelehrten reden, was Andern

einfällt! Den Klugen aber fällt nie etwas ein, als höchstens — ihr System.

„Weiber, Glück und Gold sind allen Narren hold."

Welch ein Glück, ein Narr zu sein! Die Weiber sind deshalb den Narren hold, weil sie wissen, daß man aus ihnen selbst nicht klug werden kann. Vielleicht sind sie ihnen auch deshalb hold, weil ihnen das Gold auch hold ist; so ein Goldnärrchen, das ist ihr Mann! Oft geht von so einem Goldnärrchen die Vergoldung ab, dann geht die Frau auch ab; das ist dann noch sein Glück, dann geht ihm nichts ab! Die Weiber sind den Narren hold; was aber die Weiber betrifft, da sind die Klügsten die größten Narren, und der größte Narr wird oft plötzlich so gescheidt, zu sehen, daß sie ihn zum Narren haben.

„Es sind nicht Alle Narren, die nicht in Rath gehen."

Es sind auch nicht Alle Narren, die in den Rath gehen; sie sind blos Alle Narren, wenn sie aus dem Rath gehen, weil in dem Rath guter Rath am theuersten ist, und jeder Rath in seinen Rath vernarrt ist.

„Er ist ein Narr, so weit er warm ist."

Es soll heißen, er sitzt warm, so weit er ein Narr ist; wo der Mensch anfängt, gescheidt zu sein, da sitzt er nicht mehr warm.

„Es sind nicht alle Narren geschoren."

O nein, aber die Gescheidten, die sind schon alle geschoren, obwohl sich kein Mensch um sie schert. Wenn alle Narren geschoren werden, das wär' eine schöne Bescherung, da dürfte kein Mensch mehr den Hut abnehmen, ohne daß man ihm den Narren auf den Kopf zusagte. Es sind aber auch nicht Alle Narren, die geschoren sind. Die Schere der Selbstsucht schert blos die gescheidten Köpfe und läßt die Narrenköpfe ungeschoren. Man schert gewöhnlich nur jene Narren, die in der Wolle sitzen, und im Gegentheil bleiben jene ungeschoren, an denen kein gutes Haar ist.

„Ein jeder Mensch muß ein Paar Narrenschuhe zerreißen."

Davon sind selbst die nicht ausgenommen, die barfuß gehen. Mancher Mensch hat das Unglück, daß seine Narrenschuhe ein Paar unzerreißbare Patentsohlen haben, und er muß sie all sein Lebtag tragen. Mancher Mensch hat aber seine Narrenschuhe so gut beschlagen, daß er eher den Nagel auf den Kopf trifft, als die Gescheidten, die immer auf Socken und auf Eiern einhersteigen; und mancher Mensch, der, wie man sagt, einen ganzen Stiefel Weisheit besitzt, hat nicht Geschick genug, dem Narren seinen Narrenschuhriemen aufzulösen.

„Wer mit Narren zu Bette geht, steht mit Narren auf."

Das ist doch natürlich; aber oft geht man mit Klugen zu Bette und steht mit Narren auf. Wie oft kommt es über Nacht an den Tag, daß der Kluge, beim Licht betrachtet, ein Narr ist!

„Ein Narr lobt den andern."

Das sind löbliche Narren, das lob' ich mir! Aber die Gescheidten, da lobt Keiner den Andern, der Eine und der Andere lobt nur sich.

Aus allen diesen Sprüchlein und ihrer Anwendung ist zu ersehen, daß die Narren große Vorzüge vor den Klugen besitzen. Wie selten findet ein Kluger ein weibliches Wesen, das seine Klugin sein will; aber jeder Narr findet sogleich seine Närrin! Der Büchernarr findet seine Büchernärrin, der Kleidernarr seine Kleidernärrin, der Weibernarr seine Männernärrin, der gute Narr seine gute Närrin, ja, der kleinste Narr findet noch immer sein liebes Närrchen. Es gibt eine Narrenliebe, aber keine Weisenliebe, und ein Narrenseil ist mir doch immer noch lieber, als ein kluger Strick!

Von der Narrentracht ist uns leider nichts übrig geblieben; wir haben keine Narrentracht mehr, aber blos eine Tracht Narren!

Die Narrenkappe oder Gugel

ist abgekommen, dafür haben wir verkappte Narren unter Hüten, Hauben und Mützen. Auch die

Eselsohren,

diese Abzeichen der eigentlichen Narren, sind abgekommen, obwohl wir noch Narren genug haben, die mit Freund Langohr sich messen könnten. Auch der

Hahnenkamm (Coxcomb)

ist verschwunden, und doch sieht man gelehrte Narren und Streithähne, denen der Kamm, wie der eines Truthahns schwillt; nicht minder verschwand der

Narrenkolben (Sceptrum morionis)

und doch wimmelt es von Narren mit Kolben und Retorten; deshalb mangelt es uns auch an Kolben, die Narren gehörig zu lausen. Nicht minder ist der

Narrenkragen

ganz aus der Mode gekommen, obschon man alle Augenblicke einen Narren beim Kragen erwischen könnte. Die

Schellen

sind ganz verschollen. Die Narren tragen leider keine Schellen mehr; man kann sich nicht mehr hüten, sie kündigen sich nicht mehr an. Die Warnungsglocke fehlt jetzt bei den Narren, deshalb kann man ihnen gar nicht mehr ausweichen.

Man sieht also, daß Kleider Leute machen, aber Kleider machen nicht Narren, und daß es Narren ohne Narrenkleider genug gibt.

Eine der größten Narrheiten der Neuzeit sind Festessen und Toaste; der Großmeister aller Narren, der Hanswurst, hält folgende Festessen-Rede:

Meine Herren! Die Vorsehung hat uns Deutschen einen Mund gegeben, zum Essen, zum Trinken und zum Reden! Lange haben wir leider denselben nur zum Essen und zum Trinken gebraucht und haben nicht geredet; der Deutsche hat gedacht und nicht geredet, das muß aufhören; denken kann jeder Mensch, aber zum Redner muß man geboren sein! Der Deutsche will von nun an reden und nichts denken, und wir wollen ihm mit unserm Beispiel vorangehen! Wir haben uns hier versammelt, meine Herren! Das ist schon ein großer Schritt! Das ist ein gewaltiger Schritt! Wenn man sich nun einmal versammelt hat, wozu man sich versammelt, das findet man dann schon leicht heraus! Alle Stände Europa's versammeln sich, warum soll der Narren-Stand, der älteste, der ausgebreitetste Stand der Welt, sich nicht versammeln?

Wir wollen uns beim Essen versammeln! Zuerst war das Wort, dann der Geist, dann das Fleisch; bei uns soll es umgekehrt sein: zuerst das Fleisch, dann das Wort; der Geist findet sich hinterdrein, und findet sich nicht gerade ein Geist, so nimmt man ein Gespenst! Alle großen Dinge werden durch und mit und bei Essen abgethan. Die Engel, die dem Vater Abraham erschienen, thaten wenigstens so, als ob sie äßen, wahrscheinlich, damit sie Abraham für Deutsche halten sollte. Die Versammlungen der Naturforscher kommen zusammen, um zu essen und zu sehen, wie

viel sie ertragen können; sie bringen mehr in sich hinein, als aus sich heraus, und obwohl sie vorgeben, gar keine politische Tendenz zu haben, so arbeiten sie im Stillen doch nur für die Restauration Deutschlands! Talleyrand ist nie ein größerer Diplomat, als bei Tische gewesen, und er hatte durch den häufigen Teller-Wechsel gelernt, auch bei dem Regierungs-Wechsel von jeder Assiette etwas zu genießen. Gegenwärtig essen die lebenden Gelehrten die verstorbenen Gelehrten. Ueberall leben sie von dem Tod der Schriftsteller! Da wird immer gegessen! Den Todestag Goethe's, Schiller's, Jean Paul's, Gellert's, Lessing's, Mendelssohn's u. s. w., und so wie der verstorbene Zelter vom Oratorium „Tod Jesu" lebte, so leben die Schriftsteller von den Seelen der abgeschiedenen Dichter. Ein gewisser Traiteur soll alle todten Schriftsteller Deutschlands für den Preis von sechzigtausend Thaler jährlich gepachtet haben, mit dem ausschließlichen Privilegium, daß diese Todten nur bei ihm verzehrt werden dürfen.

Essen, meine Herren, ist die Achse aller deutschen Großthaten und Empfindungen; wir haben den bedeutendsten Schritt schon gethan, wir essen; indem wir essen, werden wir schon eo ipso vielen Volksrednern gleich, da wir das Maul voll nehmen; und somit wäre der heiligste, erste und letzte Zweck unserer Versammlung erfüllt; nun wollen wir auch auf die wichtigsten Interessen unserer Völker eingehen.

Meine Herren! unsere Nation hat Jeden von uns mit dem Namen seines Lieblingsgerichtes beehrt; mich haben

die Deutschen mit dem Beinamen „Wurst", die Holländer haben Sie mit dem Namen „Häring", „Pickel-Häring", oder „Pickel-Willibald-Alexis", die Engländer mit dem Namen „Lord Pudding", der Franzose mit „Jean Potage" und die Italiener mit „Signore Maccaroni" beehrt. Lassen Sie uns bei diesen Gerichten hier das Wohl unserer Nationen besprechen.

Jean Potage: Oui!

Lord Pudding: Yes!

Signore Maccaroni: Si!

Pickel-Häring: (Schläft schon.)

Ich glaube aber, man thäte besser, diese Jungfrau nicht unter einen Hut, sondern unter die Haube zu bringen; denn sie ist schon eine alte Jungfer, eine Jungfer, die im Antlitz (Spanien und Portugal) Leberflecken, Sommersprossen und Hitzblattern hat; an den Beinen (Italien u. s. w.) voll von Elsteraugen und Leichdörnern; ihr Oberleib (Frankreich u. s. w.) ist ausgestopft mit falschen Ideen und wattirt mit aufgeblasenen Phrasen, mit windaufgetriebenem Gigot, und der Bauch, mein liebes Deutschland, hat auch nun die Trommelsucht und wird heimgesucht von Zeitblähungen und Zeitgeistkoliken. Wo ist der Mann, der eine solche alte Jungfer unter die Haube bringen will? —

Die drei Wunderseen.

1.

Der rothe See.

Es steht ein rother See in Feuergluthen,
In ihn ergießen sich viel wilde Flammen,
Bald lacht der Spiegel seiner hellen Fluthen,
Bald rinnen wild und lodernd sie zusammen;
In seiner Tiefe wohnen beieinander
Delphin und Unhold, Nix' und Salamander.

Viel tausend Klippen, Wirbel, Felsenriffe
Droh'n Dem, der diesen See will kühn befahren
Doch Muth und Hoffnung senden ihre Schiffe
Zur See, in Stille und in Sturm'sgefahren —
Und zu durchschiffen ihn auf Abenteuer,
Ersteht doch ein Columbus stets, ein neuer.

Und auf des rothen See's tiefem Grunde,
Allwo entspringt der Wogen Wunderquelle,
Sieht man, wenn klar der See, zur stillen Stunde,
Den Schatz von Perlen in der Muschelzelle;
Und wer zum Grund des See's will niedertauchen,
Verschließ' den Mund und wage kaum zu hauchen.

— Kennst Du den „rothen See?" — Es ist das Herz
Mit seiner Ebb' und Fluth aus Lust und Schmerz!

2.

Der weiße See.

Wie Elfenbein liegt da ein See, ein kleiner,
Geebnet wie ein Teich am Frühlingsmorgen.
So glatt, so rein, kein Lilienblatt ist reiner;
Doch unter seiner Decke, still verborgen,
Arbeiten ungesehen stille Mächte
Zum Glück und Weh der menschlichen Geschlechte!

Was unter dieses See's Silberspiegel
Geheime Kräfte wundersam ersinnen,
Drückt auf dem See, ein unverkennbar Siegel,
Sich ab mit seinem ersten Urbeginnen;
Was innen lebt an Stärke und an Schwäche,
Das malt er ab auf seiner Oberfläche:

Bald kräuselt sich der See, die weißen Wogen
Geh'n hoch, in Furchen falten sich die Wellen;
Und bald, von düstern Wolken überflogen,
Verdunkeln sich die sonst so klaren Stellen,
Und wenn er ruhig scheint, als ob er schliefe,
Ringt eine Welt sich oft aus seiner Tiefe!

— Kennst Du den „weißen See", den silberblanken? —
Die Stirne ist's, das Weltmeer der Gedanken!

3.

Der blaue See.

Es ruht ein blauer See in engen Gränzen,
Doch weithin strahlt sein magisches Gefunkel,
Wie Morgenhimmel bald erscheint sein Glänzen,
Und bald wie Abendhimmel, düsterdunkel;
Doch sind in diesem Himmel, in dem klaren,
So Tag als Nacht die Sterne zu gewahren!

Und was der „weiße See“ als ein Geheimniß
Verschließt, wie Perlen in den Austerzellen,
Das spricht der „blaue See“ aus ohne Säumniß,
Das plaudern aus die vielberedten Wellen;
Verrathen vorlaut vom Geschwätz der Wogen,
Wird der Gedanke schon an's Licht gezogen!

Und wenn im „rothen See“ die Quellen bluten,
Von wilden Freuden und von wilden Wehen,
Da sieht den „blauen See“ man überfluthen,
Weil beider Quellen ineinander gehen;
Wenn voll der „rothe See“ zum Ueberfließen,
Dann muß der blaue magisch sich ergießen!

— Kennst Du den „blauen See“ und seine Kunde? —
Das Auge ist's mit seinem Sternengrunde!

Aphorismen.

Wenn das Mädchen das Porträt ihres Geliebten von dem Isisschleier der Brieftasche befreit und es von dem heiligen Dunkel des Schmuckkästchens weg auf das Herz hinhängt, so nenne ich diesen Jüngling gestorben in ihrer Liebe; sie bringt den Todten nicht mit, oder unter, sondern auf dem Herzensschilde getragen; er macht hier ein Castrum-Doloris und liegt wie eine Schauleiche in Brillantlichter nicht im, sondern auf dem Sarge. Ihr Herz ist ein unechter Teppich, der das Bild nur auf der Außenseite zeigt, die Rückseite ist leer. Das Bild der Geliebten hingegen auf dem Herzen des Jünglings ist nur der Durchschlag des innern Herzgebildes; die Sonnen-Titelvignette an dem Portal des allerheiligsten Sonnentempels; das an einem Eisenanker befestigte Schwimmholz, das auf der Oberfläche des Wassers zeigt, wo der Anker tief steckt, und die Zauberflamme, die die Stelle des Schatzes andeutet. Sein Herz gleicht echten chinesischen Tapeten, wahren Gobelins, deren Bilder seidengleich sind. Das Bild des Gemahls hängt auf dem Herzen der Gemahlin, wie an dem Thore einer gewesenen Festung die alten Waffen und Keulen überwundener Feinde. Es ist gleichsam die Herzenslarve des Ehestandballs und bittet um — — — Maskenfreiheit. Das Bild der Gattin auf dem Herzen des Herrn Gemahls hängt so da, wie die Namen verlorner Länder in dem Titel großer Potentaten. Das Bild gleicht der Livrée, sie zeigt nicht an, daß man sie besitzt, sondern daß man von ihrem Repräsentanten besessen wird.

* * *

Es gibt Fälle, wo bei dem Falle der weiblichen Tugend der Genius der Menschheit lächelt und auf ihrem Grabe die Engel ein Fest feiern, die im Erliegen noch Siegerin ist und

besiegt die Palme erringt. Der Sturz einer solchen Tugend ist rühmlicher, als die Trophäen anderer siegreichen Tugenden: so wie die drei Schwestern-Siege bei Salamis, Platäa und Mycale, mit ihrer vereinten Glorie, die Glorie der Niederlage des Königs Leonidas bei den Thermopylen nicht aufzuwiegen im Stande sind.

* * *

Es ist doch ein großer Vorzug, den die Thiere vor uns Menschen haben, daß sie ihre Ohren wie Klappenflöten gebrauchen, daß heißt: sie senken können. Sie hängen, wenn sie etwas Trauriges hören, wie bei einem Leichenbegängnisse, dem Trommelfell noch ein Trauertuch um, das die Töne wenigstens dämpft; da hingegen die Tonkronhüter an unsern Trompetenschnecken, wie die Steinschildwachen an öffentlichen Gebäuden, doch Niemandem den Eingang verwehren.

* * *

Es gibt Augenblicke in unserm Leben, in denen sich die dünnen Blumenfäden der Sehnsucht, der Liebe der Freundschaft wie schneidende Schmerzensseile und Ringelschlangen um unsern Herzens-Laokoon legen, wo dieser dreispitzige Neptunszacken in die Tiefe unserer Empfindung fährt, und ein Kreta namenloser Schmerzen aus dem Meere der Gefühle auftaucht; wo die Noahs-Taube der Sehnsucht heimatlos zu unserer Lebens-Arche zurückkehrt und das zerstörte Jerusalem unserer Liebe, mit Riedgras und Nebeln überbaut, aus den Eisspalten unseres Herzens in formlosen Ruinenmassen hervorgrauet! O, welch anderes Moschusmittel haben wir dann gegen den Schmerz-Krampf in jedem Nervenknoten, als den Granitkern eines Tropfens aus der Vauclüsen-Quelle der Thränen, oder die Schmerzens-Schattenstimme Echo in dem hohlen, konischen Herzmuskel, die als Seufzer-Passatwind in die Trostsegel bläst, oder das magisch-magnetische Handauflegen der Janusseite unsers Lebens, der Rückerinnerung? —

Das Lied der Nacht.

Nicht stumm ist sie, blos still, die Nacht,
Die Nacht ist schweigsam, doch beredt,
Die Erde schläft, der Himmel wacht,
Der Vater dort geht nicht zu Bett!

Aus Nacht kommt Trost, aus Nacht kommt Heil,
Aus Nacht kommt Morgenroth und Licht,
Die Nacht, sie nimmt an Allem Theil,
Was Schmerz und Unglück zu ihr spricht!

Bei Nacht ertönt die Nachtigall,
Wenn and're Vögel schlafen ein,
Und Seufzerton und Liebesschall
Sind süß und mild bei Nacht allein!

Die Nacht, das braune Götterweib,
Hat Augen voller Himmelsglanz,
Sie schlingt sich um den süßen Leib
Aus gold'nen Sternen einen Kranz;

Die Nacht ist eine fromme Frau,
Auf Erden liegt ihr Angesicht,
Doch hoch empor zum Himmelsblau
Hebt sie den Geist mit Zuversicht!

Nun gar die Nacht, die Weihnachtsnacht,
Der Erdennächte Glück und Preis!
Die Heil und Glück und Licht gebracht
Und Segen für den Erdenkreis!

In dieser Nacht steht hoch im Raum
Im großen, blauen Himmelszelt
Aus Sternenlicht ein Weihnachtsbaum,
Von gold'nen Strahlen rings erhellt;

Und Stamm und Zweig und jeder Ast,
Die hoch an diesem Baume sind,
Sind reich beschwert mit Segenslast,
Von Gott für jedes Menschenkind!

Denn jedes Sternlein ist beschert
Für Menschenkinder als Geschenk,
Daß es in Leid und Weh' der Erd'
Sein Herz zum Vater oben lenk';

Denn jener Baum aus Sternenschein
Ist milder Gaben reich und voll,
Von dem die Menschheit, groß und klein,
Die süßen Früchte pflücken soll!

Denn jedem Menschen, arm und reich,
Hat Gott sein Sternlein dort beschert,
Das ihn bewacht im Erdenreich
Und seinen Erdenpfad verklärt:

D'rum sei dies Lied der Nacht geweiht,
Die Gott geweiht mit Licht und Rath,
Ihr Kleid ist Licht und Herrlichkeit,
Ihr Aug' ist Trost, ihr Geist ist Gnad'!

Ende des achten Bandes.

Inhalt
des achten Bandes.

Seite

Seite

